

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 6.1955

Landesgeschichtl. Vereinigung
Berlin
1955

Jahrbuch
für
brandenburgische
Landesgeschichte

1955

Jahrbuch
für
brandenburgische Landesgeschichte
6. Band

Herausgegeben
im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung
für die Mark Brandenburg e. V.

von
Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt

Berlin
1 9 5 5

Auslieferung durch die Fontane-Buchhandlung
Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54

I N H A L T

Univ.-Prof. Dr. Friedrich Solger:	
Heimatliche Geschichtsforschung und Volksbildung (mit Bildnis des Verfassers)	5
Univ.-Prof. Dr. theol. Dr. phil. Liselotte Richter:	
Kierkegaard in Berlin (mit 2 Abb. im Text)	10
Albert Ludwig:	
Die Ausgrabungen in der Nicolaikirche zu Berlin (mit einem ganz- seitigen Plan im Text)	16
Dr. Hans Branig:	
Aus den späteren Lebensjahren der Gräfin von Lichtenau (mit 1 Abb. im Text und einer Bildwiedergabe auf Tafel I)	19
Dr. Mario Kramer:	
Clemens Brentano und Berlin. Bilder aus den Tagen der Romantik (mit 7 Abb. im Text)	26
Dr. Peter Klein:	
Ein Menzelbrief aus dem Nachlaß von Linda Kögel (mit 1 Abb. im Text und 1 Faksimile)	43
Prof. Dr. Arthur Suhle:	
Die Münzprägung in Brandenburg von den Anfängen bis zum Tode Ottos I. (mit Abb. auf Tafel II)	46
Dr. Rudolf Lehmann:	
Tagebuchaufzeichnungen der Frau von Thielau auf Neu-Döbern vom 13. Mai bis zum 3. Juni 1813 (1 Lageplan im Text)	50
Dr. Günter Stein:	
Zur Datierung des Bergfrieds der Burg Stolpe a. d. Oder. — Der Bergfried im märkischen Bereich (mit 7 Abb. im Text)	56
Erich B. Zornemann / Dr. Eberhard Faden:	
Dr. Hermann Kügler (mit 1 Abb. im Text)	62
Dr. Hermann Küglers Schriften zur brandenburgisch-berlinischen Volkskunde	63
Veröffentlichungen von Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe (Nachtrag)	65
Dr. Hermann Fricke:	
Bibliographie der dichterischen Werke von Martin Anton Niendorf	65
Bücherschau:	
R. Lehmann, Bibliographie zur Geschichte der Niederlausitz. 2. Band (B. Schulze)	
E. Amburger, Das Kammergericht und seine Präsidenten (E. Faden)	
R. Peesch, Der Wortschatz der Fischer im Kietz von Berlin-Köpenick (E. Faden)	
Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin. Band 1: Bezirk Tiergarten (K. Pomplun)	
H. Fricke, Brandenburgische Beiträge (M. Henning)	66
Martin Henning:	
Aus dem Leben der Vereinigung	68
Personen- und Ortsverzeichnis	70

Friedrich Solger:

Heimatliche Geschichtsforschung und Volksbildung

Vortrag, gehalten am 16. 5. 1955 in der Heiligen-Geist-Kapelle in Berlin
(mit Bildnis des Verfassers)

Welche Bedeutung hat die heimatliche Geschichtsforschung für unsere Bildung? Die Antwort auf diese Frage wird zu Tage liegen, wenn wir uns klar und einig darüber sind, was wir Heimat nennen, was wir von der Geschichtsforschung erwarten und was wir von der Bildung fordern.

Was nennen wir Heimat? Seit Eduard Sprangers viel beachteter Rede bei der Begründung der Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde am 21. April 1923 in Berlin wird darauf oft geantwortet: Heimat ist beseelte Landschaft. Das mag auch unser Ausgangspunkt sein. Heimat ist Landschaft, räumliche Wirklichkeit; wir meinen nicht eine räumlose Heimat der Seele. Wer beseelt diese Landschaft? Tritt sie uns an sich beseelt entgegen, oder sind wir selbst es, die sie beseelen? Sicher ist das Zweite der Fall, und mancher nimmt das als eine vorübergehende Jugenderscheinung hin:

„Da fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall.“

Und dann folgt leicht der Nachsatz:

„Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar.“

Diese Auffassung scheint dem Verhalten der Schule zugrunde zu liegen: Sie kann die Bedeutung der Heimatverbundenheit nicht abstreiten, möchte sie für sich nutzbar machen, räumt ihr aber nur die Bedeutung der Vorstufe zu einer gründlicheren Erkenntnis ein und billigt sie nur einem Schulalter als Leitgedanken zu, in dem von „Heimatsforschung“ noch nicht wohl die Rede sein kann. Dann wäre unser Eintreten für Heimatsforschung das Spielen mit einem Kindheitstraum, dessen Verblassen dem Einen schmerzhaft sein mag, von dem Andern wie ein Erwachen zu ernsterem Leben empfunden wird.

Aber damit werden wir der Heimat gewiß nicht gerecht. Das Heimatgefühl ist keineswegs in der Kindheit am stärksten. Es hat da nur noch keinen rechten Mitbewerber um die junge Seele, weil — wenigstens außerhalb der Großstadt — alle lebendigen Vorstellungen des Kindes auf Heimatanschaulichkeit aufbauen. Aber wenn dann Eindrücke aus einem weiteren Felde übermittelt werden, dann ergreifen sie gerade die junge Seele mit dem größeren Reize. Mit Recht sucht das Kind Neues aufzunehmen. Das ist geradezu seine Aufgabe. Dem gibt die Schule nach. Denn ein Nachgeben und kein Führen des Kindes liegt in dem Wunsche, der Unterricht möge „lebensnahe“ sein, „interessant“, d. h. anknüpfen an Eindrücke, für die das Kind besonders offen ist. Da liegen auch die gegebenen Anknüpfungspunkte, aber wo liegt der Zielpunkt?

Von wem ist der Ruf nach Heimatkunde ausgegangen? Nicht vom Kinde, eher vom Greise. Der alternde Mensch fühlt etwas entfliehen, was er bis dahin als selbstverständliche Begleitung durch das Leben hingenommen hat. Mit diesem ursprünglich Gewohnten verbindet er den Begriff des Heimatlichen, und die Forderung der Heimatkunde tauchte in den Erwachsenen auf, seit die stürmische Veränderung unserer alltäglichen Umweltformen unser Leben mehr und mehr in das Zeichen des Ungewohnten rückte. Solche Heimatkunde betonte die Beschäftigung mit Vergangenen. Das Heimatmuseum tritt seit den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts neben die Denkmalflege. Was diese in der lebendigen Wirklichkeit nicht retten kann, sucht das Museum wenigstens aufzubewahren. Das Spinnrad mag als sinnbildliches Beispiel dienen. Heimatschutz wurde von führenden Männern gerade von Berlin aus gefordert als Verpflichtung gegen eine geerbte Landschaft, aber ein beseeltes Erbe. Es war nicht verträumtes Heimatgefühl, was aus ihnen sprach, sondern brennendes Heimatgewissen. Ihnen war

Heimat „verpflichtende Landschaft“, und die Verpflichtung lag in der Wahrung eines Erbes. Die Bedrohung dieses Erbes fühlt der am stärksten, der entweder aus dieser Landschaft fortgerissen wird oder dem sie einer enteelenden Umwandlung zu verfallen droht.

Aber ist es wirklich die Landschaft, die es zu schützen gilt, und woher nehmen wir das Recht und die Kräfte dazu? Wenn der Vater unserer Universität, Wilhelm von Humboldt, einmal sagt, der Zauber des Griechentums liege darin, daß man hier in eine Heimat zu kommen fühle, dann meint er nicht eine Landschaft, sondern Menschentum, „Humanität“, die dem Neuhumanismus seinen Namen gab, und hier klingt bereits die Bedeutung für die Bildung an.

Das Heimatsuchen im Griechentum erinnert daran, daß der Heimatgedanke nicht schlechthin an ererbter Landschaft haftet; denn dort handelte es sich ja um eine zu erwerbende Heimat. Und doch liegt auch hier im Kern ein Erbgedanke zugrunde. Denn wenn wir sagen: Hier finden wir eine Heimat, dann ist es erbgegebenes Wesen, das sich angesprochen fühlt. Wir müssen bei der Vertiefung in den Heimatgedanken zwei Arten von Erbe unterscheiden, die ich Erbwesen und Erbesitz nenne. Zum Erbesitz gehört alles Erbe, das wir haben, das wir pflegen oder verschwinden können, das uns auch genommen werden oder zuwachsen kann. Aber das naturwissenschaftliche Jahrhundert hat uns gelehrt, das alles Lebendige durch ein Erbwesen bestimmt ist, durch Keimkräfte, die den Blumenkeim zwingen, eine Blume zu werden, den Menschenkeim dazu, sich zum sehr persönlich festgelegten Menschen zu entwickeln, wenn nicht das Lebewesen selbst verkümmern soll. Hier handelt es sich um ein Erbe, das schlechthin unser Sein ausmacht und das ich deshalb Erbwesen nenne. Es ist nicht unempfindlich gegen äußere Einflüsse, aber es trägt nur solche, die das Erbwesen nicht überwältigen, sondern gegen die es sich durchsetzt, durch die es sich auch wohl stärker entfalten kann. Im Gegensatz zu den Keimkräften nenne ich diese von außen einwirkenden Kräfte Schlagkräfte.

Keimkräfte sind nicht von Hause aus andre Kräfte als die Schlagkräfte. Sie sind aus diesen genommen, wie der Marmor einer Schillerbüste aus dem Steinbruch genommen und kein anderes Gestein geworden ist. Nur die Gestaltung gibt der Büste die Eigenart, und die zertrümmerte Büste ist nur wieder einfacher Marmor. So sind die Keimkräfte nur ein Zusammenschluß von Schlagkräften zu einem sich selbst erhaltenden Ringe, der nun eine eigne dauernde Idee verwirklicht. Der Stoff ist der Form dienstbar gemacht; aber diese Form des Ringes der Keimkräfte entsteht nur auf dem Erbwege und muß immerwährend um seine Erhaltung gegen Umweltgefahren kämpfen. Nur für die Schlagkräfte gilt das Gesetz der Erhaltung der Energie. An die Keimkräfte ergeht die Forderung der Erhaltung der Form. Nur in dieser erbbewährten Form sind sie erhaltungsfähig.

Es würde über den Rahmen dieser Ausführungen weit hinausgehen, wenn ich versuchen wollte, die organische Bedeutung der Keimkräfte näher darzulegen. Das ist Sache der Naturforschung. Aber wohl ist es am Platze, auf die innere Verbindung hinzuweisen, in die die Entwicklung des letzten Jahrhunderts die Biologie und die Geschichtsforschung mit einander gebracht hat.

Die Biologie hat geschichtlich denken gelernt und mußte es, da sich vor ihrem Blicke eine Geschichte des Lebens aufzutun begann, die einen mehr als 100 000mal größeren Zeitraum umfaßt, als wir ihn vor 100 Jahren als den Raum der Geschichte betrachteten. Es ist, als hätte sich unser Blick vorher nur im Raume eines Zimmers bewegt

und sähe nun ganz Europa vor sich liegen. Aber — um in dem Bilde zu bleiben — es wäre ein kalter Blick über unverstandene Dinge, wenn wir nicht in jedem Hause, das wir in dem großen Europa sehen, Zimmer gleich unsern eigenen vermuteten und in ihnen die gleichen Lebenskräfte wirkend. Diese lebendigen Zellen sind es, die das Leben erhalten, nicht jene Kräfte, die wir durch europäische Statistiken oberflächlich erfassen. Diese können uns allenfalls sagen, wieviel Leben eines bestimmten Gepräges der Gesamttraum tragen kann, aber nichts zur Erforschung dieses Lebens selbst. Dessen Gesetze werden uns nur aus den Erfahrungen in der eignen Heimat bewußt, wenn sie auch je nach der Eigenart der Menschen an verschiedenen Orten recht verschiedene Formen erzeugen.

Nur indem wir am eignen Geschick das Kennzeichnende des Organischen erleben, gelingt es uns, ein Verständnis für diese Mannigfaltigkeit der Organismen anzubahnen, deren Wechselwirkungen wir bis in unser engstes Leben hinein greifen fühlen.

Dies Bild mag die Geschichtsschau des Naturforschers vergegenwärtigen. Fühlt er lebendig, dann tritt er an den Erforscher der menschlichen Geschichte mit der Bitte heran: Zeige mir das Wirken jener organischen Gesetze, die alles Leben beherrschen, in dem uns so viel tieferen Einblick erlaubenden Raum der menschlichen Geschichte. Und wer das versucht, der wird die Wahrheit des Goethewortes empfinden:

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Wie die Naturforschung uns lehrt, ist ein Metallklumpen nur dann Gold, wenn seine einzelnen Atome Gold sind, und die Atome der Menschheit sind die Heimaten, nicht die Einzelnen. Sie sind nur rasch wachsende und rasch vergehende Blätter am dauernden Baume der Heimat, und der Buchenwald läßt sich nicht aus seinen Blättern verstehen, sondern nur aus seinen Bäumen, und zwar nur aus dem Organismus des einzelnen Baumes. So können wir auch keine organische Geschichte der Menschheit schreiben, sondern das Organische menschlicher Entwicklung nur in der Heimat wirklich verfolgen. Wollten wir diesen Gesichtspunkt sofort in die Geschichte der Menschheit hineinragen, die wir gewöhnlich die Weltgeschichte nennen, dann gerieten wir in dogmatische Konstruktionen.

So ist der heimatlichen Geschichtsforschung eine Aufgabe vorbehalten, die man als biologische Geschichtsforschung bezeichnen kann: die Schicksale des Erbwesens unter den Einwirkungen des Kräftefeldes, in das es gestellt ist.

So gesehen hebt sich in dem großen Kräftefeld der Umwelt ein engerer Bezirk heraus, ein Lebensraum, der uns nur mit einem kleinen, nächst verwandten Menschengruppe gemeinsam ist, für dessen Bedingungen diese Gruppe und damit wir selbst die Verantwortung tragen, und ein weiterer Raum, aus dem sehr wirksame Kräfte auf uns eindringen, deren Entstehung jedoch unserer Verantwortung entzogen ist, die ihr eignes Recht beanspruchen, denen gegenüber wir nur das Recht und die Pflicht haben, sie abzuwehren oder zum Nutzen unseres Erbwesens zu verwenden oder unsererseits aus Eignem zu geben, was jene fördern kann. Jener engere Raum ist, biologisch betrachtet, unsere Heimat, was jenseits liegt, nennen wir die Fremde. Sie ist uns nicht an sich feindlich, in vieler Hinsicht sogar notwendig. Wir dürfen uns nur ihr gegenüber nicht die Verantwortung ihrer Gestaltung anmaßen, zumal diese Verantwortung voll beansprucht ist durch die Gestaltung der Heimat.

So kommen wir zu einem wesentlich biologischen Heimatbegriff: Heimat ist der erbgebene oder zur Weitervererbung erworbene Lebensraum, für den wir die Verantwortung tragen, ihn so zu erhalten und nötigenfalls umzugestalten, daß er einer gesunden Entwicklung unseres Erbwesens als Grundlage dienen kann.

Einem solchen Begriffe gegenüber liegt es nahe zu sagen, er wäre mehr ein Begriff der Politik als der Forschung. Besäße er nicht seine politische Bedeutung, dann hätten wir kaum ein Recht, unsere Kraft auf seine Erforschung zu wenden und dadurch etwa politisch wichtigeren Aufgaben zu entziehen. Aber die Heimatforschung drängt der Politik nicht einen bestimmten Willen auf, sondern schafft ihr nur eine tragfähige Grundlage. Wir können zum Vergleich die Ernährung heranziehen. Auch sie ist politisch von höchster Bedeutung, aber nicht das Sondergebiet einer einzelnen Partei. Sie schafft für jedes politische Wollen die Grundlage, die allen ernstesten politischen Gegnern gemeinsam sein muß, die Voraussetzung eines gesunden Lebens. Nicht anders ist es mit einer in ihrem ganzen Ernst erfaßten Heimatkunde. Sie schärft unsern Blick dafür, welcher Grundkeim erhalten bleiben muß, damit er dem politischen Kampfe stets gesunde Kräfte zuführen kann. Mögen diese dann ihre Stärke aneinander erproben!

So wird die Erde ein Mosaik von Heimaten, wie die Menschheit ein Mosaik von Völkern ist, wie jede Wiese ein Mosaik von Blumen bildet, deren jede ihrer Eigenart entsprechend leben muß, um zu bestehen, und deren Mannigfaltigkeit erst das Höchstmaß der Lebensentfaltung gewährleistet. Im organischen Leben herrscht das Gesetz, das Bertalanffy dessen hierarchischen Aufbau genannt hat und das besagt: Der Gesamtorganismus muß aus organisierten Einheiten niedriger Ordnung bestehen, deren Gesundheit die Voraussetzung der Gesundheit des Ganzen ist. So ist die Gesundheit des Heimatlebens die Voraussetzung für die Gesundheit der menschlichen Gesellschaft und begründet die Bedeutung der Heimatforschung.

Aus der notwendigen Enge des Heimatgebietes, die aus der Begrenztheit unserer Verantwortungsfähigkeit folgt, entsteht die Frage nach den Grenzen der Heimat, die oft gestellt und zur Geringschätzung der Heimat mißbraucht wird. Aber die Heimat ist nicht durch ihre Grenzen bestimmt, sondern durch ihren Mittelpunkt. Die Heimat des Kindes hat engere Grenzen als die des Erwachsenen, die Heimat des Begabten reicht weiter als die des Unbegabten. Soweit unser Erbwesen und das Kraftfeld der Umwelt uns gestatten, Heimat zu schaffen, soweit reicht diese. Da geht es um einen Erbbesitz, den wir zum Gedeihen unseres Erbwesens brauchen und danach gestalten müssen. Wer ihn genießen will, ohne ihm sein Recht zu geben, der schmarotzt an ihm, und wir bekennen uns zu dem sozialen Imperativ: Du sollst nicht schmarotzen!

Bei dieser Betrachtung hat sich schon ergeben, welche Bedeutung für das Verständnis solcher Heimat der Geschichtserkenntnis zukommt. Es gilt, unser Erbe richtig zu beurteilen; das ist uns aus der Vergangenheit gewachsen, und diese ist Gegenstand der Geschichtsforschung. Aber unsere Urkunden zeigen uns nicht dieses Erbwesen als solches, sondern nur sein Wirken in der Auseinandersetzung mit der immer und notwendig hineinwirkenden Fremde. Wilhelm Pinder hat seiner Darstellung unserer Kunstgeschichte die Polarität von Herkunft und Begegnung zugrunde gelegt. Das ist biologisch richtig gedacht. Herkunft und Begegnung, vererbte Kräfte und schicksalhafte Anregungen gegen einander abzuwägen, wird die Aufgabe echter heimatkundlicher Geschichtsforschung sein müssen. Im Sinne unserer obigen Begriffsbestimmung gilt es, die Keimkräfte zu erkennen, die das uns erbgegeben anvertraute Leben tragen.

Alle Begegnungen im Völkerleben führen Schlagkräfte in das Leben der Heimat ein, die sich erst an diesem zu bewähren haben. Wir wollen ihnen dankbar sein, wo sie uns Hilfen bringen; aber es ist nicht Sache der Heimatforschung, den Eigenwert dieser Schlagkräfte und ihr Schicksal zu verfolgen, sondern zu erkennen, was sie zur Entfaltung der heimischen Kräfte beigetragen und wie sie damit der Gestalt des heimischen Organismus neue, aber heimateigene Züge vermittelt haben.

Es erscheint vielleicht als eine unlösbare Aufgabe, diese Herausarbeitung des herkunftsmäßig Heimischen aus dem heimisch-fremd gemischten wechselnden Zeitbilde, die Unterscheidung von Entwicklung und Verführung. Alle wirklich großen Aufgaben gestatten uns nur, an ihnen zu schaffen, nicht sie zu lösen. Entscheidend ist nur, daß nicht unsere Willkür die Aufgabe stellen darf, sondern das Schicksal selbst, und dann haben wir seinem Ruf zu folgen.

Gerade die Schwierigkeit der Aufgabe begründet das Sonderrecht der Heimatforschung. Heimatgeschichte ist mehr als nur ein Teil der allgemeinen Geschichte. Sie fordert ein Tieferblicken, auf das wir unsere Kräfte nur sammeln können, wenn wir das Feld nicht zu groß wählen. Aber das setzt ein Beherrschen der Hilfsmittel voraus, die die große Völkergeschichte bietet. Nur in deren Rahmen läßt sich die Heimatgeschichte verstehen.

Das Verhältnis der Weltgeschichte zur Heimatgeschichte ist zu vergleichen mit dem des Fernverkehrs zum Nahverkehr. Der Fernverkehr vermittelt den großen Kräfteaustausch, durch den die mächtigen Leistungen der Gegenwart möglich werden. Aber die Autostraßen, auf denen sich dieser Austausch vollzieht, müssen an den unscheinbaren Stätten vorübergehen, sie beiseite lassen, in denen das Leben heranwächst, dessen Kräfte allein jenen Austausch fruchtbar machen. Auch ein anderer Vergleich dürfte am Platze sein: Die Heimatgeschichte zeichnet uns ein anschauliches Bild, das wir mit einem Blick in seinen Einzelheiten übersehen, mit breitem Vordergrund und verschwimmender Ferne. Die Weltgeschichte leitet daraus ein Kartenbild ab, das allein uns den Überblick über große Zusammenhänge ermöglicht, aber zwingt, daß, je zusammenfassender der Maßstab gewählt wird, um so mehr an sich wichtige Einzelheiten auch übergangen werden müssen. Greifbaren Inhalt bekommt die Karte erst, wenn wir an die Stelle ihrer Signaturen an entscheidenden Stellen solche anschaulichen Einzelbilder setzen können, die allein für sich genommen uns nichts über die großen Zusammenhänge sagen. So sind beide Betrachtungsweisen für einander unentbehrlich, wenn ein Gleichmaß zwischen Einsicht und Übersicht erreicht werden soll.

Die Trennung des ursprünglich Heimischen und für die Heimat dauernd fruchtbar gewordenen von den wechselnden Zeiteinflüssen verlangt den Überblick über große Zeiträume und darum ein Zurückgehen in weite Vergangenheit. Dort muß nach der strengen Rankeschen Forderung erkannt werden, „wie es denn wirklich war“. Aber in solcher Vergangenheit dürfen wir nicht stecken bleiben, nun setzt die schwere Aufgabe ein, die Wurzelfäden zu finden, die unsere Gegenwart mit jener Vergangenheit verbinden, und deren Bedeutung für das Werden unseres Erbes zu erkennen, sei es, daß wir da Abwege der Entwicklung aufdecken, von denen wir uns selbst zurückrufen müssen, sei es, daß wir an alte Kräfte in uns glauben lernen, die uns die Gegenwart unter dem glänzenden Schein vergänglicher Leistungen verhüllen mag.

Wie es einst war, müssen Urkunden uns sagen. Was aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt, nennen wir **Denkmal**, und so wird Denkmalforschung ein wesentliches Gebiet der Heimatgeschichte, und je mehr sich unser Blick schärft, um so mehr Züge des Gegenwartsbildes werden uns zu Denkmalen, d. h. zu Anregungen, zu ergründen, warum das so ist, zu Fragen an die Geschichte, wie und wann, durch welche Kräfte es entstand und welche Wandlungen es durchlaufen mußte.

Das eigentliche Denkmal der heimischen Geschichte ist der heimische Mensch der Gegenwart; aber seine Erforschung ist am schwersten. Den Weg dazu suchen wir durch die Vertiefung in diejenigen seiner Werke, die sich erhalten haben, seien es die Bauten in Stein oder die Werke der Kunst und der Dichtung, seien es die Formen seiner Sprache und seines Rechtes, oder die eigne Erbmasse, die die Ahnenforschung uns offenbart.

Wie tief unser Heimatverständnis in das Wesen der Sache eindringt, das können wir geradezu daran ermes-



Prof. Dr. Friedrich Solger

sen, wie lebhaft die Züge des Heimatbildes uns zu reden den Denkmalen werden, wie weit ihre Sprache in uns nachwirkt und wir durch sie Zwiesprache mit unserm dauernden Wesen halten lernen.

Daß jeglicher Heimatstoff uns Denkmal des Lebens in all seiner Vielseitigkeit und doch zugleich Geschlossenheit werden soll, ergibt die Forderung für alle heimatkundlichen Arbeiter, einander zu verstehen, die einzelnen Ergebnisse gegenseitig zu beachten und gegenseitig zu fördern. Nirgends werden die Scheuklappen allzu eng fachbegrenzten Blickes störender fühlbar als in einer Heimatkunde, die fruchtbar sein will. Wen nicht beim Wandern durch die Heimat jeder Blick in die Umwelt dazu auffordert, seine eigenen Kenntnisse in die Deutung des Gesamtbildes einzuordnen und freudig jede Aufklärung von andern Fächern her dankbar entgegenzunehmen, der ist kein eigentlicher Heimatforscher.

Aber der Wille, mit der Heimatforschung dem wirklichen Leben zu dienen, weckt auch das Bedürfnis des Widerhalls des eignen Strebens in allen Heimatgenossen; wir möchten sie teilnehmen lassen an der eignen Erkenntnisfreude, aber auch an der Wirkung auf sie erlauben, ob wir in rechter Fühlung mit dem Leben bleiben. Sie alle sollen ja doch mitgestalten an der Heimat, und nur wenn wir ihnen dazu brauchbares Werkzeug in die Hand geben und ihnen die Lust wecken, es zu führen, wird unsere Arbeit wahrhaft fruchtbar.

Damit sind wir auf den Kernpunkt unserer Betrachtungen hingeführt, die allgemeine Bedeutung der Heimatforschung für unsere Bildung.

Die Natur mit den längeren Atemzügen ihrer Entwicklung läßt uns schon in ihrem ruhigeren Gegenwartsbilde tiefere Gesetze erkennen, wo Naturkräfte miteinander in Streit zu liegen scheinen, und erzieht unsern Blick dazu, auch im Streit der Menschen über die Amtsrichterperspektive hinaus, die sich mit Schuld und Strafe begnügt, die großen Notwendigkeiten zu suchen, die unser Gestaltungswille achten muß.

So kann die heimische Naturforschung bis zu einem gewissen Grade der geschichtlichen Betrachtung entbehren. Der Einfluß der klimatischen Verhältnisse auf unsere Lebensbedingungen stellt wesentlich Gegenwartsfragen, und Ähnliches gilt von der Gewässerkunde. Auch das Pflanzenkleid werden wir in erster Linie aus klimatischen und topographischen Bedingungen der Gegenwart zu verstehen suchen. Aber schon die Topographie führt erfahrungsgemäß notwendig auf e r d g e s c h i c h t l i c h e s Gebiet, und wenn wir uns dem Menschen zuwenden, wird die Wechselwirkung zwischen Herkunft und Begegnung so entscheidend, daß wir nur auf der Grundlage geschichtlicher Übersicht zu einem Verständnis kommen, auch wenn es sich nur um die Spannung zwischen Vätern und Söhnen handelt. Wir verwechseln sonst leicht das Augenblickskleid mit dem darin steckenden dauernden Menschen.

Ich habe vom Begriff der Heimat und der Aufgabe der heimatkundlichen Geschichtsforschung gesprochen und kann nicht wissen, ob Sie mir darin zugestimmt haben. Aber jedenfalls darf ich hoffen, daß klar geworden ist, was ich darunter verstehe und daß diese Begriffsbestimmungen aus einem wirklichen Bedürfnis entspringen. So müssen wir uns nun auch über den Begriff der Bildung einigen.

Eindeutig ist, daß Bildung nicht geerbt wird wie die Begabung, sondern erworben im Laufe des Lebens, aber wodurch und wozu? Was vermissen wir an dem Ungebildeten? Die erste Antwort wird lauten: Eine gewisse Menge von Kenntnissen, die der Alltag fordert. Aber es gibt manchen Gelehrten, der im Alltags sehr wenig Bescheid weiß und den wir darum doch nicht ungebildet zu nennen pflegen, weil wir die Gründlichkeit achten, die wir bei seinen Kenntnissen auf besonderen Gebieten als gegeben annehmen. Aber ebenso wenig entscheidet der Grad der Gelehrsamkeit über die Höhe der Bildung. Die Fülle des Stoffes, die der Geist aufgenommen hat, ist vergleichbar mit der körperlichen Fülle. Auch sie ist erst im Laufe des Lebens erworben, wenn auch ursprüngliche Veranlagung dafür wichtig ist, ebenso wie für die Erwerbung von Kenntnissen. Wir werden die Gesundheit des Menschen nicht nach seinem Körpergewicht bemessen, sondern nach dem Grade, in dem beherrschte Körperkraft ihm zur dauernden Verfügung steht. Auch die Bildung werden wir zweckmäßig nicht danach beurteilen, was der Mensch weiß, sondern was er kann, und es wird sich auch hier empfehlen, von g e s u n d e r Bildung zu reden und nach dieser zu fragen. Nicht die Kenntnisse werden da entscheiden, sondern der Grad ihrer Beherrschung. Darin können der Unwissende und der Vielwisseur gleichermaßen versagen. Es wird darauf ankommen, mit welchem Grade von V e r a n t w o r t u n g man seine Urteile ausspricht. Ich fasse den Sinn der Bildung immer so auf, daß sie auf eine Steigerung der V e r a n t w o r t u n g s f ä h i g k e i t hinzustreben hat.

Nun ist die Menge der Kenntnisse und des Könnens, die heute in unserm Volke gefordert werden, viel zu groß, als daß ein Einzelner sie in sich vereinigen könnte. Das zwingt zur Arbeitsteilung, und sie führt zu einer Fachgliederung, die sich in den letzten anderthalb Jahrhunderten in einem doch beängstigenden Grade gesteigert hat. Diese Gefahr sah schon bei der Gründung der Berliner Universität der verdiente Mediziner und Organisator Reil voraus, als er für den Studenten der Medizin eine ernste humanistische Bildung forderte. Die Fachbildung sorgt dafür, daß das, was geschaffen wird, gut gemacht wird; aber sie hat an sich kein Urteil darüber, ob es auch gut ist, daß es geschieht. Dazu gehört ein Überblick über die Gesamtlage, eine A l l g e m e i n b i l d u n g.

Diese Allgemeinbildung ist ein dringendes Erfordernis gerade der Gegenwart. Aber sie birgt eine unverkennbare Gefahr. Auch der Schüler im Faust wünscht

recht gelehrt zu werden
und möchte gern, was auf der Erden
und in dem Himmel ist, erfassen;

aber sehr verständig rät ihm Mephisto:

Doch müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen!

Wenn Nietzsche von dem überspezialisierten Gelehrten sagt, er wisse von allem nichts und nur von einer Sache zu viel, dann droht der Allgemeinbildung die Gefahr, von allem etwas zu wissen, aber von keiner Sache genug. Es ist die Gefahr der Plüscherei, und Plüscherei ist Verschwendung von Zeit und Kraft. Um ein Bild aus der Musik zu brauchen: Es kommt nicht auf ein allgemeines Lärmen an, sondern auf ein allgemein wertvolles Leitmotiv.

Wir müssen auch da von der Lage ausgehen, in der wir tatsächlich sind, und sie ist geschichtlich bedingt. Wir dürfen nicht einer Zeitstimmung folgen, sondern müssen Jahrhunderte überblicken, um zu wissen, welche Erfahrungen gemacht sind und welche Kräfte uns zur Verfügung stehen aus Heimat, Herkunft und Begegnung.

Wir sind nicht gewohnt, den Begriff der Bildung auch auf unsere vorchristlichen Vorfahren anzuwenden, und doch würde, wer Arminius für einen ungebildeten Menschen ansähe, der Weltgeschichte ihren Sinn nehmen. Gewiß war diese Persönlichkeit von europäischer Größe in Rom gewesen und hatte dort gelernt; aber das waren nicht seine Lehrjahre, sondern seine Wanderjahre. Sonst wäre er als Römling heimgekommen. Er ist ein treffliches Beispiel cheruskischer Herkunft und römischer Begegnung. Aus der Heimat brachte er sein Lebensziel mit, in der Fremde lernte er Mittel, es zu erreichen.

Aber wir wissen wenig über die Bildung der alten Germanen, und die Zahl derjenigen, die sich darum bemühen, ist beschämend gering. Wir haben uns gewöhnt, als die Hauptbildungsstätte die Schule anzusehen, und diese war eben ursprünglich eine Lateinschule. Als solche verbreitete sie neue Kenntnisse; aber es war keine Bereicherung unserer Kultur, daß sie die im eignen Volke liegenden Wurzeln verachten lehrte und sich bemühte, die eigne Volksüberlieferung vergessen zu machen. Sie trennte den Geistlichen von dem „Laien“, und „laos“ ist das griechische Wort für Volk. Sie siegte durch das reiche weltliche Rüstzeug der Mittelmeerkultur, die Scholastik, aber eben in ihr lief sie sich tot, und die deutsche Reformation erkannte die Minderwertigkeit des Laien nicht an. So brachte sie die Anfänge der Volksschule. Aber deren Inhalt war ein „Katechismus“, d. h. das Volk sollte ein „Echo“ werden für die protestantische Theologie mit ihrer Engherzigkeit. Aber zugleich war die Erfahrungswissenschaft erwachsen und führte zur Aufklärung, deren Sinn wir mit Kant in dem Satz sehen wollen: „Habe den Mut, dich deiner Vernunft zu bedienen!“

Die Fülle bahnbrechender Gestalten, die uns das 18. Jahrhundert bescherte, veranlaßt uns, von einer Zeit der Klassik zu sprechen, und diese selbst sah im Griechentum der Vergangenheit das einmalige Vorbild menschlicher Vollendung; aber sie erzeugte auch den Gedanken der Entwicklung, und Naturforschung wie Geschichtsforschung wurden unter diesem Leitgedanken die Wissenschaften vom Werden, in dem wir uns heute fühlen. Fichte wagte es, eine Volkserziehung auf das eigene Denken zu gründen, Stein rief die Gesamtheit der Volksgenossen zur Selbstverwaltung, d. h. zur Mitverantwortung an der Gestaltung des Volkslebens auf, die Naturwissenschaft lehrte uns, daß alles echte Leben auf Selbstverwaltung von der Zelle bis zum Zentralnervensystem beruhe, und die demokratische Entwicklung unseres politischen Lebens hat die notwendige Folgerung mit sich gebracht, daß eine g e s u n d e V o l k s b i l d u n g die F ä h i g k e i t zur Mitverantwortung an dem gesamten Volksleben steigern muß.

Ob die Schule dieser Aufgabe gewachsen ist, haben wir hier nicht zu fragen. Jedenfalls muß sie dazu mitwirken. Sie muß so weite Volkskreise, als durch ihre Begabung irgend dazu befähigt sind, dafür Vorbilden. Dazu gehört aber nicht nur eine Einführung in die verschiedenen Fachwissenschaften, die uns heute den Einblick in die Gesetze des Geschehens erheilen, sondern vor allem ein Verständnis für die eigenen ererbten Kräfte, mit denen die Aufgabe bewältigt werden muß. Das aber ist H e i m a t k u n d e im Sinne unserer ganzen Betrachtungen.

Wir hätten damit der Schule eine Aufgabe zugeschoben, die, soweit sie überhaupt erfüllt wurde, bisher in den Händen des Elternhauses lag. War sie dort nicht besser aufgehoben? In der Vergangenheit gewiß; denn die Schule kann sie noch nicht meistern. Aber auch dem Elternhaus ist sie zu schwer geworden, weil die Umwelteinflüsse sich so rasch verändern, daß die Erfahrungen und Überlieferungen der Eltern nur noch bedingt den Kindern als Leit- schnur dienen können.

Alle Schulfächer sind einmal aus den Händen der Eltern in die der Schule gekommen und haben ihren Nutzen davon gehabt, sind aber zugleich der Gefahr ausgeliefert, daß das Kind nun für die Schule und nicht für das Leben zu lernen glaubt, daß ihm das Leben als das letztlich allein Zuständige ferner rückt. Besteht nicht auch die Gefahr, daß die Heimat als Schulgegenstand etwas Fremdes wird? Gewiß bleibt das Elternhaus die Stelle, an der sich die Heimatkunde, auch die der Schule, zu bewähren hat. Sie soll Schüler erziehen, die später als Eltern der Aufgabe der Heimatüberlieferung aus dem wirklichen Leben heraus gewachsen sind.

Solche Heimatkunde ist ganz gewiß nicht eine Sache der Kindererziehung allein, sondern muß das ganze Leben durchtränken. Sie rückt geradezu in den Mittelpunkt jedes gesunden Bildungsgedankens.

Aber der Verwirklichung stehen sehr ernste Hindernisse entgegen. In der Schule ist da der Widerstand der Fachlehrer, die sagen: Der Lehrplan ist schon übergelastet an Fachstunden. Er hat keinen Platz für neue Stunden der Heimatkunde. Dem wäre zu erwidern: Ein Bildungsgedanke ist auch nicht zufrieden mit einer oder zwei Wochenstunden, sondern er soll die Seele der Schule sein und aus jedem Unterricht sprechen. Dagegen erhöhe sich vielleicht noch heftigerer Widerspruch. Der Erdkunde- lehrer würde sagen: Ich soll die ganze Erde behandeln, was ist darunter der kleine Heimatraum? Wir haben diesen Einwand schon bei der Frage nach den Grenzen der Heimat abgelehnt. Wir wollen keinen Zaun um die Heimat bauen, über den niemand hinaus sehen soll. Aber wir wollen klar sagen, daß wir alles von der Heimat als Mittelpunkt sehen. Wir wollen den Schüler nicht durch alle Länder der Erde gehetzt wissen, deren selten richtig gezeichnete Bilder sich in seinem Kopfe dann verwirren. Sondern er soll sich bewußt sein, daß er das alles als näheren oder weiteren Rahmen der eigenen Heimat sieht, von dem aus auch in sein Leben Gaben, Anregungen, vielleicht auch Gefahren eindringen können. Er soll die ganze Erde und noch mehr kennen, aber wissen, daß er darin an einen erdgegebenen Platz gehört, den er auszufüllen hat.

Viel schwerer würde uns die Antwort, wenn der Lehrer uns fragte: Wo und wann soll ich selbst denn das lernen? Und da sehen wir, daß die ganze Schule, so wichtig sie ist, doch nur am Rande unseres heutigen Gegenstandes liegt und daß die eigentliche Frage die ist: Wie treiben wir eine Heimatforschung, die im wahren Sinne bildend wirkt, d. h. die uns das Verständnis für unser Erbwesen öffnet und das Eingreifen der weiten Umwelt in seine Entwicklung? Die Universität, die die einzelnen Fächer freilich um ihrer selbst willen treiben soll, sollte allerdings auch mehr als einen Lehrstuhl für die Heimatkunde haben. Aber auch das würde nicht genügen. Es müßten schon Institute sein, an denen Männer verschiedener Fächer zusammenwirkten, damit das Ineinandergreifen der einzelnen Kräfte zu seinem Rechte käme. Aber das sind Zukunftsträume. Wir wollen sie nicht aus dem Auge verlieren; aber wir wollen nicht auf ihre Erfüllung warten, ehe wir an die Arbeit gehen. Bis auf weiteres wird das Verständnis für die Heimat nicht auf Schulen und Hochschulen gewonnen werden, sondern nur im frischen Leben und im Nachdenken über die daraus geschöpften Anregungen. Das ist Sache des ganzen Volkes, aller seiner Stände. Jedem von uns hat das Leben heimatkundliche Fragen gezeigt, an deren Lösung er selbst entweder mitzuarbeiten sucht oder die er Fachleuten vorlegt, aber immer mit dem Ziel, das Erkannte einzuordnen in das große Bild der sich aus Erbkräften entwickelnden Heimat.

Wir können und wollen kein Lehrbuch der Heimatkunde verfassen. Wer könnte es schreiben? Wer würde es lesen? Wer würde es nicht alsbald zuklappen und lieber die Heimat selbst zu sich reden lassen? Wir können nur Eintrittspforten in das Land dieser Erkenntnis suchen und von ihnen aus gewissenhaft vorzudringen uns bestreben. Nur drei dieser Eintrittspforten möchte ich heute kurz nennen, die Wanderung, das Denkmal und nicht zuletzt die Familiengeschichte.

Die Wanderung zeigt uns wohl am deutlichsten die Notwendigkeit der Zusammenarbeit aller Fächer; denn sie bietet uns die ganze Fülle der Erscheinungen, deren Gesamtheit das Bild der gegenwärtigen Heimat ausmacht. Sie schlägt uns ein Buch auf mit zahllosen anregenden Wörtern, ein Buch, dessen Sprache wir lernen möchten, um seinen Inhalt als ein Ganzes aufzufassen. Schmerzlich genug empfinden wir die Hemmnisse, die heute der Heimatwanderung entgegenstehen, und herzlich wünschten wir, daß die Fesseln gelockert werden könnten, die heute den Heimatwanderer binden. Aber inzwischen wenden wir uns um so eifriger den Denkmalen zu, die in dem uns zugänglichen Bereich liegen.

Ehe wir unsere Kultur an das geschriebene Wort ausgeliefert hatten, war das Geschichtsbewußtsein der Sage anvertraut, und da sie in persönlicher Erinnerung fortgeerbt werden mußte, blieb das, was sie in sich aufnahm, lebendig, und die isländischen Sagas bieten ein beneidenswertes Beispiel dafür, wie Volksgeschichte auf diese Weise lebendig erhalten bleiben kann. Aber sie bietet keine Gewähr der Richtigkeit und ist nicht nachprüfbar. Seit wir die Geschichte schreiben, haben wir Urkunden, die noch nach langer Zeit uns erlauben, Irrtümer zu berichtigen, und das steht in Büchern, die jeder lesen könnte, wenn seine Lebenszeit dazu ausreichte. Aber mit dem Wachsen unseres Geschichtswissens ist unser Geschichtsbewußtsein in weiten Kreisen matter geworden. Wir können nicht wieder zur Sage greifen, um es zu beleben, wohl aber zum Denkmal. Wenn der Geschichtsforscher in mühevoller Arbeit die Vergangenheit klärt, dann soll uns der Heimatforscher zeigen, wie sich diese einstige Wirklichkeit ausspricht in ihren Denkmalen, nicht in solchen, die eine Nachwelt, oft als recht willkürliche Abschlagszahlung an die Vergangenheit, setzt, sondern in solchen, die unsere Ahnen uns in ihren Werken hinterlassen haben und die uns nicht fremd bleiben dürfen, wenn wir uns als echte Nachkommen erweisen wollen.

Wir sehen auf diese Vorfahren nicht herab mit dem Hochmut des Emporkömmlings, sondern fühlen, daß wir auf ihren Schultern stehen. Wir wissen, daß unsere Ahnenreihe der einzige Weg war, um zu uns selbst zu kommen, und darum möchten wir jedes Denkmal, das uns von ihm Kunde gibt, so reden machen, daß jeder Volksgenosse seine Sprache versteht, die Sprache, die von unserem eigenen Werden spricht, die uns lehrt, uns selbst als ewig werdende zu fühlen. Wenn der Lehrer schon einmal „Philologe“ sein will, d. h. Sprachpfleger, dann sollte, so wie die mittelalterliche Schule das Lateinische, die neuhumanistische das Griechische pflegte, so die Schule unserer Zukunft die Sprache unserer Denkmale pflegen, die sie in Stein, Bild und Wort sprechen.

So werden uns die Denkmale lieb und wertvoll, und wir wollen sie schützen. Nicht als ob wir die Vergangenheit gegen die Gegenwart verteidigen wollten. Der Lebende hat immer recht, wenn er Vergangenes um der Zukunft willen opfert. Aber wir wollen, daß er wisse, was er damit tut. Er soll nicht, um ein krasses Bild zu brauchen, um einiger Stunden behaglicher Wärme willen seinen Ofen mit einer wertvollen Holzschnitzerei heizen, die noch jahrhundertlang ernste Menschen erfreuen könnte.

Wir müssen unsere Denkmale schützen vor der leichtfertigen Zerstörung, aber auch vor dem Verfall. Dazu gehört viel Wissen und viel Takt; denn wir greifen mit gegenwärtiger Hand in ein Zeugnis der Vergangenheit und dürfen es nicht verfälschen. Aber wir haben hier nicht über die Grenzen der vorliegenden Möglichkeiten zu sprechen, sondern uns zu der Pflicht zu bekennen, un-

serem Volke zu bewahren, was das Gedächtnis an unsere Herkunft und ihre Begegnungen wachhält. Wo sich das Urbild nicht erhalten läßt, da wollen wir wenigstens Abbilder schaffen, die den Künftigen Einblick in das Vergangene sichern.

Das gilt nicht nur von den steinernen Bauten, sondern auch von den Zeugnissen aus dem Leben und Können unserer Vorfahren, die uns durch Wort und Bild überliefert sind und uns oft erst ihre Bauten verständlich machen; denn mit den Menschen jener Zeit wollen wir mitempfinden. Die Geschichte ihrer Kunst ist dem Heimatforscher nur der Weg zur Entwicklungsgeschichte des heimischen Menschen. Wenn eine allgemeine Kulturgeschichte eine Idee der Kultur verfolgt, die von Volk zu Volk weitergreifend immer schwierigere Fragen löst, fragt die Heimatkunde nicht nach der Entwicklung der Kultur, sondern der Menschen unter den Anregungen dieser Kultur, nicht nach der Größe der jeweiligen Kultur, sondern nach ihrer Eigenart, die die Eigenart der Menschen ausdrückt.

Das gilt auch besonders von der Vorgeschichte, die unser Geschichtsbild zeitlich so außerordentlich erweitert hat. Wohl staunen wir da gelegentlich vor unerwartet hohen Leistungen in früher Zeit; aber wichtiger ist uns die Eigenart der Völker, die sich darin ausprägt. Denn wo die schriftliche Überlieferung fehlt, sind das die einzigen Zeugnisse dieser Vorstufen unseres heutigen Menschentums, für dessen Verständnis wir dadurch ganz neue Grundlagen gewonnen haben und dauernd gewinnen. Die Vorgeschichte ist mit der Heimatkunde besonders eng verbunden; denn hier handelt es sich um Bodenfunde, die mit dem Augenblick, in dem sie aufgedeckt werden, auch der Gefahr der Zerstörung ausgesetzt sind. Werden sie doch meist aufgedeckt, weil der Boden, in dem sie liegen, von der Gegenwart zu ihren Zwecken gebraucht werden soll. Da muß die Forschung rasch zugreifen können, um das Mögliche zu retten. Nur wenn in der Nachbarschaft ein Kenner wohnt, wird das gelingen, und nur wenn die Bevölkerung in diesen Funden Stoff zur Erweiterung der Kenntnis von unserer eigenen Geschichte zu würdigen lernt, wird vermieden werden können, daß die Fundstücke als bedeutungslose Merkwürdigkeiten von einer rasch verklingenden Neugierde verzettelt werden.

Bei all diesen Fragen scheint uns Berlinern eine besonders schwierige Aufgabe gestellt. Nicht nur, daß der Vorgeschichtler in dem oftmals umgegrabenen Boden der Großstadt meist ein verwüstetes Feld findet, nicht nur, daß in dem hier besonders unternehmenden Geist der Gegenwart die stete Gefahr liegt, daß wertvolle Denkmale der Geschichte aus Unwissenheit oder Gedanken-

losigkeit einem Augenblickseinfall geopfert werden, der dem Zerstörten nicht ebenbürtig ist. Auch der ganze Gedanke der Heimat ist mit der Großstadt schwerer zu verbinden als mit dem geschlossenen und Geschlechter hindurch gleichbleibenden Bilde eines stilleren Siedlungsplatzes. Und doch ist gerade Berlin in der Geschichte der Heimatpflege und des Heimatschutzes eine der regsten Stätten gewesen. Zeitweise oder dauernd haben hier Rudorff, Friedel, Mielke u. a. gewirkt, und das ist nicht zufällig. Denn hier ist die Gefährdung der Heimat besonders eindringlich erkennbar gewesen und hier sind zugleich besonders reiche wissenschaftliche Möglichkeiten für die Heimatforschung gegeben.

Daß es in Berlin wahrscheinlich mehr Heimatvereine gibt als in einer anderen deutschen Stadt, könnte man gegen ein eigentlich Berliner Heimatgefühl anführen; denn nicht Berlin ist die Heimat, die diese Vereine meinen. Aber es zeigt doch, wie viele Menschen in Berlin sich mit einer Heimat verbunden fühlen, und es wird nur darauf ankommen, diese Menschen richtig anzusprechen, um sie von einem rückwärts schauenden Heimatgefühl zum Bewußtsein eines vorwärts auf ihre Kinder hinweisenden Heimatgewissens zu führen.

Gewiß sind wir Berliner aus sehr verschiedenen Heimen zusammengeströmt. Eine Millionenstadt entsteht nicht aus ihrem eigenen Nachwuchs. Aber wer in ihr an das Charaktervolle seiner Geburtsheimat mit Dank und Sehnsucht zurückdenkt, der möge helfen, seinen Kindern ihren Geburtsort Berlin ebenfalls zur Heimat zu machen, Verbindung zu suchen mit den bodenständigen Kräften seiner Entwicklung und die Riesengröße nicht zur Gefahr der Verwaschenheit werden zu lassen.

Wie weit gerade dabei die Heimatkunde mitwirken kann, mag sie durch die Tat beweisen. Aber die reichen Forschungshilfen, die Berlin gibt, machen es uns Berlinern zur Pflicht, besonders nachdrücklich für solche Heimatkunde einzutreten. Allerdings liegen diese Vorzüge Berlins vor allem darin, daß so vielseitige Fachleute hier nebeneinander wohnen, und sie kommen erst zur Geltung durch deren Zusammenarbeit. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Zusammenarbeit um der Sache willen nicht an den Sektorengrenzen aufhören darf; denn Berlin hat nun einmal eine einheitliche Geschichte und läßt sich für die Forschung wie für die Heimatbildung nicht in Berlin und -lin zerlegen. Zu erkennen, welche Aufgaben sich dabei für die Forschung als besonders dringend erweisen und diese der Lösung zuzuführen, ist die Sache wahrhaft fruchtbarer heimatkundlicher Zusammenarbeit und unsere Pflicht gegenüber der Zukunft unserer Bildung.

Liselotte Richter:

Kierkegaard in Berlin

(mit 2 Abb. im Text)

„In Berlin bin ich also und höre Vorlesungen. Ich höre Marheineke, Werder und Schelling. Ich lebe überhaupt so isoliert wie möglich und sammle mich mehr und mehr in mir selbst ...“

Berlin ist wohl die einzige Stätte in Deutschland, wo es sich in wissenschaftlicher Hinsicht lohnt, hinzureisen. Ich hoffe daher, rechten Gewinn von diesem Semester zu haben. Der Aufenthalt hier hilft mir, mich zu konzentrieren und zu begrenzen ...“ (Aus einem Brief an Prof. F. C. Sibbern, 15. XII. 1841.)

Mit diesen Worten ist die zentrale Bedeutung Berlins für Kierkegaards Schaffen in einer ersten Perspektive in unseren Blick gerückt. Ehe aber diese Bedeutung dem großen europäischen Denker im Beginn einer ganz neuen Produktivität, die der Berlin-Aufenthalt in ihm auslöste,

selbst klar wurde, ist zunächst der Anlaß seines Kommens die Trennung von seiner Vaterstadt Kopenhagen, die durch die Auflösung der Verlobung mit Regine Olsen für ihn notwendig geworden war. So stehen die ersten Briefe an seinen Studienfreund Emil Boesen im Zeichen dieser ganz persönlichen Konflikte, von deren Nachwirkungen er zeit seines Lebens nicht loskam. Wie stark muß das Berlin-Erlebnis gewesen sein, um diese alles beherrschende persönliche Problematik in ihm zu übertönen!

Die Briefe an seine zahlreichen jugendlichen Neffen und Nichten geben uns ein Bild des damaligen Berlin, das höchst charakteristisch ist, z. B. die Schilderung der Karrenhunde, die damals die Milchwagen zogen, der zahllosen Eichhörchen im zu jener Zeit noch urwüchsigen Tiergarten, der Briefbogen mit ihren Randbildern, der interessantesten Ansichten Berlins, der Konditoreien, Läden

und Restaurants. Seine weiteren persönlichen Eindrücke schildert sein bedeutendes Werk „Die Wiederholung“, das während seines zweiten Berliner Aufenthaltes (er verließ Kopenhagen am 8. Mai 1843) entstanden war und eine zweite Welle originaler Produktivität in ihm auslöste. Da er aber eben untersucht, inwieweit sein erster Berlin-Aufenthalt sich „wiederholen“ ließe, geht er darin vor allem auf die wichtigsten Eindrücke seiner ersten Berlin-Reise ein.

„Ich kam . . . in Berlin an. Sofort eilte ich zu meiner alten Wohnung, um mich darüber zu vergewissern, inwieweit eine Wiederholung möglich wäre. Ich darf jedem teilnehmenden Leser versichern, daß es mir das vorige Mal geglückt war, eine der behaglichsten Wohnungen in Berlin zu bekommen, das darf ich nun noch bestimmter versichern, da ich mehrere gesehen habe. Der Gendarmenplatz ist wohl der schönste in Berlin, das Schauspielhaus, die zwei Kirchen nehmen sich vorzüglich aus, besonders im Mondenschein von einem Fenster aus gesehen. Die Erinnerung daran trug viel dazu bei, daß ich reiste. Man steigt in die erste Etage hinauf in einem mit Gas erleuchteten Haus, man öffnet eine kleine Tür, man steht im Entrée. Zur Linken hat man eine Glastür, die in ein Kabinett führt. Man geht geradeaus, man ist in einem Vorzimmer. Dahinter sind zwei Zimmer von ganz gleicher Gestalt, übereinstimmend möbliert, wie man in einem Spiegel ein Zimmer doppelt sieht. Das hintere Zimmer ist geschmackvoll erleuchtet. Ein Armleuchter steht auf einem Arbeitstisch, ein leicht geschwungener Lehnstuhl, bezogen mit rotem Samt, steht vor diesem. Das vordere Zimmer ist nicht erleuchtet. Hier mischt des Mondes bleiches Licht sich mit der stärkeren Beleuchtung des hinteren Zimmers. Man setzt sich auf einen Stuhl am Fenster, man betrachtet den großen Platz, man sieht die Schatten der Vorbeigehenden über die Mauern huschen, alles verwandelt sich zu einer szenischen Dekoration. Eine Traumwirklichkeit dämmt im Hintergrunde der Seele. Man fühlt eine Lust, den Mantel umzuwerfen und sich leise die Mauer entlang-zuschleichen, mit spähen den Blicken, aufmerksam auf jeden Laut. Man tut dies nicht, man sieht bloß sich selbst verjüngt dies tun. Man hat seine Zigarre geraucht; man zieht sich in das hintere Zimmer zurück, man beginnt zu arbeiten. Mitternacht ist vorüber. Man löscht die Lichter, man zündet ein kleines Nachtlicht an. Das Mondlicht ist jetzt alleiniger Sieger. Ein einzelner Schatten zeigt sich noch dunkler, ein einzelner Fußtritt braucht lange Zeit, um zu verschwinden. Des Himmels wolkenlose Wölbung sieht so wehmütig und gedankenvoll träumend aus, als wäre der Weltuntergang schon vorüber und der Himmel ungestört mit sich selbst beschäftigt. Man geht wieder heraus in das Vorzimmer, in das Entrée, hinein in jenes kleine Kabinett, man schläft — wenn man zu den Glücklichen gehört, die schlafen können. — Ach! Aber hier war keine Wiederholung möglich. Mein Wirt, der Materialwarenhändler, 'er hatte sich verändert', in dem prägnanten Sinne, worin das Deutsche dieses Wort nimmt, und soweit ich weiß, wird 'sich verändern' auf eine ähnliche Weise in einzelnen Straßen Kopenhagens gebraucht — d. h., er hatte sich verheiratet. Ich wollte ihm Glück wünschen, aber da ich der deutschen Sprache nicht so mächtig bin, daß ich mich aus einer Verlegenheit herauszuwinden wüßte, und auch nicht die bei einer solchen Gelegenheit gebräuchlichen Redensarten bereit hatte, so beschränkte ich mich auf eine pantomimische Bewegung. Ich legte die Hand aufs Herz und schaute ihn an, während gefühlvolle Anteilnahme in meinem Antlitz zu lesen stand. Er drückte meine Hand. Nachdem wir so einander verstanden hatten, ging er dazu über, die ästhetische Gültigkeit des Ehestandes zu beweisen. Dies gelang ihm außerordentlich, gerade ebenso gut, wie das vorige Mal die Vollkommenheit des Junggesellenstandes zu beweisen. Wenn ich deutsch spreche, bin ich der fügsamste Mensch von der Welt.

Jedoch wollte mein voriger Wirt mir gerne zu Diensten sein, und ich wollte gerne bei ihm wohnen; also nahm ich ein Zimmer und das Entrée. Als ich den ersten Abend heimkam und die Kerzen angezündet hatte, dachte ich: Ach! Ach! Ach! Ist das die Wiederholung? Ich wurde ganz verstimmt, oder wenn man so will, gerade so gestimmt,



Søren Kierkegaard

Zchg. seines Halbvetters Niels Christian Kierkegaard (1806-1882)

wie der Tag es erforderte; denn das Geschick hatte es so sonderbar gefügt, daß ich am 'allgemeinen Buß- und Bettag' in Berlin ankam. Berlin war zerknirscht. Wohl warf man sich nicht Sand in die Augen mit den Worten: Memento o homo! quod cinis es et in cinerem revertaris; aber desungeachtet stand die ganze Stadt in einer Staubwolke. Ich glaubte erst, es wäre eine Regierungsveranstaltung; aber später überzeugte ich mich davon, daß es der Wind war, der sich dieser Mühe unterzog und ohne Ansehen der Person seiner Laune oder seiner üblen Gewohnheit folgte; denn in Berlin ist mindestens jeder zweite Tag Aschermittwoch. Doch dies geht weniger mein Vorhaben an. Diese Entdeckung betraf nicht die „Wiederholung“; denn das vorige Mal, als ich in Berlin war, hatte ich dieses Phänomen nicht bemerkt, vermutlich weil es Winter war.

Wenn man sich bequem und behaglich in seiner Wohnung eingerichtet hat, wenn man so einen festen Punkt hat, von dem man ausgehen kann, ein sicheres Versteck, wo man sich zurückziehen kann, um in Einsamkeit seine Beute zu verzehren, etwas, worauf ich besonders Wert lege, da ich, wie gewisse Raubtiere, nicht essen kann, wenn jemand dabei zusieht — dann macht man sich bekannt mit dem, was an Merkwürdigkeiten in der Stadt sein könnte. Ist man ein Reisender von Profession, ein Eilbote, der reist, um an allem zu schnüffeln, wo andere ihre Nasen hineingesteckt haben, oder um die Namen der Sehenswürdigkeiten in sein Tagebuch zu schreiben und zum Entgelt den seinen in das große Stammbuch der Reisenden einzutragen, da nimmt man einen Lohndiener an und kauft 'das ganze Berlin für vier Groschen'. Durch diese Methode wird man ein unparteiischer Beobachter, dessen Aussage als glaubwürdig in jedem Polizeiprotokoll stehen mußte. Ist man dagegen auf seiner Reise nicht in einem notwendigen Auftrag, so kann man den Dingen ihren Lauf lassen; bekommt zuweilen etwas zu sehen, was andere nicht sehen; übersieht das Wichtigste; bekommt einen zufälligen Eindruck, der nur für einen selbst Bedeutung hat . . . Berlin hat drei Theater. Was da im Opernhaus geboten wird an Oper und Ballett, soll 'großartig'

sein; was da im Schauspielhaus dargeboten wird, soll belehrend sein, bildend und nicht bloß zur Lust. Ich weiß es nicht. Dagegen weiß ich, daß es in Berlin ein Theater gibt, welches „Königstädter Theater“ heißt. Dieses Theater besuchen die offiziellen Reisenden seltener, wenn auch etwas häufiger als, was da auch seine Bedeutung hat, die gemütlichen Vergnügungsstätten, die mehr abseits liegen, und wo ein Däne Gelegenheit bekommen kann, die Erinnerung an Lars Mathiesen und Kehlet aufzufrischen. Als ich nach Stralsund kam und in der Zeitung las, daß der „Talisman“ in jenem Theater aufgeführt werden sollte, wurde ich gleich wohlgestimmt. Die Erinnerung daran erwachte in meiner Seele, und das erste Mal, als ich da war, war es, als ob dieser erste Eindruck nur eine Erinnerung in meiner Seele hervorrief, welche weit zurück in die Vergangenheit wies ...

Im Königstädtischen Theater wird die Posse gegeben, und nach meinem Dafürhalten vortrefflich. Meine Meinung ist natürlich gänzlich individuell, ich nötige die meine niemandem auf und verbitte mir selbst alle Nötigung. Damit eine Posse mit vollkommenem Erfolg aufgeführt werden kann, muß das spielende Personal auf eine eigene Weise zusammengesetzt sein. Es muß zwei, höchstens drei ganz entscheidende Talente oder richtiger produktive Genies besitzen. Diese müssen Kinder der Laune sein, trunken von Lachen, Tänzer des Humors, die, wenn sie auch zu anderen Zeiten, ja selbst im Augenblick vorher ganz wie andere Menschen sind, im selben Nu, wenn sie des Regisseurs Glocke hören, verwandelt werden ... Die übrigen Schauspieler brauchen keine Talente zu sein, es ist nicht einmal gut, wenn sie es sind ... Das Personal am Königstädtischen Theater ist einigermaßen nach meinem Wunsche zusammengesetzt; sollte ich eine Einwendung machen, dann würde diese das untergeordnete Personal betreffen; denn gegen Beckmann und Grobecker habe ich nicht ein Wort einzuwenden. Beckmann ist ein ausgesprochen komisches Genie, das rein lyrisch wie ein durchgehendes Pferd im Komischen davonstürmt, sich nicht durch Charakterzeichnung auszeichnet, sondern durch Übersprudeln in Stimmung. Er ist nicht groß in dem künstlerisch Kommensurablen, sondern bewundernswürdig in dem individuell Inkommensurablen ... Herr B. ist eine reine Ersparnis für ein Theater; denn wenn man ihn hat, braucht man weder Gassenbuben noch Kulissen ... Ein so großer Lyriker wie B. ist Grobecker wohl nicht; indes ist doch auch er in einem lyrischen Einverständnis mit dem Lachen. Er hat einen gewissen Hang zur Korrektheit und leistet in dieser Hinsicht oft Meisterliches, besonders in dem Trocken-Komischen. Er ist nicht ein so treibendes Ingredienz, wie B. es ist, jedoch ist er Genie, und Genie für die Posse ...

(Aus „Die Wiederholung“.)

Wesentlich aber ist Kierkegaard bei seiner ersten Berlin-Reise das Studium bei Schelling. Schelling soll der junghegelschen Schule, die der staatlichen Orthodoxie mit ihrer Kritik und ihrem Pantheismus über den Kopf gewachsen war, einen Dämpfer aufsetzen. Um dies am wirksamsten zu schaffen, muß er Hegel abtun. Dies versucht Schelling in der „Philosophie der Offenbarung“, die er im Wintersemester 1841–42 an der Berliner Universität vorträgt. Hierin entwickelt er den philosophischen Gehalt der biblischen Offenbarung. Die Philosophie vor ihm habe immer mit der Erkenntnis der Welt begonnen und versucht, von unten aus Schlüsse auf das Absolute zu ziehen. In dieser Philosophie „ist der Begriff Gottes als der notwendig alles abschließende Grundbegriff ... nur durch methodischen Fortschritt gewonnen“. „Gott selbst ist nur die letzte Emanation dieses ‚Systems‘.“ Diese Art des Nachdenkens fängt also mit dem Wichtigsten, dem Grunde alles Seins, mit Gott zuletzt an. Dabei erweist sich dieser zu spät gelegte Grund obendrein noch als unzuverlässig: „der höchste, wichtigste Gegenstand bleibt in ihr als unerkennbar stehen“. Wo erst das „wirkliche Denken anfangen sollte, da hat das Denken ganz ein Ende“. Darum hält Schelling den ganzen Weg überhaupt für verkehrt; diesen nennt er „die negative Philosophie“. Eigentlich will er ihr den Namen Philosophie absprechen; weil sie aber immerhin den „höchsten Gegenstand allen Erkennens ...“

sucht, läßt er ihr quasi aus Gnade und Barmherzigkeit diesen Ehrentitel. In Hegel habe die negative Philosophie ihre letzten verzweifeltsten Anstrengungen gemacht, das Absolute wahrhaft zu erkennen. Sie habe aber ihr Ziel nicht erreicht. Durch diesen Mißerfolg aber fordere sie eine ganz neue Art zu philosophieren. Diese glaubt Schelling gefunden zu haben: er will den umgekehrten Weg gehen (nicht von der Erde auf Gott schließen, sondern): von Gott aus Kosmos und Geschichte verstehen. Von Gott aber kann kein Mensch von sich aus etwas wissen. Von Gott selbst jedoch ist ihm der philosophische Stein der Weisen gegeben: die biblische Offenbarung. Dem Menschen sind in allen Mythologien Stücke solcher Welt-erkenntnis vermittelt, und auch bei den Neuplatonikern findet Schelling „positive Philosophie“. Aber „die Wunder Christi und seine Erscheinung“ haben erst die Vollendung der Erkenntnis gebracht. Weil nun Schelling alle Aussagen des N. T. für bare Münze, für geschichtliche Begebenheiten hält und aus ihnen seine Philosophie ableitet, nennt er sie „Erfahrungsphilosophie“, „Empirismus“. Dieser weltanschauliche Extrakt aus der Bibel ist die christliche Dogmatik seiner Zeit. Mit philosophischen Gedanken und Ausdrücken verkleidet, trägt er diese — seinen wirklich erstaunten Zuhörern — als „Philosophie der Offenbarung“ vor. So ernst seine erkenntnistheoretischen Erörterungen zu nehmen sind, so tief er in ihnen das Wesen der (damaligen) Philosophie kritisiert, ebenso lächerlich ist das, was nun folgt. Er arbeitet innerhalb der Mythologie ganz ernsthaft mit logischen Schlüssen und folgert durch logisches Denken aus vorhandenen Dogmen neue, die weder in der Bibel noch in der Dogmatik enthalten sind: z. B. weil Christus in allem versucht wurde, muß er auch durch die negative Philosophie, durch das Heidentum gegangen sein und darunter gelitten haben. (Nämlich an der Unvollkommenheit dieser Erkenntnis.) Um die Vorgänge auf der Erde zu deuten, glaubt er, erst die Vorgänge im Himmel erkennen zu müssen. So flücht er die ganze Dogmatik in seine Philosophie hinein, ohne Christologie, Satanologie und Angelologie fortzulassen. Dabei bedient er sich einer so eigenartigen philosophischen Ausdrucksweise und, um die Folgerichtigkeit des Dogmas zu beweisen, oft so abstruser Schlüsse, daß die Lektüre dieser Offenbarungsphilosophie eine wahre Geduldsprobe ist. In Schelling hat die orthodoxe Theologie des Restaurationspietismus wirklich ihren Höhepunkt erreicht.

Schellings Kritik an Hegels negativer Philosophie trieb ihm Hunderte erkenntnisgieriger Menschen ins Kolleg, denen er den selbstempfundenen Mangel der bisherigen kritischen Philosophie treffend formuliert hatte. Sie erwarteten von ihm, daß er als erster völlig überzeugend und verlässlich das Transzendente erkennen und die Welt und ihr Leben sinnhaft deuten sollte; daß er ihr kritisches Bestreben in seine Schranken weisen und ihm doch zugleich einen neuen Sinn geben sollte. Es wurde eine große Enttäuschung; für manche eine sehr bittere, weil ihnen hier eine richtig gestellte religiös-philosophische Frage mit weiter nichts als orthodoxer Dogmatik beantwortet wurde.

Dies war vor allem bei Kierkegaard der Fall und spiegelt sich deutlich in seinen Briefen. Ehe hier aber diejenigen zitiert werden, in denen von seiner Enttäuschung über Schelling zu lesen ist, soll er auch mit den vorher entstandenen zu Worte kommen, die nach den ersten Eindrücken in Schellings Kolleg geschrieben wurden und von den Erwartungen zeugen, mit denen er Berlin betrat (vgl. das Eingangszitat dieses Artikels). Von diesem Wesentlichen abgesehen, enthalten sie nebenher manches interessante und bedeutsame Detail über Berliner Verhältnisse zur damaligen Zeit. So berichtet Kierkegaard Ende 1841 in einem Brief an Pastor P. J. Spang:

„... Die Straßen sind mir zu breit und so auch Steffens' Vortrag. Man kann nicht von der einen Seite zur anderen herübersehen, nicht Überschau halten auf die Vorbeigehenden, ebenso mit Steffens' Vortrag; doch dies versteht sich: die Vorübergehenden sind außerordentlich interessant, ebenso Steffens' Vortrag ...“



Der Gendarmen-Markt
in Berlin um 1840

J. H. Vickel

Schelling hat angefangen unter solchem Lärmen, Poltern, Pfeifen, An-die-Fenster-Schlagen von denen, die nicht in die Tür hereinkamen, vor einem so zusammengedrängten Publikum, daß man beinahe versucht, es aufzugeben, ihn zu hören, wenn das so beibleibt. Ich kam zwischen zwei Notabilitäten zu sitzen — Prof. Werder und Dr. Gruppe. Schelling selbst ist ein höchst unbedeutender Mann von Aussehen; er sieht aus wie ein Quartier-Steuer-eintreiber, indes gelobte er, der Wissenschaft, und uns mit ihr, zu der Blüte zu verhelfen, die sie lange verdient hat, die höchste, die sie erreichen wird. Das kann nun gewiß erfreulich sein für einen alten Mann; für einen jungen Menschen ist es immer bedenklich, in einem so jungen Alter gleichzeitig zu werden mit dieser seltenen Blüte. Indes habe ich doch mein Vertrauen in Schelling gesetzt (Sperrung von L. R.) und will's unter Lebensgefahr noch einmal wagen, ihn zu hören. Vielleicht kommt es bereits in den ersten Stunden zur Blüte, und dann kann man ja mit Freuden sein Leben zusetzen."

In dem schon erwähnten Brief vom 15. XII. 1841 an Prof. F. C. Sibbern schreibt Kierkegaard:

"... Schelling liest vor einem ausgesuchten, zahlreichen und doch zugleich von allen Seiten zusammengewehrten (undique conflatum) Auditorium. In den ersten Stunden war es beinahe mit Lebensgefahr verbunden, ihn zu hören. Ich war in meinem Leben noch nie in einem mir so unbehaglichen Gedränge — doch was tut man nicht, um Schelling zu hören. Sein Hauptpunkt bleibt ständig, daß es zwei Philosophien gibt, eine positive und eine negative. Die negative ist gegeben, doch nicht von Hegel; denn Hegel ist weder negativ noch positiv, sondern ein verfeinerter Spinozismus. Die positive soll jetzt kommen. In Zukunft werden es also nicht nur die Juristen sein, die Doktoren beider Rechte werden, ich darf mir schmeicheln, ohne eine neue Dissertation einzureichen, 'Magister beider Philosophien' (philosophiae utriusque) zu werden."

Und noch am 8. I. 1842 teilt Kierkegaard Pastor Spang mit, daß man in Berlin an literarischen Neuigkeiten nicht

viel habe, „ausgenommen Schellings Auftreten, das noch immer das Interesse der Neuheit beibehält. Der 2. Band von Hegels Enzyklopädie ist herausgekommen, und Michelet hat sich erlaubt ... eine Vorrede zu schreiben, in der er Schelling sehr hart angreift. Das war kurz vor Weihnachten. Ich hatte erwartet, daß Schelling, der in seinen Vorlesungen sehr polemisch ist, ein paar Worte an seine Adresse fallenlassen würde; dies ist indes nicht geschehen. Das Signal scheint hiermit zum [Streit?] gegeben zu sein. Schellings Stellung ist nicht angenehm; er ist in das Interesse des Hofes hineingezogen, das macht sein Auftreten etwas verhaßt und ist natürlich wie jede äußere Rücksicht immer schädlich. Die Hegelianer blasen ins Feuer. Schelling sieht so grimmig aus wie ein Essigbrauer. Man braucht ihn bloß sagen zu hören: 'Ich werde morgen fortfahren' (er spricht das im Gegensatz zu den Berlinern, die das g sehr weich aussprechen, sehr hart wie k: 'morken'), um eine Vorstellung von seiner persönlichen Verbitterung zu bekommen. — Neulich kam er eine halbe Stunde zu spät ... Schelling machte seiner Wut Luft in etlichen Angriffen auf die Einrichtung in Berlin, daß dort keine öffentlichen Uhren wären. Um es wieder gutzumachen, wollte er etwas über die Zeit lesen. Solches wird in Berlin nicht geduldet, man scharrte und zischte, Schelling wurde rasend und brach aus: Ist es meinen Herren Hörern nicht genehm, daß ich lese, so kann ich ja aufhören: ich werde morken fortfahren ..."

In den nun folgenden Briefen wird die Enttäuschung offenbar, die Kierkegaard über Schelling erleben mußte und mit vielen seiner Kommilitonen teilte. Er schreibt am 6. II. 1842 an Emil Boesen:

"... Kälte, teilweise Schlaflosigkeit, Nervenaffektionen, enttäuschte Erwartung im Hinblick auf Schelling, Verwirrung in meinen philosophischen Ideen, keine Zerstreuung, kein Gegensatz, der mich erhitzen kann — das ist es, was ich die scharfe Examination nenne. Man lernt sich selbst kennen. Es war ein wahres Glück, daß ich die Verlobung nicht um meinetwillen aufhob, dann hätte es mich überwältigt. Alles das, was ich retten wollte durch Aufheben der Verlobung, war ja im Begriff, wie ein Phantom zu verschwinden, und ich würde dagestanden haben wie einer, der für ein Phantom ihr und mein Glück verspielte."

*) Konjektur der dänischen Ausgabe der Briefe.

Es war um ihretwillen, daß ich die Verlobung löste. Das wurde mein Trost. Und wenn ich am allermeisten litt, wenn alles vor mir verschwunden war, dann rief ich laut in meiner Seele: war es nicht gut, war es nicht ein wahres Gottesglück, daß du die Verlobung aufgehoben hast. Wenn dies beibliebe, würdest du doch bloß eine lebenslängliche Plage für sie geworden sein . . .

Nach Kopenhagen in diesem Frühjahr zu kommen, ist mir absolut notwendig. Entweder werde ich nämlich im Frühjahr fertig mit ‚Entweder — Oder‘, oder ich werde es nie . . . Einzelne Abschnitte, an denen ich arbeite, bedürfen gerade all meiner Laune, all meiner Witzigkeit, wo bekomme ich diese her? Schelling habe ich ganz aufgegeben, ich höre ihn bloß, schreibe nichts, weder im Hörsaal noch zu Hause . . .

Dieser Winter in Berlin wird immer seine große Bedeutung für mich haben. Ich habe ein Teil geschafft. Wenn Du bedenkst, daß ich 3—4 Stunden Kolleg und eine Sprachstunde täglich hatte und daß ich doch so viel geschrieben habe (und dies, obgleich ich anfangs so viel Zeit anwenden mußte zur Niederschrift von Schellings Vorlesungen, die ich ins Reine schrieb), es gelang, ein Teil zu lesen, so kann man nicht klagen. Und jetzt all meine Schmerzen, all meine Monologe. Lange kann ich [dies] nicht, das fühle ich wohl, das habe ich nie erwartet, aber ich kann [es] kurz und desto intensiver.“

In einem anderen Briefe an Emil Boesen schreibt Kierkegaard unter dem 27. II. 1842:

„Mein lieber Emil! Schelling faselt grenzenlos, sowohl im äußeren (extensiven) wie im inneren (intensiven) Sinne. Ich verlasse Berlin und eile nach Kopenhagen, zwar nicht, wie Du wohl verstehst, um durch ein neues Band gebunden zu werden, nein, ich brauche meine Freiheit, das fühle ich jetzt mehr denn je. Ein Mensch mit meiner Exzentrizität muß seine Freiheit haben, bis er eine Macht im Leben trifft, die ihn als solchen binden kann. Ich komme nach Kopenhagen, um ‚Entweder — Oder‘ zu vollenden. Das ist mein Lieblingsgedanke, und ich lebe darin. Du wirst sehen, dieser Gedanke ist nicht zu verachten. Mein Leben kann noch keineswegs als abgeschlossen angesehen werden, ich fühle, daß ich noch ein großes Depositum in mir habe.

Schelling verdanke ich etwas. Ich habe nämlich gelernt, daß es mir gefällt zu reisen, wenn auch nicht bloß studienhalber. Sobald ich fertig bin mit ‚Entweder — Oder‘, dann fliege ich wieder aus wie ein munterer Vogel. Reisen muß ich. Früher habe ich nie Lust dazu gehabt; aber zuerst muß ich fertig sein mit ‚Entweder — Oder‘, und das kann nur in Kopenhagen geschehen.

Ich begreife eigentlich nicht, wie ich so lange diese Knechtschaft hier in Berlin ausgehalten habe. Nur den Sonntag zu meiner Freiheit, keine Ausflüge, wenig Fröhlichkeit. Nein, dafür danke! Ich bin ein Sonntagskind, und das bedeutet, daß ich sechs Tage frei haben und nur einen Tag in der Woche arbeiten muß . . .“

Ebenfalls im Februar 1842 empfängt Kierkegaards Bruder, Peter Christian K., einen Brief aus Berlin:

„Lieber Peter! Schelling faselt unerträglich. Willst Du eine Vorstellung davon haben, so möchte ich Dich bitten, zu Deinem eigenen, wenn auch freiwillig übernommenen Strafleiden Dich folgendem Experiment zu unterwerfen. Denke Dir Pastor R(oth)s rasendes Philosophieren, seine ganze Zufälligkeit im Reiche der Wissenschaften, denke Dir dazu des seligen Pastor Hornsylds Unermüdlichkeit, Gelehrsamkeit zu verraten, denk' Dir dieses vereint und einen Zusatz von Unverschämtheit, worin wohl kein Philosoph Schelling übertroffen hat; halte dies alles recht lebendig in Deinem armen Kopf und geh dazu heraus in das Rettungs-Arbeitshaus oder in eine der Arbeitsstuben der Armenanstalt, dann wirst Du eine Vorstellung von der Schellingschen Philosophie haben und von der Temperatur, in der man sie hören muß. Nun hat er zur weiteren Verschärfung die Idee bekommen, länger zu lesen als gewöhnlich, weshalb ich die Idee bekam, ihn nicht so lange zu hören, wie ich ihn sonst gehört hatte. Frage,

welche Idee die beste ist. — In Berlin also habe ich nichts mehr zu tun. Meine Zeit erlaubt es nicht, tropfenweise einzunehmen, wofür ich nicht einmal den Mund aufmachen würde, um es auf einmal zu schlucken. Ich bin zu alt, um Vorlesungen zu hören, so wie Schelling zu alt ist, um sie zu halten. Seine ganze Lehre von Potenzen verrät die höchste Impotenz.

Ich reise also so bald wie möglich von Berlin ab. Ich komme nach Kopenhagen. Mein Aufenthalt dort ist mir nötig, um mich wieder etwas zu ordnen. Siehst Du, wie sonderbar. Niemals in meinem Leben habe ich Lust gehabt zu reisen, so wie ich sie jetzt bekommen habe. Das verdanke ich Schelling. Hätte Schelling nicht in Berlin gelesen, wäre ich nicht fortgegangen, hätte Schelling nicht gefaselt, wäre ich vermutlich nie mehr gereist. Nun habe ich gelernt, daß es seine Bedeutung hat zu reisen, notabene nicht der Studien wegen. Doch darüber kann ich ja mit Dir in Kopenhagen reden. Jetzt eine eigentliche Auslandsreise beginnen, kann ich nicht. Alles muß bei mir seine bestimmten Abschnitte haben. Von Kopenhagen gehe ich wieder fort, sobald ich eine kleine Arbeit beendet habe, mit der ich beschäftigt bin.

Im übrigen befinde ich mich wohl, ich bin wie ein Schulkunde, der Ferien bekommen hat. So kann man sich selbst in Lächerlichkeiten verstricken. Ich glaube, ich wäre gänzlich dumm geworden, wenn ich dageblieben wäre, Schelling zu hören.

Dein Bruder“

Diese Briefe zeigen deutlich, wie aus der Leere, die Schellings unerfüllte Versprechungen hinterließen, sich für Kierkegaard der Ursprung und Antrieb zum originalen eigenen Philosophieren ergab. Daher der Wunsch, mit Schellings Vorlesungen aufzuhören und heimzukehren, um die in Berlin empfangene schöpferische Idee durchzuführen. So wurde Berlin der Schauplatz und die Geburtsstätte eines neuen Philosophierens von säkularer Bedeutung, in dessen Zentrum die Idee der Existenz aus dem Glauben statt leerer Spekulation steht. Existenz aber wird und bewährt sich nur im konkreten, gelebten Leben, niemals jedoch durch die systematisierende Abstraktion im reinen Denken desjenigen, der auf diese Weise den Entscheidung fordernden Situationen in die Unverbindlichkeit spekulativen Erkenntnisstrebens ausweicht und es damit genug sein läßt. Im Gegensatz dazu ist existentielles Denken „elementar“, unsere innerliche Wirklichkeit gegenwärtig und stets auf sie bezogen.

Diese Grundanschauung Kierkegaards führt uns auch zu einem tieferen Verständnis der Bemerkungen, die er in Werk und Briefen über Berlin macht. Sie sind nicht bloß als Schilderung der Stadt und ihres Lebens vor 100 Jahren aufzufassen, sondern werden gleichsam zu Symbolen philosophischer Ideen erhoben, die ihren Ursprung im eigenen konkreten Erleben dieses existierenden Denkers haben. Es mag uns dabei ein wenig mit Genugtuung erfüllen, daß gerade Berlin es gewesen ist, das eine so eminente Bedeutung für Kierkegaard gewann, dessen geistiges Ringen in der unvergleichlichen Mission eines Kraftquells für die Regeneration der Kultur unseres Jahrhunderts auch uns zu Besinnung und Entscheidung aufruft.

Für die zweite schöpferische Auslösung einer erneuten Berlin-Reise, welche als eine weitere philosophische Erkenntnis die Kategorie der Wiederholung (als einer nach vorwärts gewendeten Erinnerung) zeitigt, ist folgende ironisch-humoristische Ouverture bezeichnend, die das Problem des einzelnen im Massenzeitalter der Technik erstmalig erfaßt. Über seine Eisenbahnfahrt von Stettin nach Berlin berichtet Kierkegaard im Mai 1843 an A. F. Krieger:

„Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich vor meiner Abreise fragte, ob es nicht in irgendeiner Weise in der Möglichkeit eines Reisenden 1. Klasse stünde, einen Eisenbahnzug anzuhalten; vielleicht erinnern Sie sich, daß Sie mir jede Hoffnung in dieser Hinsicht nahmen. Nun habe ich die Erfahrung gemacht, daß es sich doch machen lassen könnte, obgleich die ganze Sache, auch nachdem die Aufdeckung geschehen war, mir rätselhaft blieb.

Also: Ich nehme meinen Platz im 1. Rang ein; der Teufel fahre in Lic. Müller, daß er uns voriges Mal daran hinderte; man sitzt ausgezeichnet bequem. Die Römer hatten den Brauch, einen Platz am Tisch unbesetzt zu lassen für den Unerwarteten — hier ist das umgekehrt: man sitzt alleine in Gesellschaft von sieben herrlichen Lehnstühlen (man selbst sitzt im achten). Ehre sei den Lehnstühlen, ihre Gesellschaft beschämt die manch eines Menschen. Diese sieben herrlichen Lehnstühle, so ehrwürdig von Aussehen, daß der namhafteste Arzt, der berühmteste Advokat, der gesuchteste Beichtvater mit Würde in einem solchen sitzen könnte, diese sieben Lehnstühle, worin man einladen kann, wen man will, Platz zu nehmen, um mit ihm zu sprechen. — Vortrefflich!

Wir haben zwei Stationen zurückgelegt; mitten auf dem Weg zur dritten beginnt der Mann, der den hohen Sitz einnimmt, ich meine den Kondukteur, zu pfeifen. Der Zug hält; er ruft mit lauter Stimme (und er saß gerade über meinen Kopf): 'Sie haben mit der Gardine gewinkt.' Augenblicklich fährt der Gedanke mir durch den Kopf: Du hast doch den Eisenbahnexpeditionen Unrecht getan, sie für prosaisch anzusehen, das ist ja höchst poetisch, zu halten, bloß weil einer mit der Gardine winkt — vielleicht einem Vorübergehenden. Eine leichte Ideenassoziation, und ich wurde an jenen Vers erinnert. Eine Dame steht auf der Burg und winkt mir mit ihrem Schleier. — Da wiederholt er den Ruf: 'Sie haben mit der Gardine gewinkt.' Nun merke ich, daß er mit mir sprechen will, und da muß irgend etwas los sein, weshalb ich schleunigst mein Lexikon vornehme, damit ich möglichst die eine oder andere Redensart finden könnte, womit ich antworten könnte. Ach, aber auf der Eisenbahn ist die Zeit knapp; mit einer verzweifelten Stimme ruft er: 'Um Gottes willen!' Ich weiß nichts anderes zu tun, ich stecke den Kopf aus dem Fenster (was man ohne Gefahr tun kann, wenn stillgehalten wird), wende den Blick empor und begegne seinem Kopf mit dem einzigen Deutschen, das ich schnell kann: 'Bedenken Sie doch, Ihre Hochwohlgeboren, daß ein Mann, der so viele Universitäten' etc. — Da gibt er das Signal, und der Zug fährt weiter. Ich sitze in einsamen Gedanken und versuche zu ergründen, was das Ganze bedeuten kann; ich schaudere bei dem Gedanken an den Augenblick, da ich aus dem Wagen steigen werde; der Einsame, der einen Eisenbahnzug gestört hat; ich waffne mich mit einem guten Gewissen und einigen deutschen Redensarten. Wir halten in Angermünde. Der Kondukteur ist ein sehr artiger Mann, und hier ist die ganze Erklärung, woraus Sie möglicherweise etwas lernen können, wenn Sie 1. Klasse fahren. Zuerst und zuvörderst war es überhaupt nicht ich, welcher Gegenstand der Anrede war, es war der Wagen vor mir, auch ein 1.-Klasse-Wagen. In diesem hatte man die Gardine heruntergelassen; die Schnur, welche die Gardine festhält, war losgegangen, die Gardine hatte im Winde geflattert, und dies hatte der Kondukteur gesehen und nun — nun kann man eine Fahne herausstrecken, eine Fahne, die zu diesem Zweck im Wagen liegt, und sobald man diese heraussteckt, dann bedeutet dies, aller Erfahrung im Krieg usw. zum Trotz, es bedeutet, daß man stillhalten soll. — Im übrigen war die Tour äußerst behaglich, gewiß haben Sie kaum so gut bei Prinz Carl gegessen ..."

Kierkegaard kommt in Berlin zu der sehr wichtigen Erkenntnis, daß es „Wiederholung“ im mechanischen Sinne nicht gibt; alles war verändert. Ein neuer Begriff von Wiederholung ist es, den er hier findet:

„... Wiederholung ist der entscheidende Ausdruck für das, was bei den Griechen ‚Erinnerung‘ war... Wiederholung und Erinnerung sind dieselbe Bewegung, nur in entgegengesetzter Richtung. Denn was da erinnert wird, ist gewesen, wird nach rückwärts wiederholt, wohingegen die eigentliche Wiederholung nach vorwärts erinnert wird. Deshalb macht die Wiederholung, wenn sie möglich ist, einen Menschen glücklich, während die Erinnerung ihn unglücklich macht... Man braucht Jugend, um zu hoffen, Jugend, um zu erinnern, aber es gehört Mut dazu, die Wiederholung zu wollen. Wer bloß hoffen will, ist feige, wer bloß erinnern will, ist wollüstig, aber wer die Wiederholung will, der ist ein Mann, und je gründlicher er

sich über sie klar zu werden wußte, ein desto tieferer Mensch ist er. Aber derjenige, der nicht erfaßt, daß das Leben eine Wiederholung ist und daß dies des Lebens Schönheit ist, er hat sich selbst verurteilt und verdient nichts Besseres, als was ihm dann auch geschehen wird: umzukommen... Wer die Wiederholung wählte, er lebt... Wenn Gott selbst nicht die Wiederholung gewollt hätte, dann wäre die Welt nie entstanden. Er wäre entweder den leichten Plänen der Hoffnung gefolgt, oder er hätte alles wieder zurückgerufen, um es in der Erinnerung zu bewahren. Dies tat er nicht, deshalb besteht die Welt und besteht dadurch, daß sie eine Wiederholung ist. Wiederholung, das ist die Wirklichkeit und der Ernst des Daseins. Wer die Wiederholung will, er ist im Ernst gereift...“ (Aus „Die Wiederholung“)

Diese Kategorie der Wiederholung meint also keineswegs ein bloßes passives Hängenbleiben an Eindrücken und Erfahrungen, die in der Vergangenheit gemacht worden sind und den nur Erinnernden auf sie zurückwenden, sondern die immer wieder neue, schöpferische Aktivität in geistiger Anstrengung und Auseinandersetzung, die nach vorwärts erinnert, d. h. „wiederholt“. Projektionsfeld solcher Wiederholung sind die stets veränderten Situationen ethischer Entscheidung. Sie sind nichts anderes als das Bleibende und Ewige in der Zeit, in jedem Augenblick auch unserer Zeit, und fordern unwandelbar und unverändert das tägliche tief verantwortungsvolle Tun eines jeden Einzelnen von uns.

So ist noch zweimal bei etwa 14tägigem Aufenthalt (Mai 1845 und Mai 1846) Berlin eine Art geistiger Katalysator für das Schaffen Kierkegaards geworden, wenn Stagnation und Depression ihn in Kopenhagen zu Boden drückten. So bekennt er sich kurz vor der Heimreise dankbar zu Berlin als schöpferischer Anregung und Erlösung in seinem Schreiben an Emil Boesen vom 25. Mai 1843:

„In einer kleinen Stunde sollt Ihr mich wiedersehen. Ich bin fertig geworden mit einer Arbeit, die mir von Wichtigkeit ist, ich bin in voller Fahrt bei einer neuen, und meine Bibliothek ist mir unentbehrlich, ebenso wie auch eine Druckerei. Im Anfang war ich krank, nun bin ich soweit gesund, das will sagen, mein Geist schwillt und schlägt vermutlich meinen Körper tot. Ich habe nie so stark wie jetzt gearbeitet. Am Morgen gehe ich ein bißchen aus. Darauf komme ich heim, sitze auf meinem Zimmer bis ungefähr drei Uhr ununterbrochen. Ich kann kaum aus den Augen sehen. Darauf schlepe ich mich an meinem Stock hin ins Restaurant, bin aber so schwach, daß ich glaube, wenn einer meinen Namen laut rief, fiel ich um und stürbe. Darauf gehe ich heim und beginne wieder. In den verflossenen Monaten hatte ich in Indolenz ein ernstliches Sturzbad angesammelt, nun habe ich an der Schnur gezogen, und die Ideen wälzen sich nieder über mich (gesunde, frohe, gedeihliche, muntere, gesegnete Kinder, leicht geboren und doch alle mit dem Muttermal meiner Persönlichkeit). Im übrigen bin ich, wie gesagt, schwach, meine Beine zittern, es kneift in den Knien usw., das ist zuwenig, ich wähle einen Ausdruck meines Lieblingsschauspielers, Herrn Grobeckers, ein Wortspiel, das er vortrefflich bei jedem vierten Wort anbringt: ich falle um und bin hin, oder mit einer ebenso guten Variante: ich falle hin und bin um. Wenn ich dann alles zu Hause in Ordnung gebracht kriege, reise ich wieder, vielleicht, Gott weiß es. —

Alles bleibt unter uns, Du weißt, ich liebe kein Volksgeschwätz.

Dein S. Kierkegaard

Sterbe ich nicht unterwegs, so glaube ich, Du wirst mich froher zu sehen bekommen als je. Dies ist eine neue Krisis, entweder bedeutet sie, daß ich nun zu leben beginne, oder daß ich sterben soll...“

Berlin in der Krise weiß sich erhoben bei dem Gedanken seiner krisenlösenden Mission für den Denker, der vielleicht Europas größter moderner Philosoph der Krise ist.

Das, was es ihm damals an Aufrichtung und Neubeginn bedeutete, kann und muß uns heute im Jahre des Gedenkens seines 100. Todestages selbst als Vorbild zur Aufrichtung, Tröstung und erhebenden Zuversicht in der gegenwärtigen Lage, unserer Heimatstadt dienen. Wir leben hier vielleicht gerade so, wie Kierkegaard es wollte und selbst sein Leben lang als bewußt auf sich genommenes Martyrium ertrug: in Wagnis, Risiko und Leiden. Er aber, der verkannt und einsam zur Zielscheibe des Spotts und der Verachtung seiner Zeitgenossen wurde, der in der Kopenhagener satirisch-literarischen Zeitschrift „Korsar“ wohl tausendmal „zu Tode gegrinst“ worden ist, weil er die zufriedene Behaglichkeit träge und geistig müde gewordener Bürger und „Staatschristen“ angriff und ihnen darum zum Ärgernis werden mußte, — er baute sich täglich sein Credo auf und wies die Sorge als „Erfindung der Geschwätzigkeit und des Ungehorsams“ von sich. Er ist dem Leiden um der Wahrheit willen nicht aus dem Wege gegangen, obwohl er es leicht hätte tun können, und wußte es produktiv zu machen. Das mag uns Vorbild unserer Aufgabe werden.

nen, und wußte es produktiv zu machen. Das mag uns Vorbild unserer Aufgabe werden.

In welcher Weise Kierkegaard bei seinen Berlin-Aufenthalten immer wieder jenen Neubeginn erfuhr, hat ein anderer Jubilar dieses Jahres, der große Märchendichter Andersen, dem auch Berlin wiederholt zum entscheidenden Erlebnis wurde, konkret ausgedrückt durch das bei uns fast unbekannte Märchen von der Teekanne, die aus stolzer Überhebung wegen ihrer Besonderheit herabfiel und zerbrach und dann, als Scherben aus dem Abfallhaufen, aufgelesen, Gefäß für das neue Leben einer eingepflanzten Blume und damit zu viel größerer Bedeutung als vorher begradet wurde. An die „Wiederholung“ als schöpferisch in die Zukunft gewendete Erinnerung zu glauben, hat uns Kierkegaard durch seine Berlin-Aufenthalte gelehrt.

(Sämtliche Zitate sind Neuübersetzungen der Verfasserin aus den Originaltexten Kierkegaards. In eckigen Klammern stehende Zusätze stammen von der Verfasserin.)

Albert Ludewig:

Die Ausgrabungen in der Nicolaikirche zu Berlin

(mit einem ganzseitigen Plan im Text)

Über die Bauentwicklung der Nicolai-Kirche zu Berlin ist seit dem Erscheinen von R. Borrmanns „Bau- und Kunstdenkmäler Berlins“ im Jahre 1893 (1) kaum Nennenswertes zur Aufhellung beigetragen worden.

Als 1939 die Kirche für eine gründliche Erneuerung geschlossen wurde, war nun die Gelegenheit zu einer eingehenden Bauforschung gegeben. Der damalige Landeskonservator von Berlin, Stadtbaudirektor Walther Peschke, ließ 1940 in und an der Kirche an verschiedenen Stellen graben, die aufhellende Funde versprachen. Das Ergebnis war überraschend, doch die Stürme des Krieges verhinderten die weiteren Arbeiten. Am Bauwerke selbst scheinen keine Untersuchungen vorgenommen worden zu sein. Nachdem die Kirche am 16. Juni 1944 infolge eines Luftangriffes ihre Turmspitzen verloren hatte, brannte im April 1945 im Zusammenhang mit den Straßenkämpfen in der Stadt der Dachstuhl vollkommen nieder, die Gewölbe stürzten ein und rissen teilweise die inneren Schiffspfeiler mit. Zunächst gab es keine Gelegenheit, die Forschung fortzusetzen; hinzu kam der am 9. Januar 1952 erfolgte Tod des um die Denkmalspflege Berlins verdienten Konservators. In seinem Nachlaß fand sich ein Grundrißplan von der Grabung; die freigelegten Fundamente, von denen mir der Verstorbene noch einige (Grabungsstellen [9], [14], [18] [20] und [21]) zeigen konnte, waren inzwischen wieder zugeschüttet worden. Der Plan stellt also einen einzigartigen dokumentarischen Wert dar. Für die Überlassung sei Frau Peschke aufrichtig gedankt, sie hat damit sicherlich auch im Sinne des Verstorbenen gehandelt.

Ich selbst gedenke an dieser Stelle dankbaren Herzens des verdienstvollen Mannes, mit dem mich eine über ein Jahrzehnt reichende ehrenamtliche, für mich fruchtbare Zusammenarbeit verband. Meine Forschungen in der Zitate Spandau hat er mit Rat und Tat gefördert.

Die folgenden Ausführungen beruhen also auf dem einen Grundriß Peschkes. Meine jetzt vorgenommenen Beobachtungen an der Kirchenruine, die in der Zusammenfassung eine wesentliche Ergänzung zu den Grabungen darstellen, können erst später eine Veröffentlichung erfahren.

Ich gehe zunächst auf die wenigen geschichtlichen Überlieferungen der kirchlichen Frühzeit Berlins ein. Wie überall, sind sie auch hier äußerst lückenhaft, und die beiden ältesten kirchlichen Nachrichten entbehren außerdem jeglicher Beglaubigung. Die älteste überlieferte Nachricht stammt aus dem Jahre 1202 und berichtet von einem Ablaß (1,2). Es ist die Nachricht, die von den Historikern

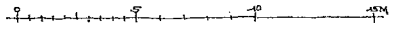
grundsätzlich mit dem Bemerkten abgelehnt wird, es handele sich hierbei um einen Schreibfehler (2). Die andere Nachricht lautet in der Übersetzung: „erneuert 1223“ (1, 3). Adler bezieht diese Nachricht auf den überkommenen unteren Turmteil (3), der ihm diese Nachricht glaubwürdig erscheinen läßt. Spätere Nachrichten sind besser belegt und werden daher, soweit sie für die Baugeschichte von Bedeutung sind, zu beachten sein. Die Kirche selbst wird 1244 erstmalig urkundlich genannt (4). Aus diesen Daten der Frühzeit sind verlässliche Schlüsse auf die ersten Bauzeiten nicht zu ziehen.

Die Kirche zeigt sich heute als eine dreischiffige, spätgotische Hallenkirche, deren Gewölbe im Innern auf zwei Reihen Pfeilern — N 1–9, S 1–9 — und den den Raum umfassenden Außenmauern ruhen. Diese Hallenkirche schließt sich an den westlich vorgelagerten Turm an, der in seinem unteren Teil als der älteste Bestandteil des ganzen Baues erkennbar ist.

Durch den Hinweis, den der untere Turmteil auf eine ältere untergegangene Kirche gibt, hat Peschke an ganz bestimmten Stellen graben lassen und auch tatsächlich entsprechende Fundamente freilegen können. Diese Fundamente mit ihren besonderen Merkmalen können wiederum Hinweise auf weitere Bauten geben, von denen sonst heute nichts mehr erkennbar ist. Daß der heutige Bau Vorgänger gehabt haben muß, ist von allen Verfassern der Baugeschichte der Kirche mehr oder weniger ausführlich erörtert worden. In diesem Zusammenhange sind neben dem unteren Turmteil die Grabungsstellen [20], [21], [24], [25], [9], [14] und [18] von besonderer Bedeutung.

Der Grundriß Peschkes ist im Maßstab von 1:100 als Lichtpause erhalten, die teilweise recht schwach ist und daher für eine Reproduktion sich nicht eignet. Der allgemeinen Gepflogenheit entgegen ist auf der Zeichnung Norden unten dargestellt. Die Beschriftung der Zeichnung lautet: „Grundriß der Nikolai-Kirche zu Berlin mit den Grabungen von 1940“, darunter in etwas kleinerer Schrift „unter Benutzung der Austragung der Staatlichen Bildstelle Berlin“. Es folgt dann die Legende mit sechs Markierungen, die nicht numeriert sind: ganz dunkel = „vermutlich 12. Jahrh.“, dann ebenso getönt, ursprünglich wohl etwas heller = „vermutlich 13. Jahrh.“, eine weitere etwas heller mit ansetzenden Schrägstrichen = „etwa 14. Jahrh.“. Die folgende in recht verschwommener überkreuzter Linienführung = „15. Jahrh.“, gefolgt von ebenfalls überkreuzter Linienführung = „17. Jahrh.“ Weitere Bemerkungen fehlen, so daß nicht einmal bekannt ist, wer diese

(சுருஷிகர, 55)



16 " 17 JHRM

AUF DIE MARKIERUNG DER BRUZEITEN WURDE VERZICHTET.

Zeichnung angefertigt hat und wer für sie verantwortlich ist. Bei den einzelnen Grabungsstellen sind noch schriftliche Bemerkungen eingetragen.

Peschke geht also mit seiner Datierung des ersten Baues in eine Zeit zurück, die bisher für ein Berlin mit einer christlichen Kirche nicht für möglich angesehen wurde, worauf er auch geschwätzweise hinwies.

Er hat an insgesamt 25 Stellen gegraben; sie sind auf der Zeichnung mit Umrißlinien sowie Maßangaben versehen. Innerhalb der Umgrenzungen sind die vorgefundenen Mauerwerksreste mit entsprechender Markierung angegeben. Es fehlen jedoch weitere Hinweise auf sonstige Beobachtungen in den Suchgräben. Das in diesen vorgefundene höher hinaufreichende Mauerwerk wie auch das über dem Fußboden befindliche ist mit besonderer entsprechender Markierung bzw. Schraffur versehen. Die tiefer liegenden Fundamente sind in der Aufsicht dargestellt, so daß hierbei teilweise die Mauerwerksstruktur erkennbar ist. Nicht zu entnehmen ist aus der Zeichnung, ob Querschnitte und Bodenprofile aufgenommen worden sind. Die Zeichnung macht nicht den Eindruck des Endgültigen, der fortschreitende Krieg hat wohl schon vor der Zerstörung der Kirche das Grabungsunternehmen stillgelegt.

Aus den einzelnen Grabungsstellen ist folgendes zu entnehmen.

Grabungsstelle [1] = südlich des Südpfeilers 7, zeigt ein Mauerwerk aus dem 17. Jahrh. mit dem Hinweis „überwölbte Gruftstelle“.

Grabungsstelle [2] = keine Funde und keine Bemerkungen; dasselbe gilt für die Grabungsstellen [3], [4], [5], [13], [19] und [23].

Bei der Grabungsstelle [12] steht die Bemerkung „ohne besonderes Ergebnis“.

Die Grabungsstelle [6] = zwischen den Chorpfeilern S und N 7 und 8 deckte die Gruft des Freiherrn v. Loeben auf, wobei noch vermerkt ist „Tiefe 2,50 m“. Südlich der Gruft ist noch vermerkt „Kalkgrube I, Tiefe 220 cm, Inhalt 74 cbm“. Außerdem ist bemerkt „Haupt-Lotpunkt“. Nördlich der Grabungsstelle steht noch vermerkt „An Stelle der Kalkgrube I befand sich vorher die große Grabung [6]“.

Grabungsstelle [7] = östlich des Pfeilers S 9. Hier wurden mehrere Gruft Räume freigelegt, als 17. Jahrh. gekennzeichnet.

Grabungsstelle [8] mit Erweiterung um den Schiffspfeiler N 5 ist sehr wichtig. Hier wurden erhebliche Mauerwerksreste vorgefunden, die schon für sich allein genügen, um eine gewisse Vorstellung von einer untergegangenen Kirche zu geben. Es handelt sich zweifelsohne um einen nördlichen Triumphbogenpfeiler, der die Trennung zwischen Schiff und Chor anzeigt, an den sich nach Westen die Vorlage zu einem Arkadenbogen anschließt. Damit ist der Hinweis auf ein westlich ziehendes Mittelschiff gegeben. Nach Norden weist eine anschließende Rundung auf eine ehemalige Seitenschiff-Apside hin. Setzt man deren Bogenführung fort, so erkennt man, daß das nach Westen anschließende Seitenschiff mit seiner Nordmauer über die Nordwand des Turmes hinausreichte. Das ganze Fundament ist als 12. oder 13. Jahrhundert markiert. Von Osten her schneidet in diesen alten Bestand der bestehende Pfeiler N 5 mit seinem Fundament ein. Östlich des Triumphbogenpfeilers schließt sich noch auf 93 cm Länge in gerader Richtung nach Osten verlaufend ein Mauerzug an, der auf einen Chor hinweisen könnte. Nach den genannten 93 cm biegt dieses Mauerwerk jedoch unvermittelt nach Norden ab und schließt sich an das Fundament des bestehenden Pfeilers N 5 an, der für das 14. Jahrh. gekennzeichnet ist. Ich glaube in dieser Abwinkelung ebenfalls noch einen Hinweis auf einen untergegangenen Bauteil gefunden zu haben, von dem es keinerlei Vorstellung gab. Weiterhin ist noch Mauerwerk erkennbar, das von den eben genannten Fundamenten überlagert wird; es muß mithin noch älter sein. Dieses Mauerwerk ist ohne Kennzeichnung dargestellt. Es läßt eine Nord-Ostecke und von Westen her eine Ausrundung erkennen. Nördlich setzt

unmittelbar ohne Verbindung ein 35 cm breiter nach Osten verlaufender Mauerzug an. Bei beiden Mauerwerksresten ist erkennbar, daß sie aus unbearbeiteten Feldsteinen bestehen. Dagegen müssen die aufsitzenden jüngeren Fundamente der Linienführung entsprechend aus regelmäßig bearbeiteten Steinen bestehen. Zur Zeit meiner Besichtigung war diese Grabungsstelle bereits zugeschüttet.

Grabungsstellen [9] und [21]: sie befanden sich westlich des Pfeilers N 4. Neben dem Fundament des Schiffspfeilers N 3, als 15. Jahrh. gekennzeichnet, zeigt die Lichtpause noch Mauerwerke, die wiederum sehr tief zu liegen scheinen und z. T. von dem jüngeren Mauerwerk überdeckt werden. Die überlagerten Mauerreste bestehen aus unbearbeiteten Feldsteinen, wie die bei der Grabung [8]. Dann ist noch ein Mauerblock eingezeichnet, als 12. oder 13. Jahrh. markiert. Er verbreitert sich in unbekannter Tiefe fundamenteußartig an der Nordseite. Auch ist eine Nord-Westaußenecke eindeutig erkennbar. Die Struktur des Mauerwerkes kann aus der Darstellung nicht entnommen werden, das aufsteigende Material scheint bearbeitet zu sein. Durch diesen Mauerblock ist eine nördliche und westliche Frontenfluchtlinie gegeben. Der Nordflucht entspricht das mittlere tief liegende Feldsteinmauerwerk. Unter dem Pfeiler N 3 tritt noch nach Westen und Süden Feldsteinmauerwerk hervor. Alle diese tiefliegenden Mauerwerksreste scheinen zu demselben Bauwerk zu gehören, was sich auch aus der gleichen Struktur ergibt. Der nach Westen hin unter dem eigentlichen Pfeilerfundament N 3 hervortretende Mauerzug ragt noch nach Norden über die Flucht der schon erwähnten anderen tiefliegenden Fundamentreste hinaus, und zwar in auffällender Abglättung, so daß hier auf eine Außenwand geschlossen werden kann. Alle diese Fundamente einschließlich des Eckblockes sind in ihren Fluchtlinien nicht mit denen vom Triumphbogenpfeilerfundament (Grabungsstelle [8]) nach Westen hin verlaufenden in Beziehung zu bringen, so daß hier die Reste eines weiteren früheren Bauwerkes anzunehmen sind.

Grabungsstelle [10] = vor der Gruftkapelle Retcher. Hier ist lediglich vermerkt „Frühere Fußbodenhöhe der Kirche, erkennbar an der Türschwelle der Gruft Retcher, etwa 35 cm unter dem jetzigen Niveau“. (35 cm? Die Zahl ist auf der Lichtpause nicht genau erkennbar.)

Grabungsstelle [11] = westlich und südlich des Schiffspfeilers N 4. Das aus Feldsteinen bestehende Fundament des Pfeilers wird gezeigt, das sich jedoch in der Gestaltung von dem des Chorpfeilers N 5 durch seine rechteckige Grundrißausbildung unterscheidet.

Grabungsstelle [14/18] = um den Pfeiler S 5. Hier wurde korrespondierend zum nördlichen das südliche Triumphbogenpfeilerfundament gefunden, d. h. also der südliche Teil eines Ostabschlusses von einem Mittel- und Seitenschiff in der weiteren Ausbildung wie nördlich gegenüber. Jedoch ist die ostwärts verlaufende Mauer nach geringer Länge durch Abbruch geendet, auch fehlen hier die tiefer liegenden Fundamente. Der einschneidende bestehende Pfeiler S 5 ist als 14. Jahrh. markiert. Am Apsisscheitel steht noch nach Osten hin vermerkt = „Anbau des Südchores der Vorkirche an die Außenwand der jetzigen Kirche“. Dieses Pfeiler- und Apsisfundament war etwa zwei Schichten tief, bestehend aus sorgfältig bearbeiteten Granitquadern, freigelegt. Auf dem Apsismauerwerk befand sich ein Sockel mit glatter Abschrägung, er ist als sehr wesentlicher Architekturrest zu werten.

Grabungsstelle [15] = um den Pfeiler S 4. Hier ist anscheinend nicht sehr tief gegraben worden, man begnügte sich mit dem Vermerk „anscheinend Fundament für Seitenaltar“, der sich dann westlich an den bestehenden Pfeiler angeschlossen haben müßte.

Grabungsstelle [16] = zwischen den Pfeilern N und S 5 mit der Bemerkung „Verbindungsgrabung ohne besonderes Ergebnis“.

Grabungsstelle [17] = östlich anschließend [16] mit der Bemerkung „ohne Ergebnis“ und „Kalkgrube II, Tiefe 2,20 m“.

Grabungsstelle [20] = um den Pfeiler S 2. Auf das Fundament des Pfeilers weist eine Bezeichnung hin: „Granitabsatz“. Der Pfeiler ist aber wie der vorige als 15. Jahrh. gekennzeichnet. Er steht auf einem quadratischen Granitsockel, der sich nach unten hin erweitert. Dieser an der Nordostecke sichtbare Teil scheint aus großen unbearbeiteten Feldsteinen zu bestehen, vermutlich in sekundärer Verarbeitung. Unmittelbar nach Osten schließt sich ein Mauerrest an, den man, wie aus der Abbruchspur ersichtlich ist, im 15. Jahrh., als der Pfeiler S 2 erbaut wurde, teilweise fortstemmte. Sein östlicher Teil blieb erhalten und läßt aus dem kreuzförmigen Querschnitt erkennen, daß es sich um einen in der Flucht der Arkadenvorlage am südlichen Triumphbogenpfeilerfundament (Gr. [14/18]) gelegenen Arkadenpfeilerrest (IV) handeln muß. Dieser Rest besteht zu unterst aus Granitquadern in der gleichen Technik wie bei dem Triumphbogenpfeilerrest (Gr. [14/18]). Auf den Granitquadern befinden sich eine Basis mit Viertelkreisauskehlung und darauf Ziegelsteine mittelalterlichen Formates. Das hier angewendete Profil unterscheidet sich aber erheblich von dem des Sockels in der Grabungsstelle [14/18]. Es dürfte wohl kein Zweifel bestehen, daß das ausgekehrte Profil älter ist als das abgeschrägte. Unterhalb des Pfeilers (IV) ragt noch ein Fundamentsrest hervor, der eine Flucht nach Norden hin erkennen läßt. Es hat den Anschein, daß dieses untere Fundament der restliche Bestandteil ist eines einst nach Süden und Osten verlaufenden. Nach der Darstellungsart muß dieser untere hervorreichende Fundamentteil älter sein als das aufsitzende Pfeilerfundament (IV).

Grabungsstelle [22], nördlich, westlich und östlich des Pfeilers S 1, zeigt eine rechteckige Fundamentsplatte und die darunter befindliche Packung aus unbearbeiteten Feldsteinen für den Pfeiler S 1.

Grabungsstelle [24] vor der Innenfläche der nördlichen Schiffswand und vor den Pfeilern N 2 und 3 gelegen. Vorgefunden wurde das Fundament dieser Schiffswand, das 60 cm vorspringt und ein weiteres Fundament in ost-westlicher Richtung verlaufend, aber etwas hinter der Nordflucht des Turmes zurückbleibend. Dieses zweite Fundament ist 0,82 m breit, und es steht daneben vermerkt: 1 1/2 Stein stark im Klosterformat.“ Diese Bemerkung kann sich jedoch nur auf den oberen als schmaler gezeichneten Teil des Fundaments beziehen. Zwischen den Grabenrändern steht noch die Bemerkung „Breite der Aus-schachtung“.

Grabungsstelle [25] südlich des Pfeilers S 2 zeigt ein west-östlich verlaufendes Mauerwerk, gekennzeichnet als 16. bzw. 17. Jahrh., daneben ist vermerkt: „Hierunter eine

Anzahl Gräfte (Katakomben).“ Da aber diese Mauer fast genau so gelagert ist wie die gegenüber vorgefundene (Gr. [24]), ist anzunehmen, daß dieses spätere Mauerwerk auf älterem aufsitzt.

Alle diese aufgefundenen Mauerwerksreste scheinen übrig gebliebene Bestandteile von z. T. von einander ganz unabhängigen Bauwerken zu sein, von denen Peschke das älteste in das 12. Jahrh. verlegte.

Wegen Platzmangel war es bedauerlicherweise nicht möglich, die von mir angenommenen Deutungen der Grabung festzustellen. Ich muß mich daher jetzt begnügen, diese vermuteten Kirchenbauten nur kurz aufzuzählen.

- Bau I vor 1200 Saalkirche (mit Altarraum)
- Bau II nach 1200 Basilika (mit 3 Apsiden)
vor 1223 Vergrößerung und Turmbau
1223 (nach Brand) Turmbau
- Bau III nach 1223 romanische Halle, Doppelturm
um 1264 (Chorneubau)
- Bau IV um 1300 gotische Basilika
- Bau V ab 1379/80 bestehende Kirche.

Es erscheint äußerst gewagt, für das 13. Jahrh. drei große Kirchenbauten anzunehmen. Es muß aber darauf verwiesen werden, daß schon eine Besiedlung vor 1200 bestanden haben kann (5, 6), ehe der eigentliche Besiedlungsstrom einsetzte, der das ganze 13. Jahrh. beanspruchte. In dieser Zeit entwickelte sich aus dem vorhandenen Kern um St. Nicolai die heutige Altstadt, die noch vor dem Ende des 13. Jahrh. eine zweite Pfarrkirche in St. Marien erhielt. Für diese Epoche ist eine stark aufblühende Wirtschaft anzunehmen, deren Zeugen die Kirchenbauten sind. Über den frühen Kirchenbau in den Städten beziehungsweise in den für eine Stadt vorgesehenen Siedlungen östlich der Elbe ist noch zu wenig bekannt, da nur sehr selten für diesbezügliche Forschungen Gelegenheiten gegeben waren. Aus meinen Kirchenbau- und Stadtkernforschungen glaube ich auch für das frühe Berlin ein Bild entwickeln zu können, das bisher grundsätzlich bezweifelt wurde.

Literatur: 1) Borrmann, R.: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin, Berlin, 1893. — 2) Kurth, Dr. J.: Die Altertümer der St. Nicolai-, St. Marien- und Klosterkirche zu Berlin, Berlin 1911. — Wendland: 700 Jahre Kirchengeschichte Berlins, Berlin 1930, Seite 355, Anm. 4. — D.: Die St. Nicolai-Kirche zu Berlin, in Der Bär VII, S. 48. — 3) Schubring, Dr.: Die Kirche St. Nicolai zu Berlin, Berlin 1937, S. 2. — Adler, F.: Gutachten betreffend die ursprüngliche Plandisposition der Turmgestaltung der St. Nicolai-Kirche zu Berlin, in Beil. Communabl. d. Haupt- u. Residenzstadt Berlin, 1866, Beil. IX, S. 123. — 4) Wendland, a. a. O.: S. 3. — 5) Ludewig, A.: Dat Rathüsiken up dem Kerkhof zu Spandau, im Märk. Heimatgruß 1951. — 6) Ludewig, A.: Markt und Kaufhaus im mittelalterlichen Spandau, in Jhb. f. brdgb. Landesgesch. 1954.

Hans Branig:

Aus den späteren Lebensjahren der Gräfin von Lichtenau

(mit 1 Abb. im Text und einer Bildwiedergabe auf Tafel I)

Auch die Nebenfiguren der Geschichte sind für unsere Kenntnis der Vergangenheit von Bedeutung. Bilden sie doch den Hintergrund für das große historische Geschehen und geben dem Ganzen erst die notwendige Füllung und Farbe. Für die Kultur und Sittengeschichte sind sie von entscheidender Wichtigkeit und tragen daher mittelbar zum Verständnis der geschichtlichen Vorgänge, die sich im Vordergrund der Weltbühne abspielen, bei.

Eine solche Gestalt aus der Kulisse ist auch Diderica Friderica Wilhelmina Bernhardina Enke, geboren am 19. Dezember 1753 in Dessau als Tochter des Musikers Johann Elias Enke aus Hildburghausen und seiner Ehefrau Maria Susanna geb. Schnetzer aus Freiburg.¹⁾ Ihr Lebensweg stellte sie neben die großen Persönlichkeiten ihrer Zeit und mit ihnen war sie dem Wechsel des Welt-

geschehens unterworfen. Als Geliebte König Friedrich Wilhelms II. von Preußen stieg sie auf die höchsten Stufen der Gesellschaft, und obwohl sie schon 1781 dem Scheine nach mit dem Kämmerer Johann Friedrich Ritz verheiratet worden war, von dem sie auch einen Sohn, Friedrich Wilhelm Ritz, bekam, förderte und schützte sie Friedrich Wilhelm II. Zeit seines Lebens. Sie wurde als Gräfin von Lichtenau geadelt und mit bedeutendem Vermögen ausgestattet. Ihre Schönheit und ihr persönlicher Charme sowie eine ausreichende Bildung, die sie sich zu erwerben verstand, befähigten sie, in den Hofkreisen in Berlin und in der vornehmen Gesellschaft auf ihren Reisen in Frankreich und in Italien eine Rolle zu spielen. Ihr Haus in Charlottenburg und später ihr Palais Unter den Linden (36. Niederländisches Palais) stellten einen gesellschaftlichen Mittelpunkt dar.

Mit dem Tode Friedrich Wilhelm II. erlosch diese Pracht wieder. Doch blieb die Gräfin Lichtenau immer eine vielbeachtete Persönlichkeit, von der Parteien Haß und Gunst verfolgt. Der Thronfolger Friedrich Wilhelm III. verbannte sie zunächst aus Berlin, und sie mußte ihren Wohnsitz in Glogau und dann in Breslau nehmen. Aber auch dort bildete sich um sie ein lebhafter geselliger Kreis von alten und neuen Freunden. Ja, die damals 50 jährige Gräfin verheiratete sich sogar mit dem weit jüngeren Dichter und Schauspieler Franz von Holbein²⁾. Die Ehe löste sich allerdings bald wieder in Wien auf, wohin die Lichtenau 1806 übersiedelte, als die Franzosen Schlesien besetzten.

Hier in Wien fand die Gräfin aber im Jahre 1807 einen neuen Freund, von dem bisher wenig bekannt war, obwohl er in den letzten 13 Jahren ihres Lebens eine wichtige Rolle gespielt hatte. Er nannte sich österreichischer Rittmeister Ladislaus von Pöltinger. In Wirklichkeit jedoch war er der jüngste Sohn von 4 Kindern des Joseph Pöltinger, Professor der deutschen Sprache bei der ungarischen Leibgarde in Wien, und seiner Ehefrau Klara geb. Lieb. Von seinen Brüdern war der älteste Feldkriegskommissär, der andere Magistratsrat in Wien. Er stammte also aus gutem bürgerlichem Mittelstand. Ladislaus Pöltinger hatte 1805 als Leutnant im Husarenregiment 5 den Dienst quittiert und war mit dem Charakter eines Oberleutnants aus dem österreichischen Militärdienst ausgeschieden. Er war also weder adlig noch Rittmeister, wie er überall angab. 1772 geboren, war er 35 Jahre alt, als er die 55 jährige Gräfin Lichtenau kennen lernte.³⁾ Wieder hatte die immer noch sehr schöne Frau einen weit jüngeren Verehrer gefunden.

Dieser Pöltinger hatte sich der Lichtenau in Wien offenbar sehr fürsorglich angenommen. Gerade damals hatte sie, da ihr Ehemann sie im Stich gelassen hatte, vielfache Ungelegenheiten. So erzählt sie in ihrer Apologie, daß sie in Wien von einem Ausländer, der durch die gegen sie veröffentlichten Schmähschriften aufgereizt worden war, auf die unanständigste Weise auf offener Straße belästigt wurde⁴⁾. Hier hatte sich nun wohl ihr neuer Freund, der sog. Rittmeister v. Pöltinger, für sie eingesetzt. Er reiste auch mit ihr nach Breslau, wo die Gräfin ein Haus besaß und wo sich die beiden endgültig niederließen.

Von nun an, so behauptete Pöltinger, widmete er sich ganz den verwickelten Geschäften der Gräfin. „Es waren harte Kämpfe mit den verschiedensten französischen Marschällen und Behörden zu bestehen. Ich besorgte die ganze Korrespondenz, lag mit dem Magistrat in Breslau wegen Bedrückung und Eigenmächtigkeit, welche dieser sich gegen die Gräfin während der feindlichen Invasion erlaubt, ... in beständigem Federkrieg, schrieb, da die Gräfin in mehreren Werken damals öffentlich verleumdet worden war, ihre Apologie in zwei Bänden und, was die Hauptsache war, ich wirkte es bei den französischen Behörden aus, daß sie ihre Pension von 4000 Th., welche seit dem französischen Einmarsch ganz ausgeblieben war, wieder gezahlt erhielt. Nachdem des Königs Majestät von Memel wieder in ihre Residenz zurückgekehrt, erhielt die Gräfin auf meine Verwendung auch die Erlaubnis, nach Berlin reisen zu dürfen, um ihre Angelegenheiten ordnen zu können. Kaum hatte sie hier weiter festen Fuß gefaßt, als ich den Plan aufwarf, die Rückgabe ihrer konfiszierten Güter in der Neumark auszuwirken. Ich entwarf Denkschriften, die man hätte Bücher nennen können, worin ich die Lage der Gräfin und die ihr zugefügten Unbilden mit der größten Freimütigkeit und nicht ohne eigene persönliche Gefahr schilderte, an die betreffenden Behörden, den Fürsten Staatskanzler und den Monarchen und setzte es nach langem Kampf und unablässigem Sollicitieren, indem ich mich durch keine abschlägige Resolution in meinem Verhalten wankend machen ließ, endlich durch, daß die Güter der Gräfin gegen Verzicht auf die Pension wieder zurückgegeben wurden ...

Hiermit noch nicht genug; nachdem die Gräfin einige Zeit den Wiederbesitz der Güter kontinuieriert hatte, wußte ich noch andere Ansprüche geltend zu machen und diese so zu unterstützen, daß ihr außer mehreren einzelnen

Zahlungen zuletzt noch eine Summe von 28 000 Th. als Schadloshaltung gezahlt wurde, und endlich setzte ich es nach einigem Zwischenraum auch noch durch, daß ihr die Pension von 4000 Th., auf welche sie gegen Rückgabe der Güter hatte verzichten müssen, wiederum bewilligt wurden und sie solche auch bis an das Ende ihres Lebens bezogen hat.“⁵⁾

Daß die Lichtenau alle diese Werte und Gelder im Laufe der Zeit erhalten hatte, ist richtig. Wieweit Pöltinger das ausschließliche Verdienst daran zukam, wie er sich rühmte, ist allerdings sehr zweifelhaft.

Als Friedrich Wilhelm III. der Lichtenau auch den Aufenthalt in der Hauptstadt erlaubte, zog das Paar um 1810 nach Berlin. Die Gräfin kaufte hier ein Haus Unter den Linden in der Nähe des Palais, wo sie einst als Geliebte des Königs rauschende Feste geben konnte. Später besaß und bewohnte sie das Haus Friedrichstr. 103 in der Nähe des Oranienburger Tors, wo sie auch gestorben ist.⁶⁾ Daß Pöltinger hier ständig bei ihr gelebt hat, ist sicher anzunehmen. Nur vorübergehend scheint er in der Behrenstr. 72 gewohnt zu haben.⁷⁾ Im übrigen lebten Wilhelmine und Pöltinger trotz des großen Altersunterschiedes offenbar wie Mann und Frau zusammen in Berlin, wobei die Kosten für ihre Lebenshaltung ausschließlich von den Einkünften der Gräfin bestritten wurden.

In Pöltinger tritt uns ein Kavalier und Lebemann entgegen, wie sie um die Wende zum 19. Jh. vielfach vorkamen und wie sie sich oft in die Umgebung solcher Frauen wie die Gräfin Lichtenau, die ja gleichfalls ein Produkt dieser Zeit ist, drängten. Er scheint ein großer Spieler gewesen zu sein. Aus vielen Stellen des Tagebuchs von Wilhelmine geht hervor, daß er bedeutende Summen verspielte, die sie ihm ersetzen mußte. Es wird sogar erzählt, daß er mit einem Franzosen La Fargue ein System ausgearbeitet habe, um die Roulette durch falsches Spiel zu gewinnen. Auf einer Reise nach Paris, die er mit der Lichtenau unternahm, verlor er aber mit diesem System so viel, daß sie sich bei ihrem Schwiegersohn, dem Oberst v. Thiery, dem dritten Mann ihrer Tochter Marianne v. d. Mark, gegen einen Ring 100 Louis d'or ausleihen mußte.

Außer auf dieser Reise nach Paris begleitete Pöltinger die Gräfin auch auf ihren anderen Reisen nach Wien und Teplitz. In ihrem Haus spielte er die Rolle des Hausherrn. Nur die Personen wurden zur Gesellschaft zugezogen, die er für würdig hielt. Er stand meist erst gegen 9 Uhr auf, wie berichtet wird, und verbrachte den Vormittag mit Billardspiel. Nach dem Mittagstisch fuhr oder ritt er aus, da ihm ein eigenes Reitpferd auf Kosten der Gräfin gehalten wurde. Kurz die Lichtenau, die ihn mit dem Kosenamen „Tingerle“ bezeichnete, gestattete ihm ein angenehmes und sorgenfreies Leben.⁸⁾

Nach außen hin gab sie ihn als ihren Sekretär aus. In ihrem Nachlaß findet sich oft seine Handschrift; sie ist sehr zierlich, fast damenhaft. Sein Stil ist durchaus gewandt und zeugt von einer gewissen Bildung. Er unterzeichnete meist nur mit P und dem Lichtenau'schen Wappen. Nur in einem Kaufvertrag der Lichtenau findet sich einmal seine volle Unterschrift „Ladislaus von Pöltinger“ und ein Wappen, das die verschlungenen Buchstaben LP mit einer Krone darüber zeigt.⁹⁾

Wie eng das Verhältnis zwischen der Lichtenau und Pöltinger war, geht aus dem Bericht des Charlottenburger Predigers Dressel hervor. Im November 1813 tauchte die Gräfin bei ihm, den sie ja aus ihren Glanzzeiten kannte, auf und fragte, ob er ein Paar heimlich trauen könnte ohne jedes Aufgebot. Dressel lehnte dieses Ansinnen ab, fügte aber in seinem Tagebuch hinzu, daß mit dem Paar die Gräfin selbst und „der Mensch, den sie wieder bei sich hatte“, gemeint waren.¹⁰⁾ Es kann kein Zweifel sein, daß es sich hierbei um Pöltinger handelte.

Es ist daher kein Wunder, daß Wilhelmine Enke, später Madame Ritz, dann Gräfin Lichtenau und Frau von Holbein nunmehr in Berlin als Frau von Pöltinger galt. Mit

diesem Namen ist sie 1814 und 1816 als Pate bei den Kindern ihres Bruders, des Oberjägers Joh. Gotthold Enke zu Falkenhagen, in das Kirchenbuch von Segeföld eingetragen. Auch Herr v. Pöltinger ist dort als Pate verzeichnet.¹¹⁾

Daß die Familienangehörigen der Gräfin dieses enge Verhältnis zu Pöltinger nur mit gemischten Gefühlen ansahen, ist nur zu verständlich. Besonders ihr Sohn, der Kanonikus Friedrich Wilhelm Ritz, der die Güter in Lichtenau verwaltete und als ihr Erbe galt, sah den Einfluß Pöltingers auf seine Mutter mit großem Bedenken. Er ist es wohl auch gewesen, durch dessen Eingreifen die endgültige Trennung der Gräfin von Pöltinger im Oktober 1818 herbeigeführt worden ist. Den Anlaß zu diesem energischen Auftreten des Wilhelm Ritz hat aller Wahrscheinlichkeit nach ein Brief Pöltingers an die Lichtenau vom Sept. 1818 gegeben. Darin machte er ihr den Vorschlag, ihre Güter zu verkaufen, um unabhängig zu sein, und bat nochmals sie, die damals 66 jährige häufig kränkelnde Frau, sich mit ihm ehelich zu verbinden.¹²⁾

Tatsächlich ist Wilhelmine auch mit Pöltinger nach Lichtenau gefahren, offenbar um den vorgeschlagenen Verkauf der Güter einzuleiten. Hier auf dem Gut Lichtenau ist es dann aber zu einem sehr heftigen Auftritt zwischen Wilhelm Ritz und Pöltinger gekommen; Drohungen, vielleicht sogar Handgreiflichkeiten wurden gewechselt. Pöltinger sprach später von einem Mordversuch des Ritz an ihm.¹³⁾

Bald darauf ist Pöltinger endgültig nach Wien abgereist. Letzten Endes blieben bei der Lichtenau die Bande zu ihrem Sohn doch stärker als ihre Beziehungen zu dem langjährigen Gefährten. Trotzdem stand Wilhelmine noch bis kurz vor ihrem Tode in ständigem, herzlichen Briefwechsel mit Pöltinger in Wien.¹⁴⁾

Nach ihrem Tode am 9. Juni 1820 hatte Pöltinger von Wien aus gegen die Erben der Gräfin einen Prozeß angestrengt auf Gewährung einer lebenslänglichen Rente und vieler anderer Werte, die die Verstorbene ihm für seine treuen Dienste versprochen haben soll. Dieser Prozeß zog sich in mehreren Instanzen bis in den August 1832 hin, ging aber für Pöltinger ungünstig aus, der nichts erhielt und die gesamten Kosten tragen mußte.¹⁵⁾ Sonst ist sein weiteres Schicksal für uns in Dunkel gehüllt.¹⁶⁾

Die Gestalt des Herrn Pöltinger gewinnt für uns ein besonderes Interesse durch seine Behauptung, er habe die Apologie der Gräfin Lichtenau geschrieben¹⁷⁾. Ist doch diese Apologie eine der wichtigsten Quellen für die Lichtenau und der Menschen um sie. Ihre Darstellung hat sich im Laufe der Zeit im wesentlichen als richtig erwiesen.¹⁸⁾

Geschrieben gegen die vielen Anwürfe von Schmutz und Haß gegen die Lichtenau, die sich in der zeitgenössischen Literatur finden¹⁹⁾, enthält der 1. Band der Apologie die eigentliche Verteidigung; doch ist daraus in geschickter Weise ein biographischer Abriß geschaffen, der bis in die Zeit ihrer Niederschrift von 1808 führt, während der 2. Band nur aus dem Abdruck von Briefen an die Lichtenau aus der Zeit von 1792—1800 besteht mit einigen Notizen über die einzelnen Briefschreiber, in der Hauptsache Menschen, die sie während ihrer italienischen Reise kennen gelernt hatte. Das Ganze ist in einem sehr flüssigen und gefälligen Stil verfaßt, der vieles nur andeutet und manches erraten läßt. Die Widerlegung der Beschuldigungen wird geschmackvoll und ohne grobe Ausfälle, wie sie zur damaligen Zeit sonst durchaus üblich waren, vorgetragen.

Wieviel Wahrscheinlichkeit besteht nun für die Behauptung des Ladislaus Pöltinger, er habe dieses Buch verfaßt? In dem Prozeß gegen die Erben der Lichtenau, in dem er sich dieses Verdienst zuschrieb, wird von der Gegenseite, dem Sohne Friedrich Wilhelm Ritz, nur erwidert: „Ob Kläger die Apologie geschrieben hat, ist dem Verklagten völlig unbekannt, auch an sich völlig gleichgültig (für den Prozeß). Besser wäre es gewesen, wenn dies Werk garnicht erschienen sei.“²⁰⁾



Wilhelmine Enke mit dem Grafen v. d. Mark

Miniatur von unbekanntem Maler im Schloß Charlottenburg

In der Apologie finden sich einige Bemerkungen über ihre Entstehung. Der 2. Teil wird dort als das Werk eines anderen als der Gräfin bezeichnet. „Und dieser andere will zwar nicht genannt sein, aber er läßt es sich gern gefallen, erraten zu werden.“²¹⁾ Dieser andere spricht von der „Autorwelt, zu der ich selbst gehöre“, und erzählt weiterhin: „Bis noch vor etwa 4 Jahren war ich selbst mit den gewöhnlichen Vorurteilen gegen die Gräfin eingenommen. Ich lebte mit ihr in einer Stadt, aber ich floh sie mehr, als daß ich sie hätte suchen sollen. Als ich nachmals ganz ungesucht die Entrée in ihr Haus erhielt, stand ich gleichwohl lange noch mit Mißtrauen ihr gegenüber ... Allmählich fielen mir die Schuppen von den Augen ... Inzwischen brach im Jahre 1806 das Unglück des Vaterlandes ein; die Gräfin ging nach Wien ... Sie kam endlich zurück; die Vertrauten Briefe von dem Kriegsrat von Cölln²²⁾ wurden nun mit kaltem Blute vorgenommen und die Gegenbeweise dazu fleißig aufgesucht. So entstand die Apologie, so die Briefsammlung. Ich hatte das ihr angetane Unrecht gut zu machen, habe also bei beiden recht con amore hilfreiche Hand angelegt.“²³⁾

Diese Beschreibung paßt auf Pöltinger in keiner Weise. Er war der Lichtenau erst 1807 in Wien zum ersten Mal begegnet und nicht schon 1804, als sie in Breslau war. Auch kann man Pöltinger kaum zur Welt der Autoren rechnen. Dagegen passen alle diese Bemerkungen sehr gut auf den Breslauer Prorektor Johann Gottlieb Schummel, dem die Apologie bisher auch stets zugeschrieben worden ist.

Dieser Johann Schummel war seit 1788 als Prorektor an dem Gymnasium St. Elisabeth in Breslau tätig. Dort hatte ihn die Lichtenau während ihrer Verbannung aus Berlin, als sie von Glogau nach Breslau übersiedelt war, kennen gelernt. Das konnte etwa 1804 geschehen sein. Es mußte sich bald ein freundschaftliches Vertrauensverhältnis zwischen ihr und Schummel gebildet haben. Denn bei der Flucht der Gräfin vor den Franzosen aus Breslau hatte sie ihr Haus der Obhut Schummels übergeben; auch brachte sie in seine Wohnung zahlreiche Koffer und Kisten mit Garderobe und Wäsche.²⁴⁾

Damals hatte Schummel bereits eine umfangreiche literarische Tätigkeit auf den verschiedensten Gebieten aufzuweisen. Dabei hatte sich dieser lebhafteste Geist in mancherlei Formen versucht.²⁵⁾ Er kann also als ein erfahrener Schriftsteller gelten, gewiegt in den Kniffen der öffentlichen Polemik und vertraut mit dem Markt der Verleger. Ihm ist die Abfassung eines so gut geschriebenen Buchs wie die Apologie weit mehr zuzutrauen, als dem

Herrn Pöltinger, der keine dieser Eigenschaften für sich in Anspruch nehmen kann. Pöltinger nahm es bei seinen Angaben über sich selbst häufig nicht so genau mit der Wahrheit, wie wir schon in Bezug auf seinen militärischen Dienstgrad und seinen Adelstitel sahen. Es dürfte daher auch seiner Behauptung, er habe die Apologie geschrieben, nicht allzu großer Wert beizumessen sein, zumal da dagegen die Autorschaft von Schummel steht.

Wenn die Lichtenau in der Apologie sagt: „Die Materialien sind allein von mir und häufig liest das Publikum selbst meine eigenen Worte, mögen sie nun in die sonst übliche Schriftstellerform passen, wie sie wollen“,²⁶⁾ darf man vielleicht annehmen, daß Pöltinger manchmal ihre Gedanken in leserlicher und grammatisch richtiger Form zu Papier gebracht hat, wozu die Gräfin selbst nicht fähig war. In so weit also könnte man ihm einen bescheidenen Anteil bei der Abfassung der Apologie zubilligen.

Das Leben der Gräfin Lichtenau läßt erkennen, daß sie sich in einer Zeit des Übergangs bewegt hat. Ihr Dasein entfaltete sich auf der Wende zweier entgegengesetzter Zeitabschnitte, die sie freilich mehr passiv als aktiv mit erlebte. Darin beruht im wesentlichen ihr Unglück.

Noch herrschte damals in Preußen die absolutistische Staatsform; aber die Ideen der französischen Revolution sickerten schon ein. Noch war die Aufklärung die vorherrschende Geistesrichtung; aber von Weimar her verbreitete sich die freiere und weitere Weltanschauung Goethes und Schillers. In der Baukunst setzte sich der Klassizismus durch; doch strebte das Lebensgefühl von den großen repräsentativen Prachtbauten des Absolutismus weg zu kleineren Formen und zur Idylle. Noch war der Adel der maßgebende Stand; aber eine bürgerliche Lebensführung trat mehr und mehr hervor.

Diese gegensätzlichen Erscheinungen zeigen sich auch im Leben der Lichtenau. Sie war noch ganz die Fürstenmaitresse, wie sie im 18. Jahrhundert an den absolutistischen Höfen Europas üblich war; aber die anbrechende neue Zeit der französischen Revolutionsideen hatte nicht mehr so viel Verständnis und Hochachtung für eine fürstliche Geliebte. Und auch in sich selbst trug sie Elemente von dem Lebensgefühl beider Epochen. Als Dame von adligem Stand trat sie oft und gern in großem Rahmen auf; aber ihr Wesenszug ging mehr zur bürgerlichen Behaglichkeit und nach einem Ausleben in privater Sphäre hin. Eine preußische Pompadour, wie man sie fälschlich genannt hat²⁷⁾, war sie nicht. Die höfische Intrige und das Spiel um politische Macht lagen ihr fern.²⁸⁾ Der König als ihr Geliebter und Freund, ihre Kinder und ihr Haus galten ihr mehr, als das Wirken in der Öffentlichkeit. Sie stieg bis in die hohe Stellung einer königlichen Maitresse, wollte aber nur die idyllische Seite eines solchen Lebens wahrnehmen. Dadurch hatte sie bei dem Regierungswechsel keine einflußreichen Freunde, die sich ihrer hätten annehmen können. Und so kann man ihrer Gestalt eine gewisse Tragik nicht absprechen.

Als sie 1820 starb, wurde sie im Gewölbe der Hedwigskirche in Berlin beigesetzt, von wo ihren Sarg die Bomben des 2. Weltkriegs verdrängten. In dem Gutshaus von Lichtenau fand sich eine Inschrifttafel, die für ihr Grab gedacht war. Der Text dieser Tafel²⁹⁾ deutet etwas von dem Geschick dieser schönen Frau voller Herz und Lebenslust an:

„Reizend und reizbar
Vertraute sie jung dem trügerischen Glück.
Gehoben von der Gunst,
Gestürzt von der Ungunst,
Lernte sie Mäßigung im Unglück.
Durch Gerechtigkeit versöhnt,
Starb sie mit Ergebung
Und schuldfreiem Gewissen.“

Anhang

Briefwechsel der Gräfin Lichtenau mit Ladislaus Pöltinger und ihrem Sohn Friedrich Wilhelm Ritz.

(Berliner Hauptarchiv Rep. 94 Nr. 4,1.)

Gräfin Lichtenau an Pöltinger

Breslau, 20. Jan. 1818

Du willst eine kurze Antwort mit der ersten Post. Hier ist sie. Wenn Dein Herz rein ist, wie das meinige, so eile, ich erwarte Dich.

Gräfin Lichtenau an ihren Sohn

30. Juni 1818

Lieber Wilhelm

Wenn du diesen Brief bekommst und lesen wirst, dann bin ich bereits dem Herrn entschlafen, entfesselt von allen Qualen des Körpers und der Seele bloß als dann eines besseren Teil in den Händen des Allmächtigen Vaters, dessen Ausspruch über mein Wirken auf Erden ich in Demuth erwarte. Ich war ein schwaches Wesen, habe gesündigt und hoffe auf Barmherzigkeit. Aus bösem Herzen, Neid oder Habsucht habe nie meinen Nebenmenschen geschadet. Dies wird mir vielleicht die Nachwelt erst zugestehen; mir kann alsdann ihr Urteil nichts mehr nützen; aber dir als mein einziges hinterbliebenes Kind wird es wohl tun, wenn man deine unglückliche Mutter auch nur erst im Tode Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Jetzt meine letzte Bitte, meinen letzten Willen, den ich dir auf deine Seele, auf dein Gewissen lege und zwar mit schweren Worten, wenn dir meine Ruhe im Grabe nicht gleichgültig ist, und du die Liebe und Achtung für niemand ändern hast, die ich wohl in Rücksicht deiner verdiene, so befolge folgende Punkte:

1.¹⁾ dich nun von deiner lieben Frau; sie wird deine Fehler in geduldigen Tagen tragen wie du die ihrigen.

2. um Gotteswillen, um mein und deiner Willen, erziehe deine Kinder zu rechtschaffenen Männern, deine Töchter zu guten Hausfrauen.

3. sei ein guter Wirth, sehe Rechnungen, Ausgaben und Einnahmen fleißig nach, und glaube mir, daß dies mehr einträgt, als wenn du mit auf dem Felde und in den Ställen bist.

4. ich habe ein Testament gemacht, in welchem du als einziger Erbe meiner Güter nebst Partinenzen eingesetzt bist, ferner mein ganzes Mobiliar, mit einem Wort, du bist Herr über meinen Nachlaß, barem Gelde und Möbeln. Alles in weiblichen Fach, Kleider, Wäsche, Pelz, Bijouterien gehören deiner Frau mit Ausnahme des großen Steins, welcher 32 Grän wiegt, der ist deine zum ewigen Andenken.

5. ich habe in meinem letzten Willen verboten, daß nichts bei mir von den Gerichten versiegelt werden darf.

Pöltinger an die Gräfin Lichtenau

Berlin, den 7. September 1818

Unsere bevorstehende Reise nach Lichtenau ist ganz dazu geeignet, den hier von mir entworfenen Lebensplan auszuführen. Ich muß dich dabei um ruhige Überlegung bitten, die nur insofern stattfinden kann, wenn du alles so erwägst, als wärest du selbst dabei garnicht interessiert, sondern du liesest hier den Lebensplan einer ganz unbekannten Familie. Bei Anfertigung desselben berücksichtigte ich vorzüglich dein persönliches Wohl, jenes deiner Familie und endlich, da es erlaubt ist, auch auf sich selbst zu denken, das meinige.

Dein Wunsch, wenn es dir ganz damit Ernst ist, dieses Land bald zu verlassen und in einem schöneren und besseren unsere Lebensjahre zu beschließen, ist, wie du weißt, auch mein sehnlichster. Es ist also die höchste Zeit, sich zu etwas zu bestimmen, und ist dies geschehen, auch den Plan mit Überlegung und Thätigkeit auszuführen.

Um ganz frei und unabhängig ein Land des Aufenthalts wählen zu können, muß alles, was hier festhält,

verkauft werden; denn weder du noch dein Sohn und seine Kinder können hier glücklich sein. Du nicht um der grausamen erlittenen Behandlung willen, dein Sohn ebenfalls nicht, wenn er nicht leichtsinnig über seiner Mutter Unglück hinausgeht, und endlich auch seine Kinder nicht, da es ihnen an aller besseren Erziehung fehlen wird und sie schon von der Geburt aus dem Soldatenstande angehören.

Es ist also zuerst nöthig, den Wert deiner Güter genau auszumitteln, um den Verkaufspreis darnach festzusetzen. Auf welche Weise dieses am besten geschehen könnte, darüber müßten wir uns jetzt gemeinschaftlich in Lichtenau beraten und dann einen förmlichen Anschlag anfertigen, um auf diese Grundlage den Verkauf derselben einzuleiten.

Da ich die Wahl des Landes, wo du künftig leben willst, dir ganz frei stelle, so kann hierüber keine Uneinigkeit unter uns stattfinden. Hat sich dann, wie es zu hoffen ist, bald ein Käufer dazu gefunden, so hängt es einzig von dir ab, entweder die Übergabe der Güter auf eine gewisse Zeit hinauszuschieben, um Spielraum zu gewinnen, für deine Familie ein einstweiliges anständiges Unterkommen zu besorgen, oder aber man könnte sich beim Verkauf das Recht vorbehalten, daß sie noch $\frac{1}{2}$ Jahr dasselbst wohnen bliebe.

Nun muß ich aber auch von mir sprechen. — Ich kann und werde nie, falls du dich für mein Vaterland bestimmt erklärtest, unter den bisherigen Verhältnissen dahin zurückkehren. Kann ich nicht in einer ehrenvollen Lage mein seit 10 Jahren verlaßenes Vaterland wieder betreten, so betrete ich es auch nie wieder, indem ich mich weder dem Gespötte der Menschen noch dem Zwange und der Verlegenheit, die aus meinem für die Welt nicht klaren Verhältnissen zu dir hervorgehen, aussetzen kann. Ich habe selbst neuerdings während unseres Aufenthalts im Bade das Peinliche meiner Lage empfunden, wo man sich entehrende Bemerkungen gegen mich erlaubte, die sowohl schon früher von den eigenen Dienstleuten als auch jetzt von fremden Gästen gemacht wurden, die der so zarten Ehre eines Mannes sehr nahe treten. Dies würde in jedem anderen Ort ebenfalls der Fall sein. Ich kann also nicht länger in einem Lichte eines von dir unterhaltenen Cicisbeo erscheinen und mich auch in einem andern Lande dafür ansehen lassen, in dem man nur zu geneigt ist, einen Mann unter meinen Verhältnissen für einen Avanturier zu halten. Ich bitte dich also wiederholt um deine Hand und glaube, sie durch so manche Beweise meiner Hingebung, meiner unwandelbaren Teilnahme an deinem Wohl und meiner Liebe verdient zu haben. Mag immerhin die Heftigkeit einer jugendlichen Leidenschaft in uns beiden verraucht sein, so trat wenigstens von meiner Seite, und ich hoffe auch von der deinigen, eine desto solidere auf Überzeugung gegründete Liebe und Freundschaft ein, die keinem Wechsel unterworfen ist und bei mir nur mit dem letzten Atemzug erlöschen wird. Wende mir garnicht unser vorgerücktes Alter dagegen ein. Ist denn unser gegenwärtiges nicht eben darum umso anstößiger und ist es nicht besser lieber spät als garnicht ein Band zu knüpfen, das uns die Achtung der Welt, der man allerdings etwas schuldig ist, sichert und uns zugleich den innern Frieden gibt? — Wir lebten uns bisher viel zu nahe, um für bloße Freunde gehalten zu werden, und doch gleich wieder zu entfernt, um für Eheleute zu gelten, obgleich ein Teil unserer Bekannten, z. B. Buchholz, Himmel, die Kloeden, Zachow uns für heimlich getraut halten, was du ihnen einst selbst sagtest.

In einem Zeitpunkt, wo du noch nicht wie jetzt unabhängig und frei handeln konntest, schriebst du einst an meinen Vater zu seinem Geburtsfeste, du würdest dich einst mit Vergnügen seine Tochter nennen. — Du warst auch später auf unserer Flucht von Berlin damit einverstanden, dich mit mir heimlich trauen zu lassen, woran es nur an einem Prediger fehlte. Diesem Mangel kann nun abgeholfen werden, denn ich nehme es über mich, den Prediger zu Lichtenau zu dieser geheimen Trauung

zu disponieren, die wir auch, so lange als wir hier im Lande sind, geheim halten wollen. Nur deine Familie mag es wissen, wenn du es für ratsam hältst. Dadurch und nur dadurch kann ich in jene Lage kommen, die mich für Verunglimpfung meiner Ehre sichert, mein Herz beruhigt und mich erst wieder mit der Welt in jene Übereinstimmung von Schicklichkeit und Anstand setzt, die ich seit so vielen Jahren mit Schmerzen entbehre. Und endlich noch eins — dein Sohn wird auf diese Art auch der meinige, dein Enkeln werden die meinigen, sie sind mir dann ganz nahe verwandt, sie gehören dir wie mir an und haben das unmittelbarste Recht auf meine Liebe und einst nach meinem Tode selbst auf das Wenige, was ich besitze. Jedes einzelne Interesse wird auf diese Art zu einem gemeinschaftlichen, und wechselseitige Achtung Vertrauen und Sorgfalt wird zwischen mir und den deinigen eintreten, da ein so nahes Band unsere Herzen bindet.

Ich bitte dich also, über alles, was ich dir hier ans Herz legte, um eine schriftliche und nur, wenn es dir zu beschwerlich wäre, um eine mündliche Antwort. Sie wird über mein künftiges Glück und meine Zufriedenheit entscheiden.

Gräfin Lichtenau an ihren Sohn

Berlin, 14. Oktober 1818

Lieber Wilhelm

Ich schreibe dir sogleich die Nachricht, daß gestern Dienstag den 13. früh um 11 Uhr Pöltinger nach Wien abgereist ist und ich mit ihm auch nun getrennt bin. Er hat kein Lärm gemacht, sondern sich in sein Schicksal gefunden. Schoenberg hat ihm unsere Trennung angekündigt. Jetzt muß ich dich bitten, sogleich nach Berlin zu kommen, um unsere Maßregeln für die Zukunft zu nehmen. Ich habe manche und viel Klagen zu gerechte Klagen über Pöltinger gehabt; da ich ihn über 12 Jahre in Glück und Unglück gekannt habe, so thut mir die Trennung doch sehr weh. Aber es mußte sein um deinet willen und deiner Kinder künftiges Wohl. Von deiner Seite, lieber Sohn, erwarte ich jetzt also Unterstützung in Geschäften in dein Betragen als Schöff (Chef) deiner Familie von lieben Kindern, Frau und Mutter. Nicht daß du auf dem Felde allein nach deine Mandel Garben siehst und unter dessen den Schreiber und Verwaltern die Hauptsache zum Betrug in den Händen läßt. Was ich hier sage, ist um deinet willen, deiner Frau und Kinder Wohl; denn ich für meine Person würde wohl zu leben haben.

Jede meiner Schritte und Handlungen waren bis jetzt auf deine Familie Wohl ... Jetzt bitte ich, komm bald, damit wir alles Wichtige mit einander verabreden können.

Lebe wohl und glücklich! Deine Gute Mutter Lichtenau.

Kannst du, so bringe mir Neues von den Kindern mit.

Gräfin Lichtenau an Pöltinger

Berlin, 17. Oktober 1818

Den Schritt, den ich getan, wirst du mir gewiß verzeihen. Ach, ich konnte nicht anderst: Abschied nehmen und vielleicht auf immer, das konnte ich nicht. Und geschworen hattest du, daß dein Aufenthalt in Berlin nur noch einige Zeit dauern würde. Da mußte ich meiner Krankheit wegen noch die gute Jahreszeit zu meiner Reise wählen. Jetzt ist alles anders gekommen. Ich werde sobald als meine Gesundheit erlaubt, nach Lichtenau gehen und den Winter dort zubringen, denn meine Gegenwart ist da nötig ... Lange werde ich wohl den schönen Frühling, gestirnten Himmel und paradiesische Gegenden nicht mehr sehen. Jenseits wird mir erst wohl werden, denn hier habe ich alles verloren, was ein Mensch verlieren kann und endlich auch das letzte dich, mein armer guter Pöltinger. Möchte dir doch die Vorsehung ein Glück bereiten, wie du es verdienst und hier in unserem preuß. Lande nicht finden kannst.

Berlin, 7. November 1818

Erlaubt es meine Gesundheit, so gehe ich nach Lichtenau, um dort womöglich das Haus auseinanderzusetzen, welches durch meine Krankheit sich so zusammengewickelt hat, daß es schwer sein wird, mich so raus zu finden. Nun will ich dort zur Stelle mir alle Belege geben lassen und zusehen, wofür die Summen angewandt seien und die ich hingschickt habe.

Berlin, 20. Dezember 1818

Von Heldt kränkt es mich, daß sie allen Menschen, ja sogar meiner Schwester sagen, daß ich die Rückgabe der Güter, mit einem Wort alles durch ihre Mühe und Fürsprache erhalten habe, da doch die Brouillons von dir, welche ich in meinem Schrank habe, das Gegenteil beweisen.

27. Dezember 1818

Sollte mir etwas zustoßen, und Gott über mich gebieten, so verlasse dich auf meine Freundschaft, auf mein redlich Herz, auf mein Gewissen, welches ich unbefleckt mit ins Grab nehmen will, daß ich für dich gesorgt habe, so, daß du mit keinem Gericht noch mit meiner Sache in Streit gerathen kannst.

Berlin, 15. Januar 1819

Lieber guter Pöltinger

In der Angst meines Herzens schicke ich dir die Manualakten des Prozesses mit dem Magistrat.³⁾ Heydebreck sagte mir, ich möchte eine deutliche Vorstellung an den M. Schuckmann wegen dieser Sache machen lassen, du weißt aber, wie die hiesigen Advokaten sind, weitläufig und eigennützig. Lieber ist es mir also, daß die Sache eine Weile ansteht, als daß etwas in der Vorstellung veräumt wird.

Das will ich nur in dein Gedächtnis zurückrufen, daß ich in Breslau meine ganze Wohnung offen ließ, als ich nach Wien ging bis auf zwei kleine Hinterzimmer, 1 Hausmädchen, 1 Köchin, 1 Haushälterin und ein männlicher Domestik, daß die erste Einquartierung 36 Mann aber in meiner Wohnung waren, Keller und Speisekammer geöffnet wurden und gänzlich ausgeleert, nach einiger Zeit der Magistrat die beiden Hinterzimmer nebst Schränken öffnen ließ, wo alles Bedeutende herausgenommen wurde, alles Porzellan, Gläser und dergleichen, wo ich nur die Scherben wieder gefunden habe, beim Schummel alle meine Koffer und Kisten, Bett- und Tischwäsche herausgenommen wurde, um die Generale, die in des Prinzen Biron seiner Wohnung einquartiert wurden, damit zu versorgen; denn zu meiner Wohnung eben im 3. Stock hatte ich alles, was die Einquartierung bedurfte, herausgelassen. Der Magistrat hatte zu dem Minister v. Hoym nach allen Bedürfnissen für die Rechnung des Prinzen Biron geschickt, da sie die Schwiegermutter war; sie ließ aber antworten, daß ihr dies nichts angehe. Ich als Fremde mußte alles also hergeben, die von dem Prinzen ausgeleerte Wohnung zu versorgen, d. h. mit Wäsche, Gläser, Porzellan und Tableaux. Denn da eben bei mir meine Einquartierung war, so konnten sie die Meubles nicht nehmen. Daß der elende Biron mein Kontrakt mit mir auf 2 Jahre gemacht hatte und nachher mir nicht einmal die Miete zahlen wollte, daß alle die Generale in Biron seine Wohnung gewohnt haben, daß auch bei meiner Rückkunft ich auch keinen Tag ohne Einquartierung war, weißt du leider auch. Daß der Magistrat mir, als ich angekommen war, ankündigen ließ für den General Wrede täglich zu seinen Bedürfnissen 50 Th. zu zahlen, von welcher ungeheuren Last mich dieser General befreite, indem er den Magistrat wissen ließ, daß dergleichen Lasten auf ein ganzes Land könnten verteilt werden, ohne es gänzlich zu Grunde zu richten, aber es unrecht wäre, auf eine einzelne Person zu wälzen, daß ich nichts besaß als das verschuldete Haus und in 2½ Jahren keine Pension bekam, von Schulden leben mußte, wie das Haus Schlipalius noch bezeugen kann, dem das Haus sollte subhastiert werden, so mußte ich auch dazu Geld zu 6% aufnehmen, um diese Schuld zu zahlen. Daß der Magistrat mich weder mündlich noch schriftlich je es hatte wissen lassen, daß diese ungeheure Schuld auf mein Haus aufgenommen

wurde und ich es erst nach meiner Rückkehr durch andere ganz fremde Personen erfuhr, daß eine Gerichtsstelle das heilige Eigentumsrecht so mit Füßen treten konnte. Oft machte der Magistrat die Ausflucht, wenn ich sagte, warum man den Prinzen nicht seine Einquartierung in seiner Wohnung zahlen ließ, so gaben sie zur Antwort, er hätte schon zahlen müssen, und doch sagten sie mir wieder ein ander Mal, ich möchte mich von dem Prinzen Biron zahlen lassen, ihn verklagen und dergleichen. Mit einem Wort, vergiß ja nicht alle Punkte zu berühren. Schuckmann wird die Sache so mit dem Magistrate einleiten, daß man mich nur verhältnismäßig auf mein verschuldetes Haus bequartieren konnte.

Morgen den 15. geht der Koffer mit deinen Büchern ab. Ich habe Herder sämtliche Werke noch nicht eingepackt. Es ist mir recht sauer geworden. Da es aber für dich ist, so habe ich die Mühe gern auf mich genommen. Gott erhalte dich und glaube an meine Freundschaft, Anhänglichkeit und Teilnahme an deinem Schicksal bis in den Tod.

Berlin, 19. Januar 1819

Du hast Verdacht auf den Kanonikus.³⁾ Nun denn so schwöre ich dir bei meinem schweren Leiden und schmerzhaften Krankheit, daß er mir niemals ein Wort von dir gesagt, das nachtheilig für dich ist, wohl aber oft das Gegenteil, daß er einsehe, daß du mir so sehr nützlich in meinen Geschäften wärst.

26. Januar 1819

Mit Mathis sprach ich dieser Tage, er sagte mir daß die französischen Papiere schon wieder bedeutend gestiegen wären, ich treibe noch immer ein klein Geschäft mit ihm, die ganze Summe ist jetzt 11 300 Taler. Die Eberschen Papiere habe wieder auf 2 Monate prolongirt und von 6 Monate ungefähr 158 Taler Zinsen bekommen, es ist alles so eingerichtet, daß wenn Gott mich auch zu sich nehme, niemand anderes als du über diese Summe gebieten kann, jedoch wie ich dir schon geschrieben habe unter einer Bedingung⁴⁾ die dir aber gar nicht lästig sein kann, und die du meinem Andenken zu Ehren gewiß erfüllen wirst.

9. Februar 1819

Lieber guter Pöltinger

Jetzt mußt du die von mir geschriebenen Briefe schon alle haben, oder ich muß glauben, daß man sie auf der Post zurückbehält, da dies nun gar nicht wahrscheinlich ist, indem unser Briefwechsel der unschuldigste von der Welt ist. Du mußt doch den Brief erhalten haben, in welchem ich dir schrieb, daß ich das kleine Kapital, welches ich besitze, im Fall ich sterben sollte für dich unter einer Bedingung bestimmt habe. Da du an Mathis geschrieben hast, und ihm gefragt, wie viel es denn wäre, er kam zu mir und fragte mich, ob er es an dich schreiben könnte; ich sagte ihm ganz unbefangen ja, denn ich habe keine Geheimnisse für den Herrn Pöltinger; ich glaubte diese Antwort schuldig zu sein, weil die Anfrage dem Mathis doch muß aufgefallen sein.

Berlin, 27. Februar 1819

Lieber Pöltinger!

Soeben bin ich mit meinem Inventarium bis über die Ohren beschäftigt, als ich einen Brief von Heinen aus Breslau erhalte, in welchem er mir schreibt, daß wenn ich nicht in 14 Tagen meine Vorschläge zur Auseinandersetzung mit dem Magistrat ihm schicke, so bleibt es bei der ersten Instanz, d. h. ich muß 14 000 Th. bezahlen. Ich zittere am ganzen Leibe über diese Hiobspost. Wie kannst du mich auch in der Angst so lange lassen. Ich habe dir in zwei Briefen geschrieben und gebeten, du sollst mir die Akten schicken, aber ich warte vergebens. Schon vor 4 Wochen schreibst du mir, du machest einen Aufsatz über die ganze Sache.

15. März 1819

... hier schicke dir den kleinen Wechsel von 100 Th. welches so lange du lebst fortgezahlt wird. Gott segne

dich und gebe dir deine Gemütsruhe wieder. Meine ist auf ewig dahin, denn ich bin zu schrecklich getäuscht worden. Mein Glaube an die Menschen ist dahin. Nur dir vertraue ich noch.

7. Mai 1819

Schreibe mir doch, ob du einen Platz hast, mein Bild von der Angelika aufzuhängen, dann lasse ich es sogleich nach meiner Rückkunft aus dem Rahmen nehmen, einpacken und den Rahm aparte und schicke es dir nach Wien, so wie ich es dir versprochen habe. Sterbe ich unterwegs oder im Bade, so bekömmst du es ebenfalls. Meine Pension von 4000 Th. beziehe ich den 1. July 1819. Von da an bekömmst du die jährlichen 400 Th. sage vierhundert Thaler Preußen Courant. Da ich aber zu der Zeit abwesend bin, so schicke ich dir das erste Vierteljahr noch vor meiner Abreise. Mathis verschafft mir dazu Wiener Papiere ohne alle Abzüge. Ich sagte ihm, ich hätte dort ein Kapital zu verzinsen. Sterbe ich, so bekömmst du dieses von einem kleinen Fond, der mir heilig ist und den, um ihn ganz zu erhalten, ich nicht angreifen würde, wenn ich auch hungern sollte. Nur mußt du nicht etwa heiraten, dann hört die Zahlung auf. Nicht etwa aus Neid oder aus einem Gefühl, das mir zur Schande gereichte. Blos deinetwegen, denn glückliche Ehen gibt es in Wien auch wenige; die Liederlichkeit ist leider überall zu Haus. Dann will ich auch nicht meine Ersparnisse einer Frau zum Putz hergeben. Dir, für deine Person, Alles, das letzte Stückchen Brodt, wenn du es bedürftest, aber Niemand Andern. Verzeihe meine Aufrichtigkeit, nimm mich als eine Sterbende, die reden ja immer wie sie denken.

24. Mai 1819

Deinen Brief vom 15. Mai habe erhalten, und mich herzlich gefreut, daß du das, was ich dir auf deine Lebenszeit zugesichert habe, so nimmst, als es dir mein redlich Herz giebt. Ich habe viele Leiden in meinem Leben gehabt, aber eines der größten für mich würde sein, wenn ich dich in Mangel wüßte. Ich will gerne auf jedes Erdenglück für meine Person Verzicht leisten, nur du mußt ruhig, mußt glücklich sein.

Mein Bild kann ich dir vor meiner Abreise nicht schicken, aber einen Kasten wie du ihn haben willst, habe dazu bestellt. Nichts was meinem Freund zugedacht ist, soll ihm entzogen werden.

8. Oktober 1819

Gott sei Dank, ich bin lebendig den 3. Oktober von Lichtenau zurückgekommen. Das will viel sagen. Doch ich war sehr krank, ehe ich hin ging. Du weißt, daß ich trotz meiner Anhänglichkeit an dich, doch immer in Rücksicht des Wilhelm zurückhalten war, und mir seine Ehre mit der meinigen genau verbunden hielt. Daher mein Schweigen, welches oft mein Herz brach. O theurer verehrter Freund, erlaube, daß eine tief gekränkte unglückselige Mutter ihr gebrochenes Herz dir ganz öffne. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß Klagen der Art aus meiner Feder fließen, über meine Lippen sollten sie nie kommen. Nur Gott der Allmächtige hört mich, wenn ich allein bin. Wo soll ich anfangen, dir die Zerrüttung meiner Güter, die schändliche Art, wie dort seit 2 Jahren gehaßt wurde, zu beschreiben. Ich kann über diesen Gegenstand nicht weitläufig sein, denn ich könnte wahnsinnig werden. Mit einem Wort mein einziges lebendiges Kind ist ein Heuchler, ein Verschwender aber auf eine ganz eigene Art, ein Wollüstling ein treuloser Sohn und Ehegatte. — Es ist heraus aus meiner Seele gerissen, das tiefste lang bewahrte Geheimniß. Sollte ich sterben, so habe ich meine Maßregeln so getroffen, daß er nicht Herr über eine Kuh noch Schaf sein kann. Nur über die Millionen Fliegen die dort sind, soll er künftig gebieten und auch die würde er schlecht verwalten.

Nun die Hauptsache nämlich das Bild. Ist es möglich, daß man bei dir in deinem mir sonst so lieben Vaterland nicht erlaubt, daß ein Freund dem andern sein Bildniß zum Andenken giebt. Ich will es gern aufrollen lassen durch einen gescheuten Maler; aber der zurückbleibende

Rahm macht mich traurig. Es ist, als legte man mich in einen Sarg. Könnte ich denn nicht zuvor das Bild schicken und wäre dies erst vergessen den Rahmen noch. Lache nicht über diesen Gedanken. Es geht doch vielleicht. Antworte mir hierauf.

Berlin, 15. Oktober 1819

Mit dem Magistrat ist alles abgemacht. Ich muß 6000 Th. zahlen und Prozeßkosten.

30. Dezember 1819.

Den 3. Januar 1820 bekomme ich Geld. Dann werde Dir sogleich auf geschwindeste und beste Art 2240 Taler überschicken, also die ganze Summe. Da Du soviel dabei gewinnen kannst, so stehe ich keinen Augenblick an, einem guten treuen Freund dadurch einen Beweis zu geben, wie herzlich ich es meine und wie lieb ich Dich habe in aller Unschuld. Ich habe keine Antwort wegen mein Bild bekommen, lasse es immer noch hier stehen, denn nun muß sich ohne dem der Knäul bald entwickeln.

20. März 1820

Deine Briefe habe alle bekommen. Keiner ist unterschlagen. Aber dies ist das erste, was ich seit Neujahr schreibe außer einem kleinen Brief an Dich, wie mich dünkt, worin ich Dir sagte, Du sollst ganz unbekümmert wegen dem Gelde sein. Ich wiederhole es noch einmal. Von Schickler habe ich nichts bekommen können. Aber gleich nach Ostern werde es möglich machen. Da verlasse Dich darauf.

1) Berthold Haase-Faulenorth, Von der Gräfin Lichtenau, ihren Vorfahren und Nachkommen. (Archiv für Sippenforschung 1929, S. 418 ff.)
Über die Gräfin Lichtenau im allgemeinen vgl. Berthold Haase-Faulenorth, Gräfin Lichtenau. Berlin 1934, wo sich reichhaltige Literaturangaben finden. — 2) Bernhard Hoeft, Die Gräfin Lichtenau in ihrer Ehe mit Franz von Holbein. (Mitteilungen des Vereins für Geschichte Berlins. 39. Jg. 1922.) — 3) Die Mitteilungen zur Person Ladislaus Pöltingers stammen aus dem Archiv der Stadt Wien und dem Österreichischen Kriegsarchiv. — 4) Apologie der Gräfin Lichtenau. Bd. 1. Leipzig 1808. S. 24. — 5) Berliner Hauptarchiv Rep. 94 Nr. 4. — 6) Prof. Rehmann, Eine wiedergefundene Inschrift. (Schriften des Vereins für Geschichte der Neumark. Heft 33, 1915. S. 167) und ders., Der Kampf um den Besitztitel. Eine Episode aus dem Leben der Gräfin Lichtenau, (ebda. Heft 34, 1916, S. 95.) — 7) Berliner Adreßbuch. — 8) Berliner Hauptarchiv Rep. 94 Nr. 4. — 9) Rehmann, a. a. o. Heft 34, S. 119. Diese Tatsache ist ebenfalls ein Beweis dafür, daß er sich den Adelstitel angemaßt hatte, ebenso wie seinen Titel als Rittmeister. Ein Familienwappen scheint er jedenfalls nicht besitzen zu haben. Es scheint in dieser Zeit in Österreich überhaupt keine adlige Familie von Pöltinger gegeben zu haben. Erst 1841 wird ein Joseph Edler Pöltinger von Plauenbrunn genannt. Vgl. Frank zu Dörfening, Alt-oesterreichisches Adelslexikon. Bd. 1. Wien 1928. S. 237. — 10) Wilhelm Gundlach, Geschichte der Stadt Charlottenburg. Bd. 1. Berlin 1905. S. 203 f. — 11) v. Redern, Genealogische Nachrichten aus den Kirchenbüchern von Spandau, Oranienburg, Seefeld und Kladow. (Märkische Forschungen. Bd. 15. Berlin 1880. S. 180 f.) — 12) Vgl. den im Anhang abgedruckten Brief. — 13) Berliner Hauptarchiv Rep. 94 Nr. 4. — 14) Vgl. die im Anhang mitgeteilten Briefe. — 15) Die Handakten des Justizrats Friedheim über diesen Prozeß haben sich in dem Gräfl. Königsmark'schen Gutsarchiv in Karnzow (Ostpreignitz) erhalten. Aus ihnen ist der größte Teil der obigen Angaben entnommen. Justizrat Friedheim vertrat in diesem Prozeß die Gräfin Königsmark, eine Enkelin der Gräfin Lichtenau, Tochter der Gräfin Marianne von der Mark aus ihrer zweiten Ehe mit dem Oberst Caspar von Miaskowsky. — 16) In Wien scheint er nicht verstorben zu sein. Jedenfalls hat sich darüber in den Unterlagen des Stadtarchivs von Wien nichts gefunden. — 17) Vgl. oben S. 3. — 18) Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller von ihr selbst entworfen. 2 Bde. Leipzig: Wilhelm Heinsius 1808. — 19) Siehe hierzu die Einzelheiten bei Otto Tschirch, Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen vom Baseler Frieden bis zum Zusammenbruch des Staates (1795—1806) Bd. 1. Weimar 1933. S. 250 ff. — 20) Berliner Hauptarchiv Rep. 94, 4. — 21) Apologie Teil 1, S. 287. — 22) Der Kriegsrat Fried. v. Cölln in Glogau hatte eine Zeitschrift „Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.“ 6 Bde. Leipzig: Graeff 1807—1809 herausgegeben, in der er die Gräfin Lichtenau heftig angriff. Vgl. Tschirch, a. a. O. — 23) Apologie, Teil 2. S. IX ff. — 24) Berliner Hauptarchiv Rep. 94, 4. — 25) Vgl. über ihn Max Hippe, Johann Gottlieb Schummel, in Schlesische Lebensbilder. Bd. 2 Breslau 1926. S. 103 ff. — 26) Apologie. Teil 1, S. 287/8. — 27) Karl Atzenbeck, Die preußische Pompadour. Leben und Briefe der Lichtenau. 1925. — 28) Ihr Briefwechsel mit König Friedrich Wilhelm II. ist weder erotisch noch politisch, wie man vielfach vermutet hat. Er ist vielmehr einfach hausbacken-hausfraulich. Haus und Garten spielen darin eine wichtige Rolle. Das Verhalten der Kinder wird ausführlich beschrieben. Sorge und Ratschläge für die Gesundheit ihres königlichen Freundes sind der wesentliche Inhalt. — 29) Rehmann, Eine wiedergefundene Inschrift. (Schriften des Vereins für Geschichte der Neumark. Heft 33. Landsberg 1915. S. 167.)

Fußnoten zum „Anhang“:

1) unleserlich. — 2) Von Breslau. — 3) Friedrich Wilhelm Ritz. — 4) nämlich: nicht zu heiraten.

Mario Krammer †:

Clemens Brentano und Berlin

Bilder aus den Tagen der Romantik

(mit 7 Abb. im Text)



Aufn. Erna Stoll, Bln-Charl. 4

I.

Reichtum und Spannweite des Berliner Lebens haben es mit sich gebracht, daß es oft falsch bewertet worden ist. Berlin hat gleichsam ein doppeltes Antlitz. Es hat den Wirklichkeitssinn der Niederdeutschen. Immer wieder ist dabei die Vorstellung von Berlin als einer amüsischen Stadt genährt worden. Gestützt auf Goethe, meinte man, „Musen und Grazien“ könnten in der armen Mark nicht gedeihen. In unseren Tagen hat die Malerin Sabine Lepsius gesagt, hier sei für den „Künstler von Geblüt“ kein Raum. Und doch haben hier viele große Bildner, Baumeister und Maler gewirkt, von Schlüter bis Cornelius und Kolbe. Auch sind hier echte Dichtungen geschaffen worden, wie Clemens Brentanos „Romanzen vom Rosenkranz“, wie Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“.

Seit Josef Nadler ist uns der Begriff der „Berliner Romantik“ geläufig. Noch heute erinnern Häuser, Schlösser, Gräber Berlins und der Mark daran, daß Eichendorff, Kleist, Tieck, Wackenroder, E. Th. A. Hoffmann, Arnim, Fouqué hier gewirkt haben. Sie alle waren Kinder der Mark oder des Ostens, aber Clemens und Elisabeth, genannt Bettine, Brentano scheinen als weiche Sprößlinge des katholischen Südens, deren Umrisse wir uns eher auf dem malerischen Hintergrunde des Heidelberger Schlosses, des Frankfurter Römerberges, des Stefansdomes oder der Münchener Frauentürme vorstellen, nicht in das nordische, protestantische, rechtwinkelige Berlin zu passen — weit weniger zum mindesten als Kleist oder Hoffmann. Und doch haben sie beide hier lange Jahre verbracht und mitgeschaffen am Aufbau des berlinischen und des deutschen Geistes.

Es gibt für das weitherzige und weltoffene Entgegenkommen Berlins gegenüber wertvollen, wenn auch etwas absonderlichen Menschen keinen stärkeren Beweis als diesen, daß die Stadt für das Unbürgerliche, das Märchenhafte und Fantastische, das Dämonische und Dionysische, das von diesen ebenso poetischen wie satirischen Gestalten ausstrahlte, so viel Verständnis aufgebracht hat, daß Clemens aus dem Erlebnis dieser inneren Berührung mit Berlin uns aus Briefen das Wesen dieser Stadt um 1810 wie kaum ein zweiter eindringend und farbig schildern konnte. Hier tritt das anregend Lebendige und doch Besinnliche, das zugleich Feine und Zwanglose, das „Zierliche“ und „Komfortable“ und dabei Einfache, was ihr eigen ist, schön zutage. Clemens war in Berlin aber nicht nur Beobachter. Hier ist ihm und seinem Lebensfreunde Achim von Arnim, einem geborenen Berliner, der Gedanke des „Wunderhorns“ aufgestiegen, das eine „politische Tat“ war. Singend sammelten sie das zerstreute und zerfahrene Volk unter ihrer Fahne „zu einer neuen Zeit“. Clemens zog dann seinen Schwager, den großen Rechtslehrer Savigny, von Landshut hierher an die neue Universität. Mit ihm führte er Berlin auch die geliebte jüngere Schwester Bettine zu, die sich hier mit Achim verlobte und 1811 vermählte. Im Verein mit Arnim, Kleist und Adam Müller hat Clemens damals in Berlin als Dichter und Schriftsteller den Geist der Romantik kämpferisch vertreten.

Gewiß, es ist bekannt, daß Bettine hier als berühmte Schriftstellerin und märkische Gutsfrau inmitten ihrer Kinder und Freunde jahrzehntelang gelebt hat, daß von hier

aus das Geschlecht der Arnim-Brentano sich durch Heiraten der Kinder und Enkel mit anderen Familien der Stadt und des Landes wie den Flemming, Putlitz, Raumer, Grimm verbunden hat. Aber im Rahmen einer Geschichte der Brentanos in Berlin ist Bettine bisher wohl kaum gewürdigt worden. Neben Bettine steht ihre ältere Schwester Kunigunde oder Gunda, seit 1804 die Gattin Friedrich Karl von Savignys; sie haben etwa ein halbes Jahrhundert hier gewohnt und Bettine sogar überlebt. Bettine verschied 1859, im selben Jahre wie Alexander von Humboldt, ihr verehrter Freund, während Savigny 1861 und Gunda 1863, also beide über achtzigjährig, hier verstorben sind. Auch Savigny gehört in den Rahmen einer Geschichte der Berliner Brentanos, da er, selber ohne verwandtschaftlichen Anhang, sich zur verzweigten und blühenden Sippe der Brentanos hingezogen fühlte.

Nur Clemens, der auch gern in Berlin seinen dauernden Wohnsitz genommen hätte, ist im Mai 1819 nach dreimaligem Aufenthalt für immer fortgegangen, nachdem er hier noch unter dem Einfluß seiner pietistischen Berliner Freunde und vor allem der Märkerin Luise Hensel die entscheidende Wende seines Lebens durchgemacht hatte: seine Unterwerfung unter die römische Kirche. Von Berlin zog er nach Dülmen in Westfalen an das Lager der stigmatisierten Nonne Anna Katharina Emmerich.

Clemens Brentano genießt heute wieder allgemeinen und vertieften Anteil, zumal seit Wilhelm Schellberg († 1937), als Forscher um Clemens' Freund Joseph Görres wie kein zweiter verdient, aus dem Nachlaß Savignys eine Fülle unbekannter, lang vermißter Briefe von Clemens und den Seinen ans Licht gezogen hat, die in die ehemalige Preussische Staatsbibliothek mit dem übrigen Briefnachlaß des berühmten Gelehrten gelangt sind. Schellberg leitete die Herausgabe der Briefe ein; nach seinem Tode brachte Friedrich Fuchs die Veröffentlichung zum Abschluß; das Buch erschien unter dem Titel „Das unsterbliche Leben. Unbekannte Briefe von Clemens Brentano“ (Januar 1939). Es enthält über zweihundert Briefe, vor allem an Savigny und Gunda, aber auch an die ihm früh entrissene ältere Schwester Sophie, die in Gundas Hand gelangt waren. Es sind darunter auch solche, die Clemens an die älteren Brüder Franz und Georg, an die Mutter Maximiliane, die er jung verlor, und an deren Mutter, die bekannte Schriftstellerin und Freundin Wielands, Sophie La Roche, oder an Freunde wie Sailer und Arnim schrieb. Der besorgte Vater Peter Anton kommt in zwei Briefen an die Söhne Clemens und Dominikus zu Wort, beidemal in französischer Sprache. Die Sammlung reicht von 1792 bis 1839; sie umspannt Clemens' Leben. Vom spielerischen Geplauder des munteren Jünglings werden wir geführt bis zur christlichen Weisheit des müden Pilgers, dessen letzte Zeile an Savigny: „Gott lohne Dir alle Liebe und Geduld, die Du mir so oft und reichlich erwiesen“ für sein gesamtes, vierzig Jahre umfassendes Verhältnis zu dem Freunde und Schwager bezeichnend ist.

Diese Briefe eines großen Dichters sind überreich an schönen Bildern und Bekenntnissen, von Poesie und Musik durchtönt, der unmittelbare Ausdruck einer immer wieder

tragisch liebenden Seele, ein Roman, „wie ihn eben nur das Leben selbst schreiben konnte“. Alle die vielen Stationen in Clemens' wanderndem Erdenleben tauchen auf: Frankfurt, Jena, Halle, Marburg, Heidelberg, Kassel, Göttingen, Landshut, Berlin, Prag u. a. m. Der verbindende Text der Herausgeber gewährt uns in alle Einzelheiten seines Werdegangs genauesten Einblick. Wie durch wenige Bücher wird durch dieses unsere Kenntnis der romantischen Welt bereichert, und ihm entnehmen wir auch die Schilderungen Berlins um 1810 aus Clemens' Feder. Clemens war damals zum zweitenmal in Berlin, er kam auch diesmal hauptsächlich um Arnims willen. Beide schrieben an Savigny, um ihn zu bewegen, einen Lehrstuhl an der neuen Universität anzunehmen, für die Wilhelm von Humboldt ihn gewinnen wollte. Beiden lag Gründung und Blüte dieser Hochschule am Herzen. Sie sahen in ihr eine Burg christlich-deutschen Geistes. Sicherlich ist Savigny durch diese Briefe seines Schwagers, die ihm die Stadt und das Leben in ihr so anziehend und farbig malten, mit dazu bewegt worden, den Ruf anzunehmen.

Wir verbinden mit den Worten Brentanos über Berlin die feinsinnigen Äußerungen Savignys über die Stadt aus derselben Zeit, die das, was Clemens sagt, bestätigen und ergänzen, und gestalten die Wiedergabe der Briefe aus zu einer Darstellung von Clemens Brentanos Beziehungen zu Berlin überhaupt. Er war hier in den Jahren 1804, 1809—1811 und 1814—1819. Jeder dieser drei Berliner Aufenthalte hat in dem einen oder dem anderen Sinn Bedeutung für sein Leben gehabt, ihn neuen Entfaltungen seines Dichter- und Menschentums zugeführt. Hier in Berlin sehen wir ihn in der besten Gesellschaft, in der seine schöne, eigenartige, geistvolle Erscheinung sich leicht Eingang verschaffte, wenn seine satirische Zunge auch gefürchtet war. Wir treffen ihn bei Savigny, bei dem jungen Grafen Voß, beim Staatsrat von Stagemann, in Zelters Liedertafel, im Kreise der Berliner Abendblätter, im Verkehr mit Kleist, Adam Müller, Eichendorff, Schinkel, E. Th. A. Hoffmann, Th. Körner, Fouqué, Gneisenau sowie den Junkern und Bürgern der Erwecktenbewegung wie den Gerlach, Thadden-Trieglaff u. a. m. Dann wieder streift er einsam, friedlos, im abgetragenen Mantel an regnerischen Abenden durch die Gassen, ein Gottsucher in Berlin.

Als Clemens sich 1817 zu Berlin der römischen Kirche unterworfen hatte, lockerte und löste sich sein Verhältnis zu uns, weil die durchgeistigte Wirklichkeit, wie sie Berlin vertrat, nun nichts mehr für ihn bedeutete. Fortan lebte er in den Gebieten, wo der alte Glaube noch Leben und Denken beherrschte. Erst zeichnete er zu Dülmen die Visionen der Emmerich auf und schuf so neben der Fülle seiner sonstigen Werke ein klassisches, weitverbreitetes Erbauungsbuch. Dann hatte er lange in München Umgang mit den Freunden Görres und Ringseis, den Vorkämpfern eines erneuerten Katholizismus. Er starb 1842 zu Aschaffenburg im Hause seines jüngeren Bruders Christian, der schon vor ihm die Wege nach Dülmen und Rom gefunden hatte und nun als sein geistiger Erbe und Verwandter seine Werke herausgab. In Christians Söhnen, dem Philosophen Franz und dem Volkswirtschaftler Ludwig Josef (genannt Lujo), hat die Schöpferkraft des Mannesstammes der Brentanos bis in unsere Tage hinein kräftig geblüht. Auch Lujo Brentanos Leben war mehrfach mit Berlin verbunden. Er hatte sich hier 1871 habilitiert.

An die Stelle von Clemens trat in Berlin gleichsam Bettine. Als er sich der Kirche unterwarf, trennten sich die Wege der einst so innig verbundenen Geschwister. Während er zum Kreuz blickte, blieb sie im Strom der Zeit der Welt getreu. Ihr Ziel war, nach dem Hinscheiden Arnims (1831) und Goethes (1832) durch ihre Bücher die Menschen von Berlin aus im Geiste Weimars und der Romantik zu bilden. Sie hielt an jener Überlieferung Berlins fest, die seit Leibniz und Friedrich das Reich der Kirche durch das philosophische und ästhetische Kultur ersetzt hatte, zwar unter wechselnden Führern und Vorzeichen, aber stets mit dem Ziel der Werbung und der Herrschaft. Etwas vom erweckenden Anhauch ihres aktiven, furchtlosen Wesens strömte ein in das Leben Berlins.



Clemens Brentano

Nach einer Radierung von L. E. Grimm
München 1817

Die Gegenwart steht dem Dichter und Menschen Clemens Brentano mit erhöhtem Anteil gegenüber, weil er — nach der schönen Würdigung von Richard Benz in seinem Buch über die deutsche Romantik (1937) — der „Beginner“ einer „neuen volkhaft-künstlerischen Richtung“ war mit ihren weitgreifenden geistig-politischen Folgen. Sein Auftreten leitete eine Wende der Zeit ein. Aber auch seine Unterwerfung unter die Kirche — wie sie sich in Berlin unter dem Einfluß hiesiger Menschen vollzog — sehen wir anders an als frühere, rationalistische oder nur ästhetische Betrachter. Der wahre und ganze, der dämonische und vom Dämon erlöste Clemens ist uns jetzt erst aufgegangen.

II.

Wer immer an die „Romantik“ denkt, dem kommt der Doppelname Arnim-Brentano in den Sinn. Wir kennen Clemens Brentano als den Sammler und Bearbeiter der alten, lange verachteten Volkslieder, zu denen ihn innere Neigung zog. Weniger bekannt ist, daß er auch die Sage von der Loreley — die Gut des Volkes geworden ist — erdacht und lange vor Heine Form gegeben hat in seiner schwermütig-schönen Romanze „Zu Bacharach am Rheine wohnt eine Zauberin“. Weil Clemens, nach einem Worte Freiligraths, als Dichter wußte, „wie nied're Herzen klopfen“, hat er unzählige Gemüter erbaut durch seine in Berlin 1817 zuerst erschienene Erzählung „Vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“, deren Licht die Kindheit von Wilhelm Raabes „Hungerpastor“ überglänzt. Die Literaturhistoriker nennen ihn den „Begründer der deutschen Dorfgeschichte“. Unter Kindern weilte eine Natur wie Clemens überhaupt gern. Bei den Kleinen saß er im Gärtchen und erzählte ihnen, während sie bunte Perlen in Schnüre fädelten. Auch bei Savignys, Schinkels und in anderen Berliner Kinderstuben war der gute „Onkel“ mit den schwarzen Haaren beliebt, weil er so herrliche Märchen erfinden und so schöne „Liedchen“ singen konnte. Bettines Töchter haben ihn nie vergessen. Bis ins Alter hinein war ihm die Gabe müheloser Erfindung geschenkt. Auch das Märchen ist ja Volksgut. Noch jetzt werden für Kinder und Große seine Märchen in bebilderten Ausgaben immer wieder herausgebracht. Da ist der „Witzenspitzel“ und das „Fanferlieschen“, da der wunderbare „Müller Radlof“, der lustige „Schneider Siebentot“, da sind „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, alle mit Liedern durchwebt. Zu

manchem hat er auch die Bilder gezeichnet. Einen Teil dieser Märchen hat er dem Italiener Basile nachgestaltet, dem ersten wirklichen Märchenerzähler der europäischen Literatur (* 1637), dessen sehr seltene Ausgaben er besaß, und sie dabei veredelt und eingedeutscht. Andere sind mehr seine eigene Erfindung, z. B. die Rheinmärchen, in denen seine Liebe zu dem väterlichen, göttlichen Strom uns berührt.

Auch die schönsten Blüten seiner lyrischen Poesie kommen noch jetzt in Neuausgaben und Auswahlmengen heraus. Seine Gedichte werden öffentlich vorgetragen und immer wieder vertont. Clemens war als Dichter volkhaft und künstlerisch zugleich. Er traf den einfachen Ton des Liedes, aber er hat auch von den höfischen Sängern gelernt und die künstlichen Versmaße der Romanen mit Leben erfüllt. Clemens ist ein Virtuos der lyrischen Kunst. Keiner besitzt wie er das feine Gefühl für den Einklang und Wohlklang der Laute. In seinem Hauptwerk, den „Romanzen vom Rosenkranz“, sind ganze Gesänge auf dieselben, wechselnden Vokale durchgereimt. Berühmt ist namentlich der Anfang der vierzehnten Romanze mit dem musikalischen Spiel der Silben:

„Gieße, Mond, dein Silber milder
Durch die blauen Himmelsmeere;
Blicket fromm, ihr Heldenbilder,
Nieder aus dem Sternenheere“.

Auch wer den „Hochzeitsgesang“ oder die „Lustigen Musikanten“, das „Wiegenlied“, das „Abendständchen“ oder die „Heimliche Welt“ auf sich wirken läßt, dem ist es, als höre er Musik. Ein Kenner wie Nietzsche hat von Clemens gesagt, nur er allein von allen deutschen Lyrikern habe Musik im Leibe. Vielleicht, weil Brentano ein Südmensch war, sind Wort und Ton bei ihm zu der in der deutschen Dichtung seltenen Einheit verschmolzen. Er war wirklich wie ein Sänger aus alten Zeiten, ebenso wie er ein volkstümlicher Erzähler war. Die Gitarre war ihm immer zur Hand; er sang französische und italienische Canzonen und Romanzen, z. B. Vieni qua Bettina bella, oder seine deutschen Lieder in eigener Vertonung. Er war Mitglied von Zelters Liedertafel und dichtete für sie. Der entschlafenen Königin Louise und der Berliner Universität zu ihrer Gründung hat er „Kantaten“ gewidmet, die Reichardt komponiert hat. Von seinem Singspiel „Die lustigen Musikanten“ (1803), in das er das Gedicht von 1799 „Da sind die Musikanten wieder“ einlegte, war E. Th. A. Hoffmann so entzückt, daß er es vertont und 1805 zu Warschau aufgeführt hat. Als Eichendorff ihn in Heidelberg und in Berlin traf, sagte er von ihm: „Klein, gewandt und südlischen Ausdrucks mit wunderbar schönen, fast geisterhaften Augen war er wahrhaft zauberisch, wenn er selbstkomponierte Lieder, oft aus dem Stegreif, zur Gitarre sang.“ Seine Musikalität war Clemens' bestes Erbgut. Fast jeder in seiner Familie war musikalisch. Der Vater Peter Anton begleitete das Klavierspiel seiner Gattin Maximiliane auf der Geige, Bruder Christian spielte die Flöte, Bruder Georg wirkte an Musikabenden auf seinem Schloß zu Rödelheim selber mit. Beim Bruder Franz in Wien lernte die junge Bettine Beethoven kennen, dessen Genius sie als eine der ersten erfaßte.

Clemens war ein seelisch gelockerter und doch formgebundener Mensch. Seiner dichterischen Prosa spürt man es an, wie er an reinen Vorbildern des deutschen Altertums geschult war; deren Resten ging er mit der Leidenschaft eines Liebenden nach und kannte sie wie ein Gelehrter. In ihm waren sich scheinbar widersprechende Züge vereint. Friedrich Wilhelm Gubitz fand in ihm den Schalk und den düsteren Schwärmer. Der Berliner Friedrich Tieck gestaltete von Clemens, als er in Weimar war, die herrliche Büste eines Jünglings, der die Verse der Sophie Mereau, seiner Braut, gelten: „Welch süßes Bild erschuf der Künstler hier? Von welchem milden Himmelsstrich erzeugt? ... Ein Dichter ist es. Seine Lippen prangen Von Lieb umwebt, mit wunderseligem Leben, Die Augen gab ihm sinnend die Romanze, Und schalkhaft wohnt der Scherz auf seinen Wangen.“ Nichts, sagte Johann Friedrich Böhmer später, „ist in diesen Versen geschmeichelt“. Noch im Alter war Clemens „ein schöner, interessanter Kopf, dunkelbraune Augen, italienische Farben, etwas braun-

gelb, gut gewachsen. Er trug meist einen dunkelbraunen Überrock, schwarze Weste und Halstuch ... Er machte auch Zeichnungen, hatte Geist und Talent dazu, besonders zu Karikaturen, die er ähnlich, treffend und witzig zusammenstellte.“ So erzählt der Maler Ludwig Grimm, der Bruder seiner Freunde Jakob und Wilhelm. Und ein anderer Zeitgenosse berichtet: „Wenn er anhub, eine lustige Schnurre oder köstliche Erzählung zum Besten zu geben, ward alles in der Runde still. Und dann hob sich sein ganzer Körper, das Haupt mit den dunklen Locken wogte langsam hin und her, aus dem sonnverbrannten, grauen Gesicht leuchteten unter finsternen buschigen Brauen ein paar wundervolle dunkle Augen, ein ausdrucksvolles Mienenspiel und lebhaft Handbewegungen verliehen dem Ganzen den Reiz der Frische und dramatisches Leben, und aus dem schöngeformten Munde strömten klangvoll und ungezwungen die geist- und witzreichsten Worte, so daß nicht selten die ganze Gesellschaft von der unvergleichlichen Humoristik hingerissen wurde und ein Sturm des Lachens der Erzählung ein Ende machte. Nicht selten aber wußte er durch eine traurige, poesiedurchtränkte Erzählung bis ins Herz hinein zu rühren, oder er saß ganz still in sich gekehrt wie ein Stummer an einem Ende der Tafel, um plötzlich dann diesem oder jenem, der zu lange sprach oder besser ganz geschwiegen hätte, eine laute derbe Wahrheit an den Kopf zu werfen ...“

Es war nicht immer leicht, mit Clemens zu verkehren. Seinem dämonischen Hang zur Satire ließ er, oft mehr als gut war, die Zügel schießen. Seine boshaft-witzige Art war bekannt. Er hat sich dadurch in Berlin auch Feinde geschaffen. Sophie Mereau und Luise Hensel haben darunter gelitten und ihn deswegen getadelt. Wir besitzen von Varnhagen eine Schilderung, die Clemens ganz von dieser Seite, wohl etwas einseitig schildert; denn Varnhagen war ein „falscher Freund“ — aber doch verrät, wie fesselnd und bezaubernd Clemens auch in solchen Stimmungen und vielleicht gerade dann auf viele gewirkt haben muß. Varnhagen schreibt: „Von den Personen, die wir gemeinschaftlich kannten, sprach Brentano meist ungünstig, aber mit außerordentlichem Scharfsinn, der jedesmal unfehlbar eine wunde Stelle traf. Die tiefsten und geheimsten Gebrechen der Gemüter zog er ans Licht, die Schwächen der äußeren Erscheinung bezeichnete er mit brennenden Farben, und seine Darstellungen waren zugleich lehrreich und komisch. Ein Wort, das er über irgendeinen Menschen spöttisch ausließ, wurde gewiß vielfach wiederholt und lebte lange fort, weil nicht leicht ein bezeichnenderes zu finden war. Auch die würdigsten und höchsten Personen schonte er nicht; wenn er auch anfangs einige Ehrfurcht bewies, so warf er diese doch nach kurzer Zeit ab, und ehe man sich versah, hatte er Lächerliches und Beschämendes angebracht.“

Wir spüren aus allem die lebendige Wirkung, die von Clemens ausstrahlte. Wovon er ergriffen war, das wußte er anderen mitzuteilen, weil in ihm etwas vom Schauspieler war. Wir erkennen auch das Vielgestaltige, das Romantisch-Universale seines dichterischen und menschlichen Wesens, das die Philister jeder Art streitbar bekämpft, die Widersprüche des Erdendaseins humorig löst und dabei im Irdischen den Abglanz der Ewigkeit liebt.

III.

Clemens Brentano war wie kaum ein zweiter deutsch und doch fremden Ursprungs, ähnlich wie Theodor Fontane, der von Hugenotten stammte und in dessen Werken doch Märker- und Berlinertum lebt. Die Brentano nennen sich nach der Burg Brenta bei Varese. Brenta heißt „Bütte“, und eine Bütte führen sie seit alter Zeit im Wappen. Stammvater und dreizehnter Vorfahr des Dichters in gerader Linie ist ein Ritter Johannes de Brenta, der für Friedrich Barbarossa gegen die lombardischen Stadtrepubliken gekämpft hat. Im Laufe der Zeit erwarb die reichgegliederte Familie viele Güter in der Lombardei. Manche dienten später als österreichische Offiziere. Josef Anton Freiherr von Brentano hatte 1759 als General Anteil an Dauns Sieg über die Preußen bei Maxen. Sein Neffe Anton Josef zeichnete sich gegen Türken und Franzosen aus und starb schwerverwundet 1793 in Clemens' Elternhaus zu

Frankfurt. Bettine schreibt darüber an Goethe. Andere Brentano wirkten in der kaiserlichen Verwaltung Italiens. Ihre Treue wurde anerkannt. Ein Zweig wurde 1715 von Karl VI., ein anderer von Maria-Theresia 1749 in den Grafenstand erhoben. Wer nicht den Degen führte, Staatsmann oder Gutsherr war, diente der Kirche.

Andere Brentano gingen über zur Handelschaft. Über die Alpenpässe führten sie „Italiänerwaren“, Erzeugnisse Oberitaliens, zunächst die ihrer Güter, wie Lebensmittel, Spezereien, Gewürze, nach Deutschland. Nach dem Dreißigjährigen Kriege gründeten sie Handelsgesellschaften und Niederlassungen auf deutschem Boden, in denen die Mitglieder der Familie tätig waren. Der Urgroßvater des Dichters, Don Domenico, errichtete 1698 zu Frankfurt am Main eine Compagnie. Er, sein Sohn und sein Enkel, Pietro Antonio, der Vater der Dichtergeschwister, waren tüchtige Kaufleute. Peter Anton, der erst mit seinen Brüdern zusammengearbeitet hatte, gründete 1771 eine eigene Firma. Er handelte mit Kolonialwaren, Südfrüchten, Wein u. a. m., die er aus London und Amsterdam sowie aus Oberitalien bezog. Er war einer der hervorragendsten Handelsherren der Reichsstadt Frankfurt, außerdem Geheimer Rat und Resident des Kurfürsten von Trier. Nach seinem Herrn, dem musikliebenden Clemens Wenzeslaus, einem sächsischen Prinzen, ist unser Dichter getauft. Peter Anton wohnte in der Sandgasse im Goldenen Kopf. Da die alte Verfassung Frankfurts Katholiken von der Verwaltung ausschloß, konnte erst sein ältester Sohn und Nachfolger Franz 1816 Senator werden. Einer seiner Schwiegersöhne, Georg Friedrich von Guaita, wurde wiederholt zum regierenden Bürgermeister erwählt. Ein Enkel Guaitas war der Reichskanzler Graf Hertling.

Im öffentlichen Leben Frankfurts hat Peter Anton keinen Adelstitel geführt. Auch Clemens und seine Geschwister haben sich einfach „Brentano“ genannt. Im Jahre 1885 wurde der Uradel der Familie Peter Antons von Italien und dann auch von Preußen anerkannt. Seitdem heißen seine ja noch lebenden Nachkommen „von Brentano“.

In drei Ehen wurden ihm zwanzig Kinder geboren, von denen vierzehn groß wurden. Peter Anton hinterließ ihnen ein Vermögen von einer Million Gulden. Berichtet wird auch, jedes Kind habe achtausend Louisdore geerbt. Ein Louisdor ist soviel wie 17,50 DM, doch hatte das Geld den dreifachen Wert. Jedenfalls hat Clemens den Zwang zum Broterwerb nie kennengelernt. Er war in der Lage, sich die schönsten altdeutschen Bücher, Handschriften, Bilder anzuschaffen, wie sie außer ihm kaum ein anderer besaß. Der gedruckte Katalog seiner Bibliothek umfaßt 117 Seiten. Er konnte den Ertrag seiner Schriften notleidenden Menschen überlassen; er war auch sonst nach seinen Mitteln hilfreich gegen Arme und Freunde, die ihm das nicht immer gedankt haben, wie z. B. Friedrich Schlegel. Um wohl tun zu können, war er selber großer Einschränkungen fähig. Aber er hat doch bitter den Fluch der Berufslosigkeit empfunden, weil sie dazu beitrug, seine Unrast zu mehren. Wie fest standen neben ihm die Schwäger Savigny, Arnim, Guaita im Leben!

Peter Anton starb 1797, als der am 9. Sept. 1778 zu Ehrenbreitstein geborene Clemens achtzehn Jahre alt war. Die heilsam bildende Hand eines väterlichen Führers hat der begabte Knabe nie gespürt; er lehnte sich auf, als Peter Anton gemäß der Familienüberlieferung ihm einige Jahre Kaufmannslehrling sein ließ, ehe er zum Studium der Bergwissenschaft nach Halle gehen durfte. Aber auch er wie Bettine und die übrigen Geschwister haben sich stets der berühmten Familie zugehörig gefühlt. In Clemens' Jugendwerk „Godwi“ schauen uns die Gesichter der Brüder und der Schwestern an. Selbst einfältige und entartete Gestalten, die auch hier nicht fehlten, umschloß er mit Anteil. Aber die glänzenden Repräsentanten des Hauses überwogen. Da war Franz, „die gestaltgewordene brüderliche Liebe“; vor ihm neigte sich auch der spöttische Clemens. Franz war für ihn von Jugend auf „der Vater, die Familie, das Hab und Gut, der Schatz und das fruchtbringende Heiligtum des Geschlechtes“. In diesen Brentanos erinnert etwas an fürstliche Kaufherren der Renaissance. Franz und seine geistvoll-anmutige Gemahlin Antonia geb.

von Birkenstock, die wie ein „Magnet“ die Teilchen der Familie anzog und ordnete, empfingen in ihrem Wiener oder im Frankfurter Palais berühmte Gäste. Goethe korrespondierte mit Antonia und besuchte sie auf ihrem Landsitz zu Winkel am Rhein, das noch jetzt ihren Nachkommen gehört. Beethoven spielte ihr vor, der Freiherr vom Stein war ihr Verehrer. Sie war von „königlicher Haltung“; sie und ihr Gatte erwarben an Gemälden und Stichen eine der bedeutendsten Privatsammlungen Europas. Eine Urnenkel der Antonia ist der Komponist Max von Schillings.

Ein anderer älterer Bruder von Clemens war Georg. Goethes Mutter sagte von ihm, er habe ausgesehen wie ein Herzog von Mailand. Aus seiner Besitzung Rödelheim bei Frankfurt schuf er ein „Zauberreich“, in dem seine Nichten, Bettines Töchter, sich wie Märchenprinzessinnen vorkamen. Sie weilten gern dort zu Besuch, und wenn er mit ihnen, Gitarre schlagend, über den See fuhr, sah es aus wie ein altitalienisches Bild. In seiner Galerie besaß er die Foucquetschen Miniaturen, die später der Herzog von Aumale für Chantilly erwarb. Georg war gesellig, gastfrei, freundlich und von „unerschöpflicher Frische“, doch „unstet in seinen Gedanken“, weil sein Reichtum ihm alles erlaubte. Da war schließlich der jüngere Christian, nach Bettine „einer der scharfsinnigsten Menschen der Welt“. Auch sein berühmter Sohn Lujo hebt hervor, wie außerordentlich vielseitig er als Mathematiker, Mediziner, Künstler, Dichter gewesen sei, ohne freilich dabei zu einer „festbegründeten Weltanschauung“ zu gelangen. Auch er ist wie Clemens schließlich zur katholischen Kirche zurückgekehrt.

Von der früh verstorbenen Sophie Brentano hat Wieland gesagt, sie sei das liebenswürdigste und interessanteste Mädchen von vierundzwanzig Jahren gewesen, das vielleicht die Erde trug; sie habe ihm eine Reihe paradiesischer Tage geschenkt. Er wollte sich von ihr auch im Tode nicht trennen und hat ihr im Park von Oßmannstedt, seinem Wohnsitz, das Grab bereitet, da, wo er und seine Gattin ihre letzte Ruhestatt finden sollten. Von Gunda, Savignys Gattin, hat Jakob Grimm an seinen Bruder Wilhelm geschrieben: „Daß sie gescheit ist, darf ich Dir nicht erst sagen, da sie eine Brentano ist und dies schon alles sagt; schön ist sie nicht, aber sehr interessant, die schönsten Augen, die man sich denken kann.“ Und der Meline von Guaita Bild sollte, wieder nach einem Wort der Frau Rat Goethe, im Rathaus aufgehängt werden, damit die Kaiser sehen könnten, was die gute Stadt Frankfurt an schönen Mädchen habe. Über Bettine mag es genügen, hier das zu wiederholen, was Clemens über sie nach dem ersten Besuch bei Goethe schreibt: „Sie ist geistreicher als je ein Mensch vielleicht gewesen, unergründlich genial, unschuldig. Ihr Gesang ist viel mehr geworden. Sie ist nicht mehr gespannt: sie ist ein Genius, der die Flügel öffnet und senkt.“

Durch Heiraten verzweigten sich die Brentanos mehr und mehr und hielten doch wie eine „Republik“ zusammen, die auch die Verschwägerten mit umfaßte. Auch diese waren ausgezeichnete Persönlichkeiten. „Arnim“, heißt es, „ist mit Savigny und Antonia das edelste, fremde Reis in dem stolzen dunklen Baumgarten der Brentanos.“ Herman Grimm, dessen Gattin eine Tochter Bettines war, sagt von ihnen: „Wie ein Wald junger Lorbeerbäume standen sie neben einander. Krankheit und Müdigkeit schienen sie nicht zu kennen, die Alten wollten nichts vom Tode wissen, die Jungen nichts vom Alterwerden, und die Meisten haben das höchste Maß der Jahre erreicht.“ Durch ihr Beharren auf dem eigenen Geist hoben sie sich ab von den übrigen Bewohnern der fröhlichen Stadt Frankfurt, „einer dauernden Sonnenstelle in einer freundlichen Landschaft vergleichbar“. Goethe kannte sie wohl, und wo in seinen Werken das Bild gepflegter Familienkultur aufscheint, da hat das Vorbild der Brentanos nachgewirkt. Clemens war glücklich, als er wenigstens einen Teil der Seinen nach Berlin verpflanzen konnte; er lebte hier gern um Arnims willen. Hier entstand später im Hause der Bettine und ihrer Kinder so etwas wie ein Ableger des Frankfurter Brentanokreises, ihm verwandt in der Liebe zu festlichem, ästhetischem, geistig-geselligem Leben, das sich mit der entgegenkommenden Überlieferung des Berliner Hofes und der Salons harmonisch verband.

IV.

Wenn wir auf Clemens' Ursprünge zurückblicken, so ist es mehr die Überlieferung des Reichs als die der Kirche, die er von Haus aus mitbekommen hat. Die Brentanos waren gut katholisch, aber duldsam, wie es dem Geist der Zeit entsprach. Auch seine Mutter war vom alten Glauben, doch war in ihrer Sippe sogar der Einfluß der Aufklärung mächtig. Seine Mutter war Maximiliane von La Roche (geb. Frankfurt 1756, gest. 1793), deren Vater, Georg Michael von La Roche (1776 geadelt), der Sproß einer außerehlichen Verbindung zwischen Anton Heinrich Friedrich Reichsgrafen von Stadion und einer Mademoiselle de La Roche in Metz war. Graf Stadion ließ den Sohn in seinem Hause zum Staatsmann erziehen. Er selber war erster Minister des Kurfürsten von Mainz; der Sohn wirkte später in ähnlich hoher Stellung bei eben jenem Clemens Wenzeslaus, Kurfürsten von Trier, dessen Resident Peter Anton Brentano in Frankfurt war. Beide, Stadion wie La Roche, waren Anhänger der Aufklärung und wirkten in diesem Sinne. Als La Roche von Gegnern seiner Haltung aus dem Amt verdrängt wurde, nahm sich Friedrich der Große seiner ältesten Söhne an. Der eine von ihnen, Karl, war Geheimer Oberbergrat in Berlin; er hat in Clemens und Bettines Berliner Leben als „Oncle Carl“ eine Rolle gespielt. So gern wie zu Onkel und Tante Savigny sind Bettines Mädchen nicht zu ihm gegangen: „da ging es so entsetzlich vornehm zu, daß es nicht auszuhalten war“. Karls Tochter Bertha heiratete 1815 den Major, späteren General, Leopold von Lützow, einen Bruder des Freischarenführers Adolf. Die Mutter der Maximiliane, Clemens' Großmutter, war Sophie, eine geborene von Gutermann zu Gutshofen aus einer 1741 geadelten Familie des Augsburger und Biberacher Patriziates, die Freundin Wielands, die erste deutsche Frau des Jahrhunderts, die als Schriftstellerin mit den Männern in Wettbewerb trat, berühmt durch ihre auf der Grenze zwischen Aufklärung und Empfindsamkeit stehenden Romane. Die Geschwister Brentano sind also hervorgegangen aus einer Verbindung lombardischen Blutes mit dem süddeutscher und französischer Adelsfamilien. Auch vom Geist der sich mächtig regenden deutschen Literatur strömte über die Mutter und die Großmutter etwas ein in das Handelshaus der Brentanos, sogar schon von jenem Geist der Geniezeit, der über die Aufklärung hinaus auf den Wegen Herders zur Natur und zum Volke vordrang. Uns ist die holde Erscheinung der Maxe vertraut aus des jungen Goethe Leben, der sie geliebt und ihr Bild neben dem der Wetzlarer Lotte in seinen „Werther“ hineingewoben hat. Auch ihr Gatte, der den Italiener nie verleugnete, hat sie geliebt und ihr frühes Hinscheiden verzweifelt beklagt. Über der sonst vielfach bedrückten Jugend ihres Sohnes Clemens hat das Bild der Mutter wie das einer Heiligen gestanden. Wie sie abends an sein Bett trat, wie sie ihm Märchen und Legenden erzählte, das alles ist ihm unvergeßlich geblieben als ein ewig verlorenes Paradies der Kindheit. Den Vater hat er betrauert, aber dann im „Godwi“ mit Abneigung geschildert.

Weil das Muttererbe in ihm vorwaltete, fand er den inneren Zugang zum Irrationalen und Grenzenlosen, zum Angelischen und Dämonischen des Lebens; als dessen Gestalter und Verkünder er auch in und auf Berlin gewirkt hat. Denn die Frau, die die Kinder zur Welt bringt, sie nährt, für sie lebt, steht den Urkräften der Erde, dem Heimatlichen des Bodens, dem Einmaligen der Geschichte näher als der mehr ungebundene Mann. Es war die Tragik in Clemens' Leben, daß er sich hingeeben fühlte an Geschichte und Volkstum und doch keine bleibende Statt des Wirkens fand, auch in Berlin nicht, obwohl sich zeitweise hier etwas Derartiges anzubahnen schien.

Clemens war eine Natur wie Faust. Er hing an der Erde, er hielt nichts vom Schulwissen, auch ihn verlangte es nach Liebe und Lust, er war ein Sünder und mochte wohl auch ein König sein — aber er fand nie, ähnlich wie Faust, Erlösung durch das an die Erde gebundene Werk der Arbeit. Er fand zum Volkstum kein Reich; er hat es hier in Berlin gesucht. Freilich: die Vorstellung von Clemens als Staatsmann will uns, auch wenn wir an sein Ahnenerbe denken, schwer eingehen. Doch hat er das nationale Leben

angefeuert wie kein zweiter. Ihn ließ der Teufel nicht los, der gefallene Engel, der Herr der Erde, von dem es heißt, daß er „schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig“. Die Mutter hatte ihm das Irdische durchleuchtet; seine Schwestern, an die er sich später anschloß und die er seine „Schutzengel“ nannte, und seine Frau Sophie vermochten es nicht. Er konnte von sich sagen wie der Apostel Paulus Römer 7: „Das Gesetz in meinem Gemüte widerstreitet der Sünde Gesetz in meinen Gliedern.“ Auch Clemens konnte nur durch Christus erlöst werden. Wenn der Herr aller Welten seinen Sohn hergesandt hatte, wie die Schrift bezeugte, damit er das Irdische, Fleischliche, Natürliche, Historische heilige, so war diesem damit der süße Reiz, die lockende Anziehung, die berauschende und bewegende Macht genommen, aber wer sich dem Kreuz ergab, war aus dem Meer des ungesicherten, grenzenlosen Lebens heraus, in der reinen Höhenluft des Übergeschichtlichen, der Ewigkeit. *Nemo contra Deum nisi Deus ipse.*

In jener Zeit blühte die philosophische Betrachtung der Welt. Clemens war ein kluger, kenntnisreicher, weltkundiger Mensch, von treffendem Urteil in literarischen Dingen, ein Dichter und Gelehrter; aber weil er im Geschichtlichen lebte, sagte die Spekulation ihm nichts. Nur ein geschichtliches Ereignis, wie es für ihn die Menschwerdung Gottes war, konnte ihn frei machen. Er lebte ganz im Einmaligen. Leibseelischen seines naturhaften Daseins und erinnert darin an Nietzsche, der von eben dieser Existenz annahm, daß sie in Äonen wiederkehre und somit an das Ewige rühre. Für Clemens gab es nicht wie für Goethe, dem er sonst nahestand, den hohen Weg von den Formen des Daseins zur Wirklichkeit der platonischen Idee. In Goethes hellen Augen durchstrahlte sie alles, für Clemens gab es von der Idee zu uns nur den Weg über den Logos, der Fleisch geworden war. Ihm blieb nur der Weg zur Kirche offen. Sie verkörperte in irdischer Unvollkommenheit weiter nichts als die Herrschaft einer Idee, die Christus hieß. Nach seiner Unterwerfung unter die Kirche, hier in Berlin, diente er dem Herrn, der aus den Visionen der Anna Katharina Emmerich zu ihm sprach. Er blieb auch jetzt Dichter, er wollte nicht bloß in der Schrift lesen, sondern das magische Antlitz des Heilands selber schauen: *salve caput cruentatum!*

Genährt vom Blute des Volkes, dichtete Clemens wie das Volk, wie jenes Volk, das sich nach einem Worte von Joseph Görres durch alle Stände zieht, dem jeder angehört, der „reinen Herzens und lauterer Gesinnung“ ist. Er erfand Chroniken, Märchen, Lieder in alter Art. Er war ein Meister des Mittelaltertones. Seine Romanzen hören sich an, als wären sie in früher Zeit gesungen. Er war dem Volkstum verwandt, da wo es am reichsten strömte und geströmt hatte. Als er jung zu den Schlegel, Fichte u. a. nach Jena kam, ergoß sich die reiche Fülle des sinnlichen Südens über die etwas zu geistige norddeutsche Welt. Er war der erste große katholische deutsche Dichter. Was aus ihm sprach, war die Heimat, der Rhein mit Domen und Burgen, das Reich, die alte schöne Stadt, das Haus, die Frau. Alledem gab sich seine ins Grenzenlose verlangende Natur ungehemmt hin. Weil er selber so tief mit diesen Kräften der Erde zusammenhing, wirkte er auf Frauen wie Sophie Mereau, die ihn gut kannte, wie ein Übermensch oder Unmensch, wie ein „Geist“. Durch beschwörende Kraft ein Genosse der Fabelwesen, der Dämonen, der Elfen und der Zwerge, der zauberischen Mächte der Erde geworden, hatte er etwas von ihrer Art angenommen. Er war gütig und neckisch, elementarisch wie die Natur.

Von Haus aus schien Clemens zu einem glücklichen Leben bestimmt zu sein. Zwar hatte er seine Kindheit größtenteils bei unfreundlichen Verwandten und Erziehern verseufzt, aber hernach stand ihm die Welt offen. Er war aus gutem Hause, reich, schön, glänzend begabt, früh ein bekannter Dichter, der bei allen Großen des Geistes und auch der Gesellschaft Eingang fand, als witziger Unterhalter, als Sänger und Erzähler beliebt. Aber wer seine Briefe liest, stößt immer wieder auf Ausbrüche der Verzweiflung. Er brauchte die große, heilige Liebe. Er wollte durch edle Frauen von seinem Dämon erlöst, zum

Heil geleitet werden wie Dante durch Beatrice. Was er den Menschen entgegenbrachte an bereitem Gefühl, das wurde — so fand er — nie erwidert. Selbst Louise Hensel, in deren Nähe alle Furien schwiegen, lehnte seine Werbung ab, verwies ihn an den Priester. Die geliebte und nie vergessene Sophie Mereau war ihm nach drei Jahren der Ehe durch den Tod entrissen worden, nachdem sie drei tote Kinder zur Welt gebracht hatte. Es waren mit ihr nicht ungetrübte, aber doch glückliche, fruchtbare Jahre. Er hat es ihr nicht immer leicht gemacht. Sie sollte seiner Liebe ein „Ebenbild Gottes“ sein. Ihn zu heiligen, hat diese dichterisch begabte, gefeierte, aber nicht uneitle, etwas äußerliche, auch wesentlich ältere Frau nicht vermocht. Sie litt unter den Ausbrüchen seines Dämons. So liebebedürftig, so entzündbar er war, so böseartig konnte er sein. Wenn er voll Gefühl war für die Heilige wie für die Dirne, so fand die anspruchsvolle „Dame“ keine Achtung vor seinem satirischen Geist. Sophie hat, um ihn zu heilen, ihm — wie ein Arzt — einfache, körperliche Arbeit, ruhiges, geordnetes Denken geraten. Damit war ihm nicht zu helfen. Der Dämon blieb; er war seine Schwäche und Stärke, seine Seligkeit und sein Fluch. Er spielte ihm einen seiner bösesten Streiche, als er ihn später zur Heirat mit der jungen Auguste Busmann — deren Mutter eine Bethmann aus Frankfurt war — verleitete, die ihn bis aufs Blut gequält hat, von der er nur schwer losgekommen ist und die hernach durch eigene Hand geendet hat. Sie war wohl eine seelisch schwerkranke Frau, selber ein Dämon.

Es war zu Landshut, als Clemens seine bösesten Tage mit ihr hatte. Damals hat er nach eigenem Geständnis mitten im katholischen Bayern, unter dem Eindruck des Dämons im Hause, seinen Kinderglauben eingebüßt. Sehr stark ist sein Zusammenhang mit der Kirche in der Zeit vor seiner Lebenswende kaum gewesen. Die Brentanos waren keine „offensiven“ Katholiken. In der Kindheit wurde er von der Feier des Kultus, vom sanften Zauber der Legende berührt. Was ihn auch später mit der Kirche immer verbunden hielt, war der großartige Schwung ihrer Kunst und Kultur, worin sich das Ewige bildhaft und erlebnismäßig spiegelte. Von Lehre und Dogma hielt er nichts. Der Satiriker in ihm war auch in späten Jahren zu Witzen und Späßen über kirchliche Dinge geneigt. Was er immer gekannt hat, waren persönliche, „unformelle“ Erhebungen zu Gott. Den „dumpfen, blinden“ Kirchendienst hat er noch kurz vor seiner Rückkehr zur Kirche abgelehnt. Zwischen Rom und dem Evangelium lag damals für ihn eine tiefe Kluft. Gab es nicht eigene, edlere Wege zu Gott? Seine besten Freunde gehörten der Kirche Luthers oder Calvins an. Den Berliner evangelischen Pietisten stand er in den Jahren 1814 bis 1819 nahe. Mit Sophie Mereau hatte er sich lutherisch trauen lassen, und um der Louise Hensel willen wäre er beinahe übergetreten.

Clemens war ein Christ und ein Heide zugleich. Er betete den zeit- und raumgebundenen Dämon des Volkstums und der Geschichte an. Er drang mit seiner Hilfe so weit ins Innere des Lebens ein, daß er wie ein Zauberer singen und sagen, Menschen und Dinge bewegen, daß er, wie Fichte, die Philosophen seiner Zeit mit ihrem rationalen Hochmut belächeln konnte. Gewiß spielt gerade in seinem früh begonnenen Hauptwerk, den „Romanzen vom Rosenkranz“, die kirchliche Überlieferung eine zentrale Rolle; es sollte das große mittelalterlich-katholische Epos werden; aber in diesem farbenreichen Gemälde des Italiens der Ritter und Bürger strahlt neben den Lichtern des Himmels aller Glanz der Erde, so daß es wohl dem innersten Wollen der Romantik entsprach, ein Wunderbau menschlicher Kunst, der bis zu den Sternen reicht und wo das reine Licht sich färbt in der Trübe der Erde; dem alten und frommen Clemens aber, der die Souveränität der Kunst verwarf, für den es nur hieß „Christus regnat“, gefiel es so wenig, daß er es um ein Haar vernichtet hätte.

Bettina hat sich im Gegensatz zu dieser Haltung des Bruders ihrer Kirche innerlich und äußerlich „ganz entfremdet“. Sie hielt es auch nicht wie Clemens und Savigny mit den Berliner protestantischen Pietisten, sondern der freie, geistige Schleiermacher blieb ihr Freund. Bei ihm und seinem Schüler Hoßbach wurden ihre Kinder konfirmiert. Clemens freilich trauerte darüber, daß die „guten,



Friedrich Karl von Savigny

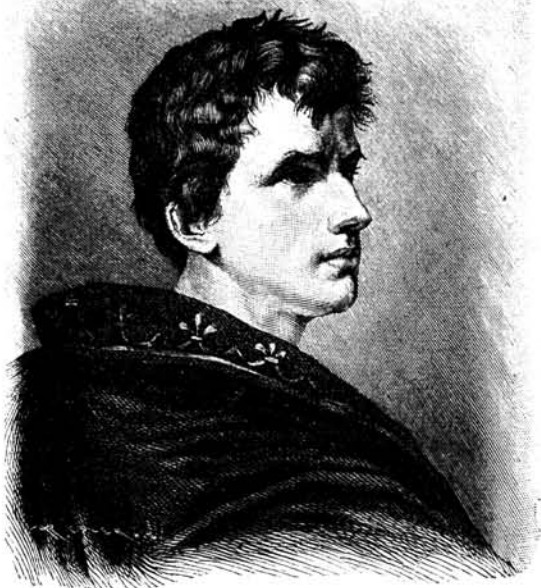
Nach einer Radierung von L. E. Grimm Frankfurt a. M. 1815

talentvollen Töchter Arnims“ aufwuchsen „ohne wirkliche Religion, ohne Anrufung, ohne Anbetung, ohne Sündenbekenntnis“. Bettine blieb als Kind der Romantik fest beim Glauben an den Wert der genialen Persönlichkeit, die zum Führer berufen war. So sollte Goethe auf die Jungen wirken, so Friedrich Wilhelm der Vierte auf die Nation, so war Alexander von Humboldt. Sie wußte, daß schöpferisches Wirken in die Nähe der Dämonen führt, aber da gerade mußte das Menschentum sich bewähren. Selber werden wie Gott, hat sie einmal gesagt, nur das ist Religion. Der Mensch, bei dem die reine Stimme seines Innern einklang mit der kosmischen Harmonie, der vermochte die Sterne, die Nebel, die Finsternisse zu durchwandeln „und mit Geistern flüchtig durch Wies' und Fluren zu schweifen wie mit bekannten und vertrauten Mächten...“

V.

Clemens wollte durch Frauen entsühnt werden, aber der Eros war machtlos gegen den Dämon. Clemens suchte Halt bei aufrechten Männern. Er hat gesagt: ich hatte zu Freunden die herrlichsten Gesellen, aber mit sich und den Ihren beschäftigt, ließen sie mich stehen. In Berlin waren 1810/11 Savigny, Arnim, Schinkel um ihn vereint. Ihre „Wahrheit, Reinheit und Tiefe“ zog ihn 1814 wieder hierher. In Heidelberg und München war ihm Joseph Görres besonders nahe, sein rheinischer Landsmann. Der Freund stand für ihn neben der Frau: seine geliebte Sophie Mereau pflegte er seinen „weiblichen Arnim“ zu nennen.

Friedrich Karl von Savigny gehört mit in den geistigen Kreis der Romantik. Seine Denkweise war der Brentanos verwandt. Er stellte die These auf vom rechts-erzeugenden Volksgeist, der bewußtlos bildet gleich der Natur, die selber Geist ist. Savigny folgte hier Anregungen des Naturphilosophen Schelling. Bei den Römern hatte sich das Recht fortentwickelt durch immer erneuten, allmählichen Anbau an das Vorhandene, ohne Bruch, und so



Achim von Arnim

Nach dem Gemälde von Ströhlting

auch bei den Völkern des Mittelalters. Diese These trat der Neigung des 18. Jahrhunderts entgegen, von der Vernunft her Gesetze zu entwerfen, die das geschichtlich Gegebene mißachteten, und gewann großen Einfluß auf die Zeit. Savignys Grundgedanken übertrugen die Brüder Grimm auf die Erforschung der Sprache und Literatur. Als Meister der „Historischen Rechtsschule“ machte Savigny später Berlin zur Bildungsstätte der Juristen Europas.

Sonst war Savigny anders als Clemens. Er war etwas jünger (geb. am 21. Februar 1779), aber ungleich gefestigter, für manche, wie Creuzer, etwas zu karg und klar, ohne „die Gabe, zu verschwenden“. Gleichwohl hing Clemens an ihm und hat gern anerkannt, wie geduldig und gütig der verschlossene Freund alle seine erregten Bekenntnisse angehört, wie er mit der Ruhe seines gesammelten Wesens die Brentanosche Unrast zu „sittigen“ vermocht habe. Er bewunderte Savigny und flüchtete zu ihm wie in ein „erstes, stilles Heiligtum“, wo alles „Schlechte und Gemeine“ weit weg lag. Savigny kam ihm vor wie Raffaels Johannes: ruhig, liebevoll, sinnend.

Savigny war kein Refugié; er entstammte einem deutschen, ursprünglich in Lothringen ansässigen Rittergeschlecht; seine Vaterstadt war wie die der Brentanos Frankfurt am Main. Er widmete sich dem Studium der Rechte. Ihm standen bei seiner Herkunft hohe Ehrenstellen offen; aber er zog es vor, der Wissenschaft zu leben. 1800 wurde er Dozent, 1803 Extraordinarius der Rechte in Marburg, 1808 nach längeren Studienreisen als ordentlicher Professor an die bayerische Universität Landshut berufen. Von da ging er 1810 nach Berlin. Mit jungen Jahren war er durch seine Schrift „Vom Recht des Besitzes“ (1803) zu Ruhm gelangt. Hinter der Übermalung der Jahrhunderte ließ er aus den ursprünglichen Quellen die reinen Linien des Römischen Rechts wieder aufleuchten. Auch durch Klarheit und edle Form ausgezeichnet, wurde die Schrift begeistert aufgenommen, sie erhob „das juristische Schrifttum zu einem Zweige der deutschen Literatur und ihren Verfasser mit einem Schlage unter die Klassiker der Nation.“ Ein Zauber ging, wie Rudolf Sohm sagt, von dem Buch aus.

So nahe Savigny in seinen Grundanschauungen den Romantikern stand, so sehr war seiner besonnen-klaaren Art das Gepräge einer „Klassik“ eigen, die sich im ausgereiften Werk gefällt. „Allen seinen Schriften eignet die Gleich-

mäßigkeit der Vollendung.“ Während Clemens als Dichter sich gern an neuen Lockungen des Schaffens und Lebens entzündete, war seinem Schwager eine „selbstgegebene Stetigkeit und Sicherheit der Lebensführung“ eigen. Er war begrenzt, Clemens „schweifend und grenzenlos“. Savigny sah schon in der Jugend einen Arbeitsplan fürs Leben vor sich. Er bereiste die Bibliotheken Europas und sammelte Bausteine für seine „Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter“, die in sechs Bänden von 1817 bis 1831 erschien und das Dunkel lichtete, das über einer ganzen Periode gelegen hatte. Nach dem frühen Hinscheiden seiner geliebten ältesten Tochter Bettine (1835) fand er, ähnlich wie Goethe in solchen Lagen, Trost in einer zweiten großen Arbeit, diesmal dogmatischer Natur, seinem „System des heutigen Römischen Rechts“, von dem 1840/41 die ersten fünf Bände herauskamen.

Clemens und Savigny haben einander 1799 zu Jena kennengelernt, durch Vermittlung der Großmutter Sophie von La Roche, die Savigny gerade bei ihrem Freund Wieland zu Oßmannstedt getroffen hatte. Clemens' erster erhaltener Brief an Savigny mit der Anrede „Lieber Einziger!“ ist aus Altenburg vom Juni 1800. Bereits im Nachwort zu seinem frühen Roman „Godwi“ hat Clemens die Gestalt des Freundes umrissen mit den Worten: „Wer könnte die ruhige Würde deiner Erscheinung, die stille Güte deiner Mienen und die liebende Konsequenz deines Lebens mit Worten andeuten?“ In Savignys „gastlich liebem Hause“, also wohl zu Marburg, hat dann Clemens die „wundersame Dichtung“ vom Rosenkranz begonnen. In der Zueignung heißt es:

„Und zu dem edlen Bilde Jacopones,
Des hellen Sterns am Himmel der Juristen,
Hat manchen schönen Zug, mein Savigny,
Von dir der Bruder liebevoll entnommen.“

Das Bild von Savignys Persönlichkeit wird durch Jakob Grimms Stimme schön ergänzt. Savigny wohnte zu Marburg oben am Schloßberg auf dem „Forsthof“; sein Leben war heiter, sorgenfrei, der Wissenschaft gewidmet. Die Brüder Grimm studierten dort, als treue Söhne Kurhessens 1802/03 die Rechte. Jakob erzählt von Savignys Räumen: „Hell und sonnig waren sie, weiß getüncht die Wände, tannen die Dielen, die Fenster gaben ins Gießeler Tal, auf Wiesen, Lahn und Gebirg, duftige Aussicht, die sich zauberhafter Wirkung näherte, in den Fensterecken hingen eingerahmt Kupferstiche, an denen ich mich nicht satt sehen konnte, so freute mich deren scharfe und zarte Sauberkeit“. Hier bei Savigny fühlte der sonst befängene junge Grimm sich beschwingt und erhoben. Groß, so erzählt er weiter, war der Lehrer gewachsen, damals noch schlank, und das dunkle Haar hing ihm schlicht herunter. Dieses Mannes „freundliche Zureden, handbietende Hülfe, feinen Anstand, heiteren Scherz, freie ungehinderte Persönlichkeit“ hat er nie vergessen.

Im Umkreis dieser reinen Welt haben auch die unruhigen Geschwister Brentano zeitweise gelebt. Als junge Hausfrau zog 1804 Kunigunda Brentano bei Savigny ein; auch Bettine und Meline haben auf dem Forsthof gewohnt. Bettine hat um dies Gemeinleben schöner genialer junger Menschen den Reiz ihrer schildernden Kunst gewoben. Da stand auch die Warte, die Bettine nächtlich bestieg, um mit den Gestirnen Zwiesprache zu halten. Bei Savigny kam Clemens mit den Grimms in Berührung. Damals schon mit Schriften und Bildern der Vorzeit vertraut, wirkte er auf sie als schöpferischer Anreger, indem er ihnen seine Begeisterung für die Offenbarungen des Volksgeistes in der altdeutschen Poesie, in Märchen und Liedern, mitteilte. Die Liebe zu diesen Dingen lag in der Luft. Im Jahre 1803 kamen des Berliners Ludwig Tieck Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter „mit ihrer hinreißenden Vorrede“ heraus. Auch sie wird der bücherkundige Clemens den Grimms nahegebracht haben. So war die Begegnung mit ihm für die Grimm schicksalhaft und hat etwa sechzig Jahre des reichsten germanistischen Schaffens der Brüder eingeleitet. In ihren Bund mit den Brentanos trat bald auch Achim von Arnim ein.

VI.

Wir kommen mit Achim von Arnim aus der süd-deutsch-romanischen in die berlinische Welt. Neben der Mutter, den Schwestern Sophie und Bettine und neben Savigny hat der Berliner Arnim führend in Clemens Leben gestanden. „Ich wollte“, schreibt Clemens einmal an Varnhagen, „ich hätte mein Lebtage keinen Menschen gekannt als meine Mutter, Arnim, Bettine und Savigny. Mit allen anderen Menschen verwirre ich mich.“ Zwei wunderbare Menschen aus Nord und Süd haben sich hier gefunden. Mit seinem festen und doch gelockerten Wesen war Arnim für Clemens ein noch besserer Freund als der kühle Gelehrte Savigny. In ihrer Freundschaft war Arnim der Mann, Clemens die Frau. So empfand es Eichendorff. Arnim sei mildernst, beschwichtigend — darin ähnlich wie Savigny — Clemens dagegen ewig beweglich und aufregend gewesen. Für Goethe war so Frau von Stein: „Tropfste Mäßigung dem wilden Blute...“

Wie Clemens ein schöner Mensch war, so entzückte auch Arnim mit seiner edlen Erscheinung. Als die junge Bettine ihn zuerst sah, fand sie ihn „königlich“ und meinte: „So wie der Arnim gibts nichts zum zweitenmal in der Welt.“ Derselbe Eichendorff sagt von ihm: „Männlich schön, von edlem, hohen Wuchse, freimütig, feurig und mild, wacker, zuverlässig und beherrscht in allem Wesen, treu zu den Freunden haltend, wo diese von allen verlassen, war Arnim in der Tat, was andere durch mittelalterlichen Aufputz gern scheinen wollten: eine ritterliche Erscheinung im besten Sinne, der aber deshalb der Gegenwart immer etwas fremd und seltsam war.“ Friedrich Creuzer, der Heidelberger Mythenforscher, schreibt an seine geliebte Karoline von Günderode, deren Herz auch Arnim einmal nahegestanden hat, über ihn: „Er redet sehr wenig; was er sagt, ist gewöhnlich heiterer Scherz. Aber im stillen, wenn ich ihm so seitwärts ging, hab ich mich an seiner Erscheinung geweidet. Zuversicht und Kraft sind ihm aufgeprägt. Es ist doch etwas Herrliches um dieses kräftige Auftreten auf den Erdboden und dieses heitere, klare, feste Blicken in die Welt hinaus, wie wenn sie einem dienen müßte. Das vermag Arnim, und zwar ohne gesuchte Kraft, ohne Brutalität, sondern so, daß die Kraft freundlich ist und gemildert und folglich schön. So soll der Mann sein.“

Weil Arnim milde war, konnten Naturen wie Clemens und Bettine in seiner Nähe gedeihen. Brachte er doch allen eigentümlichen, selbst krausen Bildungen der Natur und des Volksgeistes seinen Anteil entgegen. Daher auch seine Freude an den Grimmschen Märchen. Arnim war es, der, als er 1812 bei den Grimms in Cassel war, die beiden zur Herausgabe angetrieben hatte. Wilhelm erzählt von ihm: „Wie nahm er an allem teil, was eigentümliches Leben zeigte: auch das kleinste beachtete er, wie er ein grünes Blatt, eine Feldblume mit besonderem Geschick anzufassen und sinnvoll zu betrachten wußte. Von unseren Sammlungen gefielen ihm diese Märchen am besten. Er meinte, wir sollten nicht zu lange damit zurückhalten, weil bei dem Streben nach Vollständigkeit die Sache am Ende liegen bliebe... Im Zimmer auf und ab gehend las er die einzelnen Blätter, während ein zahmer Kanarienvogel in zierlicher Bewegung, mit den Flügeln sich im Gleichgewicht haltend, auf seinem Kopfe saß, in dessen vollen Locken es ihm sehr behaglich zu sein schien. Dies edle Haupt ruht nun schon seit Jahren im Grab, aber noch heute bewegt mich die Erinnerung daran, als hätte ich ihn gestern zum letztenmal gesehen, als stünde er noch auf grüner Erde wie ein Baum, der seine Krone in der Morgensonne schüttelt.“

Dies wunderbare Bild Arnims setzte der dankbare Wilhelm Grimm 1836 der neuen Ausgabe seiner Märchen voran. Am Eingang in diesen Zaubergarten erhebt sich gleichsam das Denkmal dieses edlen Sohnes unserer Stadt. Arnim hat auch den Brüdern in dem Berliner Reimer für ihre Märchen einen Verleger besorgt. Im Auftrage der Brüder erhielt Arnim gegen Ende 1812, als die Märchen nun wirklich herauskamen, zum Dank für sein Treiben und seine Vermittlung, das erste fertige Exemplar mit der Widmung an seine junge Frau Bettine, für den „kleinen Johannes Freimund“, Arnims ältesten, am 5. Dezember ge-

borenen Sohn, also für ein Berliner Kind. So konnte der junge Ehemann es seiner Frau unter den Christbaum legen. Dreißig Jahre später hat Bettine den aus Göttingen vertriebenen Brüdern Grimm in Berlin Lehrstuhl und Wohnsitz bereiten helfen.

Nicht nur an den „Kinder- und Hausmärchen“, auch am „Wunderhorn“, also an den beiden volkstümlichsten und einflußreichsten Schöpfungen der Romantik, hat Berlin rühmlichen Anteil. Wie beim Wunderhorn reichen sich auch bei den Märchen Clemens und Achim die Hand. Clemens hat als erster Märchen gesammelt und auch die Brüder zum „Sammeln und mündlichem Erhören“ veranlaßt. Noch 1809 wollte er selber mit ihrer Hilfe die Herausgabe übernehmen. Aber das alte Gut regte ihn immer zu eigener Nachschöpfung an. So war es bei den Liedern, so bei den Märchen. Aus dem Märchensammeln ist seine eigene Märchendichtung hervorgegangen, die erst nach seinem Tode vollständig ans Licht trat. Auch wegen der Sagen, schlug er 1805 vor, sollten Arnim und er alle Bekannten in Nord und Süd befragen und zur Einsendung an ein „Hauptbureau“ bewegen. Diesen Plan verwirklichte die Brüder mit ihren „Deutschen Sagen“ von 1816—18. Jedenfalls sind Arnim und Brentano ihnen mit ihrem „Wunderhorn“ von 1805 und 1808 vorausgegangen. Als Wilhelm 1811 „Alt-dänische Heldenlieder“ in Übersetzung herausbrachte, widmete er sie Arnim und Brentano, und Jakob hat ihrer dankbar gedacht in seinem ersten Buch „Über den alt-deutschen Meistergesang“ vom selben Jahre.

Was Arnim und Clemens miteinander verband, war vor allem wohl dies, daß auch in Arnim etwas Volkhaftes lag. Auch er war der Abkömmling einer alten Familie, er fühlte sich ihr zugehörig und dem Volke verbunden. Er lernte lieber von Bauern als aus Büchern. Wie Clemens war er voller Poesie, weil das die Ursprache des Volkes sei, zurückgedrängt erst von der städtischen gelehrten, literarischen Bildung mit ihrem Rationalismus; Arnim war neben Clemens „einer der größten deutschen Stegreifkünstler“. Aber sein Bild wird vertieft durch die Züge des Familienvaters und Gutsherrn. Er sah seine Aufgabe in der Sorge für den Unterhalt und die gute Erziehung seiner sieben Kinder. Sie waren seine Freude und sein Glück. Er nahm die Verantwortung ernst gegenüber seinen Gütern und Untertanen, den „zwölfhundert Seelen“ seines Ländchens Bärwalde im Süden der Mark; in Wiepersdorf saß er sonntags „groß und edel“ im Kirchenstuhl über seinen Bauern, um ihnen ein gutes Beispiel zu geben. In der Franzosenzeit kämpfte er leidenschaftlich für die Freiheit Deutschlands, aber gleichzeitig auch dafür, daß Preußens Wiederaufbau sich in den Bahnen des geschichtlichen Rechts hielt und die patriarchalischen Bande zwischen Junker und Bauer nicht zerschnitt. Er hätte gern dem Vaterlande an führender Stelle gedient; aber eine ihm gemäße Verwendung fand sich nicht. Er war hauptsächlich als Publizist tätig und ging früh auf seine Güter, obwohl es ihm dort manchmal doch etwas einsam gewesen ist. Arnim war ungleich fester eingeordnet in die Wirklichkeiten seiner Herkunft als Clemens, der nicht als Kaufmann bei den Seinen hätte ausharren und nur nebenbei Poet sein mögen. Für Arnim war wie für Goethe die Muse nicht Führerin, sondern Begleiterin im Leben. Sehr treffend sagt Eichendorff von Achim: „Er gehörte zu den seltenen Dichternaturen, die wie Goethe ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen und daher besonnen über dem Leben stehen.“

Freilich, des „Lebens ernstes Führen“ hat Achim von seinem Vater Johann Erdmann Joachim unmittelbar kaum lernen können; dieser war zu sehr mit der Verwaltung seiner Güter in der Uckermark und mit seinen Ämtern als Intendant und Diplomat beschäftigt. Achim, dessen Geburt am 26. Januar 1781 seiner Mutter das Leben kostete — er war der zweite Sohn — wuchs am Quarré (= Pariser Platz) 4 auf unter der Obhut seiner mütterlichen Großmutter, deren „Riesennatur“ Clemens Brentano noch bewundernd erlebt hat. Sie starb, während er hier war, am 10. März 1810, im achtzigsten Lebensjahre. In ihrer Vorliebe für Ordnung erinnerte sie ihn an Goethe. Sie war, schreibt er, „eine der größten Aufbewahrerinnen und Vorraterinnen der Welt“ und gebot über „unzähliger

Schränke Inhalt". Dabei war sie, wie ihr Enkel sagt, das Gegenteil einer engherzigen Hausfrau, sondern voll „Lust an allem Weltgetümmel, durchaus rechtlich, edel, mutig und den meisten eine willkommene Gesellschafterin“, auch von der Kindheit her an die Tugenden der „Ergebenheit, Beschränkung, Mäßigung“ gewöhnt.

Diese Betreuerin der Jugend Arnims war die Tochter von Gottfried Adolph Daum, der gemeinsam mit David Splitzgerber 1712 das erste Berliner Großhandelshaus begründete. Der Großkaufmann war der Urgroßvater des Romantikers. Daums Schwiegervater wieder war ein Schneider aus Halle. Die Firma „Splitzgerber und Daum“, aus der die Erben von Daum († 1743) später ausschieden, setzte sich unter den Namen „Gebrüder Schickler“, seit 1910 „Delbrück, Schickler & Co.“ fort. Daums Gestalt wurde dem Enkel in den Erzählungen seiner Tochter lebendig; „dem guten Mann“, hat Achim einmal gesagt, „danke ich viel“. In erster Ehe heiratete Caroline Marie Elisabeth Daum 1753 den Kammerdiener und Liebling Friedrichs des Großen Michael Gabriel Fredersdorff (geb. 1708). Die Ehe hat nur fünf Jahre gewährt, sie war glücklich, aber kinderlos; dann starb der Mann. Auch Fredersdorff war ähnlich wie sein königlicher Herr und wie Daum ein Pfleger und Mehrher seines Besitzes. Durch ihn kam das Gut Zernikow bei Rheinsberg in die Familie Arnim. In zweiter Ehe heiratete Fredersdorffs Witwe 1760 den Quedlinburger Geheimen Stiftsrat Hans Freiherr von Labes († 1776), der, ursprünglich bürgerlich, erst 1763 vom Kaiser geadelt wurde. Die krausen Züge seines Wesens hat uns sein Enkel Achim bewahrt. Seine Tochter Amalie Caroline wurde Frau von Arnim, sein Sohn, der Gemahl einer Gräfin Görtz-Schlititz, nahm nach der schönen, über einem stillen Landsee emporsteigenden Burg Schlititz in Mecklenburg, die er sich erbaut hatte, den Namen eines Grafen Schlititz an, nachdem er selber auch in den Grafenstand erhoben war. Erst die lebensstüchtige Großmutter Achims hat zu Zernikow und den uckermärkischen Gütern — darunter Blankensee, wo Achims dritter Sohn Friedmund gesessen hat — 1780 das Ländchen Bärwalde mit Wiepersdorf erworben. Frau von Labes ruht zu Zernikow neben ihrem ersten und zweiten Gemahl; dort ist auch ihre Tochter, Achims Mutter, beigesetzt, ebenso Achims älterer Bruder Karl Otto Ludwig († 1861), den sein Grabspruch kennzeichnete *„Dubius non impius vixit, Incertus morior, non perturbatus; Humanum est nescire et errare. Ens entium miserere mei“*. Er hat Zernikow nach dem Aussterben der Schlitzschen Nachkommen einige Jahre besessen. Dann fiel es an Achims und Bettines Kinder. Theodor Fontane hat uns von Zernikow und seinen Menschen in den „Wanderungen“ erzählt. Achim und Bettine ruhen zu Wiepersdorf, wo in Schloß und Park die Weisen des Rokoko hinübergelitten ins Reich der märkischen Romantik.

So offenbart sich in Arnims Ahnenreihe etwas vom aufbauenden, bewußt planenden Geist des friderizianischen Staates. Später sollten in Arnim andere, ältere Mächte des Blutes und Landes durchbrechen; aber zunächst ging er bereitwillig durch die Schule des aufgeklärten, bildungseifrigen Berlin, dem sich einzufügen gleichfalls Pflicht war. Friedrich und sein Minister von Zedlitz förderten und forderten gute humanistische Bildung. Auf dem Joachimstalschen Gymnasium in der Burgstraße war Achim unter Meierottos Leitung von Anfang an einer der ausgezeichnetsten Schüler. Die Lehrer rühmten seinen unersättlichen Durst nach Wissen. Er war ernst, strebsam, still. Stärker noch als der Ciceronianismus der Schule ergriff seinen forschenden Sinn die rationale Klarheit der Mathematik. Gerade sie, die Naturwissenschaft: Astronomie, Physik und Chemie wurden in Berlin gepflegt, wo an der Akademie Kräfte wie Maupertius, Euler, Lambert, Lagrange wirkten, wo große Gelehrte auch weiteren Kreisen die Ergebnisse der Forschung in Vorträgen mitteilten. Mathematik, Physik und Chemie waren denn auch die Fächer, die der junge Arnim in Halle und Göttingen sich als Studium erwählte. Fröhlich ist er damals schon mit Beiträgen für gelehrte Zeitschriften hervorgetreten. Daß Arnim in Berlin, wo Sulzer lehrte, auch an Fragen der Philosophie und Ästhetik Anteil nahm, begreift sich ohne weiteres, ebenso an der Musik, zumal sein Vater Intendant der Großen Oper war und Kapellmeister Reichardt der Familie nahe-

stand. Arnims älterer Bruder, der spätere Oberstmundschenck und Wirkliche Geheime Rat, war zeitweise auch Hofintendant und ist im übrigen als Reiseschriftsteller hervorgetreten. Er war Jungeselle und wurde überall nur „Onkel Pitt“ genannt, ohne daß jemand über die Herkunft dieses Namens etwas hätte angeben können.

Wenn die Menschen der friderizianischen Welt auf den Wegen vernünftiger Erkenntnis und Sittlichkeit zur Vollendung zu gelangen meinten, so vermieden sie es dabei im allgemeinen, in Abgründe der Seele zu tauchen und Wagnisse auf sich zu nehmen. Freilich, sie haben Mut gezeigt, als Friedrich Wilhelm II. die Aufklärung verfolgte. Des Anhangs unter der Bevölkerung, zumal der gebildeten, waren sie sicher. Aber eine Verbindung mit dem Volksgeist und der Natur als Schicksalsmächten war damit nicht gegeben. Die Berliner Aufklärer waren gute Preußen und zugleich Bewunderer der Französischen Revolution, weil sie und Napoleon nur weiterzuführen schienen, was Fridericus begonnen hatte, nämlich die rationalistische Gestaltung des Staates und der Kultur. Weil Goethe (und auch Schiller) in ihr Leben und Dichten ein irrationales, wenn auch gebändigtes Element der Dämonie, der Freiheit und der Schwärmerei aufgenommen haben, waren die Berliner Aufklärer in ihren Augen Philister und erhielten auch von der Romantik diesen Stempel aufgedrückt, besonders durch Clemens Brentano. Mit seiner Schrift gegen den Philister errang er hier 1811 seinen größten Triumph.

Auf der anderen Seite hatte schon vor Jena das zunehmende Vordringen des napoleonischen Empire in den Berlinern jenen staatlichen Sinn belebt, der ihnen und gerade ihnen die großen historischen Dramen Schillers nahebrachte. Außerdem waren mit Friedrich Wilhelm II. lange zurückgedrängte Mächte des Volkstums zum Durchbruch gelangt. An die Stelle des Tugendstolzes trat der Glaube an Gnade und Erlösung. Die Frau nahm wieder ihren Platz in der Gesellschaft ein. Dem Eros wurde gehuldigt, die Atmosphäre lockerte sich. Hinter den klaren Linien der Residenz ahnte man das Reich des Zaubers und Wunders, wie es dann Tieck, Kleist und Hoffmann in ihren Dichtungen zum Ausdruck gebracht haben. Von den Vorbildern des Klassizismus gingen die Menschen über zu Gestalten und Gedanken des Mittelalters und des Barocks. Die jungen Berliner Tieck und Wackenroder reisten nach Nürnberg und wanderten ein in das neu entdeckte Märchenland der Dürerzeit.

Von solchen Einflüssen wird der junge Arnim, der Tieck gekannt und verehrt hat, berührt worden sein; sie wurden mächtig in ihm, seit er Clemens im Sommer 1801 kennengelernt hatte, aus dessen Seele all dies Neue aufs reichhaltigste sprudelte, der ein echter Sohn des Südens, des alten Reiches, der Kirche und ihrer Künste, daheim in Bildern, Bauten und Schriften der Gotik und des Barocks war, die nun mit Liedern und Märchen, mit Gryphius und Grimmselshausen auch für Arnim eine bestimmte Rolle spielen sollten, wobei sein fester, männlicher Sinn ihn vor dem völligen Hinabgleiten in diese grenzenlose, neu erschlossene Welt bewahrte.

Weil Arnim als Dichter sich der Wirklichkeit im ganzen Umfange hingab, vermochte er sowohl deren seltsame, grausige, rührende Züge zu gestalten, wie auch, oft damit verbunden, derbe, humorige, „niederländische“ Motive realistisch herauszuarbeiten. Er hat von Kleist gelernt, und wo er ins Historische greift, wählt auch er gern Themen der niederdeutsch-märkisch-berlinischen Vergangenheit, wie in den „Appelmännern“ und im „Stralauer Fischzug“. Indem Kleist, Arnim und auch Clemens gegenüber Ifflands Berliner Bühnenkunst, die im Allgemein-Menschlich-Sittlichen wurzelte, eine an den Boden gebundene, „national-berlinische Ausgestaltung der Bühne“ forderten, waren sie Ahnherrn des Berliner Volksstückes. Das monumentale, noch heute lebendige Denkmal von Arnims Vertrautheit mit der altdeutschen Zeit ist sein auf umfänglichen Studien aufgebauter, aus der Fülle der Anschauung genährter Roman „Die Kronenwächter“, wo er farbige Bilder der Lutherzeit gibt unter dem Leitgedanken des Fortwirkens der Reichsidee im Volke.

Arnim ist als Dichter wie Clemens erfüllt von allen Stoffen der Geschichte, der Sage, der Gegenwart, der Romanze, des Volksliedes und des Puppenspiels. Während aber Kleist von ähnlichen Voraussetzungen aus zur großen, zur „klassischen“ Form zu gelangen suchte und auch gelangt und Clemens formgebunden ist als der Meister des archaischen Tones, strebt Arnim aus dem „ganz Realen“ hinüber in die unendlichen, verschwimmenden Umrisse des Barocks. Über dem Reichtum des bunten Lebens der Lutherzeit ragt, in seinem erwähnten großen Roman, einem Dom gleich die diesseitig-jenseitige Krone des Reiches. Das eben war Romantik für ihn wie für Clemens: im Wirklichen nie das Endliche, Endgültige zu sehen, sondern überall im Sinne Schleiermachers den Durchblick zum Universum zu haben, oder, wie Clemens gesagt hat, im einzelnen Werk der Kunst oder der Natur ein „Spiegel-fragment“ der Ewigkeit zu erblicken. Von dieser dichterischen Schau suchte Clemens später dahin zu gelangen, wo wir nicht mehr „durch einen Spiegel“ oder „wie in einem dunklen Worte“ schauen, sondern „von Angesicht zu Angesicht“. ---

VII.

Wenn Goethe den Geschwistern Brentano von Frankfurt her nahe gewesen ist, wenn er namentlich Bettines Leben bestimmt hat, so ist es vielleicht bedeutsam, daß der „lebenswürdige“ Student der Naturwissenschaften Achim von Arnim aus Berlin in Clemens Briefen zum erstenmal auftaucht, als er der Gunda erzählt, wie sie beide gemeinsam mit anderen Goethe in Göttingen gehuldt haben. Goethe stand eines Juniabends im Jahre 1801 am Fenster der „Krone“, wo er eben eingekehrt war, während auf der Gasse Studenten in Bewegung waren. „Endlich erscholl auf einmal ein freudiges Lebehoch“. Unter diesen jungen Verehrern waren auch Clemens und Achim. Ihre dort wohl schon früher geknüpften Freundschaft erhielt durch Goethes Anwesenheit, dem Achim auch seinen Besuch machte, gleichsam ihre Weihe. Goethes Werk und Persönlichkeit hat ja viele Schöpfungen der Romantik beeinflusst. Clemens dankte es ihm, daß „seine Trauer um Liebe Streben nach Kunst wurde“. An die Schwester Gunda schreibt er: „Wenn Du ihn ganz verstehst, so bist Du ruhig und glücklich; denn Goethe ist der größte Mensch, der lebte, und seine Werke sind die schönste Welt, und wer in ihnen wohnt, der ist der glücklichste Mensch. Ich bitte Dich herzlich, ziehe ganz in Goethe ein, in alles, alles, gehe mit seinen Personen und Gedichten um, so wirst Du glücklich werden.“ Ein andermal (im September 1801) hebt er hervor, wie Bettine unter dem Einfluß des „Wilhelm Meister“ gesundet und „vom romantischen Geschöpf zum guten, brauchbaren Mädchen“ geworden sei. Das hinderte den satirischen Clemens freilich nicht, damals von Göttingen — wo Goethe sich gern von den Gelehrten wie Blumenbach und Heyne unterrichten ließ — zu schreiben: „Er stakelt mit seinem verkehrten Hut zu allen Professoren.“

Wir haben des jungen Arnim geistiges Aufwachsen im friderizianischen Berlin geschildert. Über seinem wie über Goethes Leben standen helle Götter, die ihn die Einführung in eine gesellschaftliche Ordnung als ethisches und kosmisches Gesetz empfinden ließen. Auch Goethe ist, mehr als man glaubt, vom Geiste Friedrichs des Großen geprägt. Ganz anders war es mit Clemens. Er hat sich in seiner Jugend vor dem Andrang der Wirklichkeit nur ins Traumreich flüchten und mit früh geübtem Spott und Witz ihre Ansprüche abwehren können. Dem „verlorenen Paradies“ der Kindheit folgten Jahre, die er mit seiner Schwester Sophie „in steifer Dressur“ bei der verbitterten Tante Möhn und ihrem verwilderten Mann — der gelegentlich mit dem Messer hinter der Tür auf sie lauerte — in Coblenz „tief elend und verwaist“ zubringen mußte. Die Kinder sahen in ihr eine „Hexe“. Dann war er bei einem zänkischen Schulmeister zu Mannheim, der ihn in Lumpen gehen ließ und aus dessen Händen ihn erst der Oheim La Roche befreite. Als dann der Vater ihn gleich den Brüdern dem Zwang kaufmännischer Lehre unterwarf, lehnte sich der fantastisch-satirische Jüngling abermals auf. Nie trat soziale Autorität ihm sinnvoll entgegen. Die Mutter war ihm entrisen, keine Poesie durchflutete mehr das düstere Elternhaus. Dann durfte er studieren. Aber in die



Ludwig Tieck

Vogel von Vogelstein 1827 Dresden

nüchternen „Cameralia“ zu Halle fand er nicht hinein. Aus einem Zusammenbruch der Nerven rettete ihn die väterliche Hand des Bruders Franz. Erst in Jena lebte er auf. Hier baute der sprühende Geist der jungen Romantiker so etwas auf wie ein neues Reich. In Clemens' Lustspiel „Ponce de Leon“ spiegelt sich die festliche Heiterkeit dieser Shakespearischen Welt. Da war der Berliner Tieck, der den Zauber der alten Märchenpracht wieder erweckte und auch von Clemens als Meister verehrt wurde. Im Alltag der Aufklärungswelt erschien dieser Kreis wie eine bunte, berückende Insel. Hier lernte Clemens den Kreuzzug gegen die Philister führen, den Mittelpunkt bildete die schöne und geistvolle Karoline Schlegel, später Schellings Gattin. Neben ihr huldigten die Männer der anmutigen Dichterin Sophie Mereau, der Frau eines Jenenser Professors der Rechte. Die große Liebe zu ihr, in der die Mutter wiedergeboren schien, hat Clemens zum Dichter gemacht. Die fantastische Sphäre Jenas erweckte ihn, und er brachte ein neues sinnliches Element des Südens hinein. Sein Weg war reich an Erlebnissen. Durch Sophie lernte er die junge Minna Reichenbach in Altenburg kennen und verliebte sich in sie. Sie hieß später die „schönste Frau Leipzigs“. Ihr und ihren Schwestern widmete er seinen Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter“. Verse entströmten ihm reich. Er läßt Töne der Seele erklingen, wie sie bis dahin kaum vernommen waren. Als Zwanzigjähriger schuf er die Sage von der Loreley.

Entfaltung und Widerhall fand seine poetische Sendung im Briefwechsel mit seinen Schwestern, mit der älteren, früh verschiedenen Sophie, deren Gedächtnis er in herrlichen Zeilen feierte, und vor allem mit Bettine, die ihm Ostern 1798 dreizehnjährig, nach langer Trennung, noch mit der Puppe im Arm entgegentrat wie eine Elfe. Sie wehrte mit ihrer elementarischen Kraft jeden Anspruch der Umgebung auf ihre innere Freiheit ab; aber sie gemäß ihren Gaben zu bilden, ihren Dämon zu stillen, schien ihm nun seine höchste Aufgabe. Sie selber sollte mit ihrer „Lebensfreude“ die seine anfanen und seinem „Enthusiasmus die Flügel lösen“ mit ihrem „Ernst“, ihrer „Güte und Wahrheit“. In ihrem Briefwechsel, den Bettine 1844 zu



Ziebingen

Clemens' Gedächtnis herausgegeben hat, entzückt uns noch das einzigartige Wechselspiel der Geschwister; wir sehen Clemens, wie er sich zu Rüdesheim in die schöne Kellnerin Walpurgis verliebt, die ihm aber einen stattlichen Bettler vorzieht; wir sehen Arnim, wie er, „mit einem Nimbus umfungen“, an einem herrlichen Abend zu Heidelberg neben der Gündelode einhergeht, Bettinen entgegen. Das Leben wird ihnen überall zur Poesie. Dies Briefbuch, das sich liest wie eine Dichtung, brachte Bettine ihrem jungen Freunde, dem Prinzen Waldemar, dar, weil es ihm verwandt sei, denn „er habe Ähnlichkeit mit einer Volksseele.“

Das Erlebnis der Gewinnung Bettines hat Clemens selber neben das der Begegnung mit Arnim gestellt, von dem er beim Abschied in Göttingen sagt: „Er war mir nahe wie mein Leben!“ Sein eigener Erdenwandel erschien ihm wie eine Wüstenwanderung, wo er lechzte nach Schatten, Kühlung, Regen, frischem Quell. Arnim brach zu ihm aus dem Felsen wie ein „Freudenstrahl“, wie „klingend Wasser“ und labte ihn. Viele Jahre hernach hat Louise Hensel in Berlin, von ihm besungen als „Engel in der Wüste“, ihn gleichfalls gelobt, ihn an den „Wasserquell“ geführt, der seinen Durst stillte. Diese Tochter der Mark steht für Clemens auf einer Linie mit Arnim und mit Savigny, die Geliebte mit den Freunden. Ihre Reinheit hielt die Schwüle der Dämonen fern.

Arnim hat Clemens als wohltätige Ergänzung seines eigenen, etwas zu „verständeshellen“ Wesens empfunden. Ihn hat es mitunter traurig gestimmt, daß er im Gegensatz zu dem Freunde so ganz ohne den Zauber der Märchen aufgewachsen sei. Reich und lockend strömte ihm nun aus Clemens' Wesen und Werken jenes „volkhafte-künstlerische“ Element zu, das dem Freunde eigen war und in ihm Urverwandtes weckte. Vielleicht sind die Freunde in Göttingen, wo sie sich zuerst sahen, auch vom Geiste Gottfried August Bürgers († 1794) berührt worden, der hier die Volksballade (1773 „Leonore“) dichterisch erneuert hatte und in dessen Göttinger „Hainbund“ das Vaterländische bereits aufgeklungen war. Jedenfalls wurde Arnim nach dem Abschied von Göttingen und von Clemens, wie durch die Berührung mit der seelischen Tiefenströmung einer Frau, selber zum Dichter. „Es ist mir“, schreibt er, „jetzt ernster geworden mit der Poesie.“ Clemens' „Godwi“ stellte er seinen eigenen ersten Roman „Hollins Liebesleben“ an die Seite. Auch er steht hier im Bann Goethes. Gemeinsam rauschten dann die Freunde hinab in die Tiefe landschaftlichen, menschlichen, geschichtlichen Erlebens, als sie im nächsten Jahr, singend, dichtend, liebend, jene wunderbare Rheinfahrt unternahmen, wobei die erträumte poetische Welt in Flüssen und Bergen, in Burgen und Domen, in Überlieferung und frischer Volksart gleichsam plastische Gestalt gewann. Seitdem hat der Rhein den Charakter einer idealen Landschaft für uns behalten und wird von jungen Menschen immer wieder so erlebt. Es war eine Entdeckungsfahrt, zumal für Arnim, ähnlich der Tiecks und Wackenroders nach Altnürnberg oder der Goethes nach Rom. Natur und Geschichte gehörten zusammen, waren Schönheit und Schicksal zugleich. Im gleichen Licht erschienen den Freunden, zu denen sich nun auch Görres und Eichendorff gesellten, bald danach die Heidelberger Welt. Uhland und Hauff haben ähnlich

das Schwabenland als Heimat und Symbol höheren Lebens empfunden und gestaltet, und Ludwig der Erste von Bayern hat München zum Ausdruck eben jener nordsüdlichen Romantik erhoben, die uns auch aus Schinkels und Friedrich Wilhelms des Vierten Plänen und Bauten anweht.

VIII.

Zu derselben Zeit, da den Freunden am Rhein dies Erlebnis des Landes und Volkes wurde, war der Zusammenbruch des tausendjährigen Römischen Reichs unverkennbar. Im Frieden von Lunéville trat das Reich 1802 das linke Ufer des heiligen Stromes mit Köln und Mainz den Franzosen ab. Clemens empfand es klarer als viele andere, daß dies nicht die Zeit war, an Schöpfungen persönlichen Charakters sein Genüge zu finden, sondern daß man dienend etwas für das verlassene Volk tun müsse. Es trieb ihn einer großen Aufgabe zu, die er nur im Bunde mit anderen ausführen konnte. So vereinte er sich mit Arnim zu gemeinsamer Arbeit; aus ihr ging die Volksliedersammlung des „Wunderhorn“ hervor, das man eine „politische“ Tat genannt hat. Er dachte auch an andere Helfer, etwa Tieck; vor allem sind Görres und die Grimm seiner Anregung gefolgt, aus dem Vergangenen die Zukunft zu bauen.

Er schrieb im April 1804 aus Marburg an Arnim: „In dieser Zeit allein stehen zu können, heißt ein Riese sein, und ich glaube beinahe, man kann in unseren Tagen nicht dichten, man kann nur für die Poesie etwas tun... Lieber Arnim, ich fühle so einen getreuen, guten Mut, mich mit meinen Freunden, und das bist Du allein, zu vereinen und etwas zu beginnen, was unsere Zeit bedarf... Zu eigenen Werken fehlt einem ganz der Mut, wenn man die alten Liebes- und Heldengeschichten der Minnesänger liest; ja ich fühle es oft als etwas Sündliches, mich mit neuen Werken zwischen sie und unsere leichtfertige Zeit zu drängen... Daß wir selbst die lange Verborgenheit dieser Gedichte bedauern, ist ein genugsamer Beweis, daß es jetzt an der Zeit ist, sie vorzuführen; und wenn sie geschickt, mit Vorsicht, ohne Pedanterie und nach einem weisen Plan hervorgeführt werden, so ist kein Zweifel mehr, daß sie nicht wieder unter uns wohnen sollten. Wie dies zu beginnen und zu vollenden ist, ist nicht der Gedanke eines einzigen, denn diese Werke müssen sich in ihrer Wesenheit bei ihrer Erscheinung einander unterstützen, es müssen stets mehrere zugleich erscheinen, damit jeder Sinn für das Unternehmen durch einen gewonnenen Genuß gewonnen werde...“

Das Verlangen nach einer Erneuerung der altdeutschen Poesie, die ihren Platz neben der antiken einnehmen sollte, lag in der Zeit. Ganz verschollen war sie nicht. Seitdem nationaler Stolz den Eifer der Humanisten einer Erforschung und Darstellung der deutschen Vorzeit zugewandt hatte, war die gelehrte Beschäftigung mit diesen Dingen im Gange geblieben. In demselben Geist hatte dann Gottsched in Leipzig sich der altdeutschen Dichtung angenommen. Seine Prosaübertragung des Reineke Fuchs hat noch Goethe benutzt. Wie die Manessesche Sammlung einst aus Zürich hervorgegangen war, so hatte der Züricher Dichter Johann Jakob Bodmer 1758/59 durch ihren Abdruck den allgemeinen Anteil für die Sänger des „Schwäbischen Zeitalters“ zu wecken gesucht. Er gab 1757 nach der Hohenemser Handschrift auch einen Teil des Nibelungenliedes heraus, weil er für das ganze keinen Verleger fand. Sein Werk ergänzte sein Landsmann und Schüler Christoph Heinrich Myller, indem er 1783/84 den Parzival, den Armen Heinrich, Iwein, Tristan u. a. herausgab. Myller hat über zwanzig Jahre lang zu Berlin am Joachimstalschen Gymnasium gelehrt (1767–1788), neben Euler, Merian, Sulzer einer jener gelehrten Schweizer, die zu des großen Friedrichs Zeit in Berlin lebten. Er hat dem Könige auch sein Werk gewidmet; der aber fand, diese Gedichte verdienten nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. Auch Goethe beachtete diese Sammlung kaum, und Bodmer selber erklärte am Ende seines Lebens 1781, er sei mit diesen Arbeiten zu früh aufgetreten.

Neben ihm beschritten andere Vorkämpfer die Bahn. Etwa gleichzeitig mit ihm wies kein Geringerer als Lessing, mit seinem offenen Auge für wertvolles poetisches Gut, auf das ästhetische Vorbild der Dichter des Mittelalters (1758). Gleim gab 1773 und 1779 Gedichte „nach den Minnesingern“ und „nach Walther von der Vogelweide“ heraus. Wenn Herder für eine Sammlung alter Volkslieder eintrat, so berührte er sich mit den Bestrebungen Bürgers um die Erneuerung der Ballade, und unser Friedrich Nicolai in Berlin nahm, als er Bürgers Almanach seinen eigenen „kleynen feynen“ von 1778/79 entgegensetzte, auch selber gute alte Volkslieder auf, so daß diese Berliner Sammlung Vorläufer und Quelle des „Wunderhorns“ wurde. In neuem glänzenden Licht stieg die Zeit des Mittelalters auf in Johannes von Müllers Schweizergeschichte, der das Nibelungenlied „die deutsche Ilias“ genannt hat.

Auch weiterhin blieben die Bestrebungen, das ererbte Geistesgut zu pflegen und zu erneuern, mit Berlin verbunden. Aus den Büchern von Bodmer und Myller lernten die jungen Romantiker Lyrik und Epik des Mittelalters kennen. Durch den Prediger Koch wurde Wilhelm Wackenroder, der Sohn eines Bürgermeisters von Berlin, zur Beschäftigung mit den alten Schriften bekannt. Er las sie als Dichter. In den Händen der Romantiker wurden sie aus einem Gegenstand der Forschung zu einem Mittel, die zerrissene Nation wie um eine Fahne zu sammeln und ihr das Bewußtsein ihres Wertes zu geben. Der früh (1798) vollendete Wackenroder teilte seinem Landsmann und Freunde Ludwig Tieck von den neuen Erlebnissen mit: sie verbanden sich bei ihm mit den in Nürnberg und Bamberg gewonnenen Eindrücken der altdeutschen Kunst und der altkirchlichen Kultur. Da hatte sich ihm eine neue Welt aufgetan: das von der Aufklärung verachtete Mittelalter mit seiner Schönheit und Größe.

Ludwig Tieck schrieb anfangs im Dienste Nicolais und wandte sich den altdeutschen Dingen zuerst zu mit seinen Bearbeitungen der Volksbücher, in denen er eine „Fundgrube der Poesie“ entdeckte. 1797 gab er „Volksmärchen“ heraus, die seinen Ruf begründeten. Er brachte da den Ritter Blaubart, die Vier Haymonskinder, den Gestiefelten Kater und die Schöne Magelone, mit den eingestreuten Liedern, die Brahms vertont hat. Etwas später überarbeitete er noch die Volksbücher von der Pfalzgräfin Genoveva, die Goethes besonderen Beifall fand, und 1804 den Kaiser Oktavianus nach einem von ihm aufgefundenen Text.

Über die „teutschen Volksbücher“ schrieb 1807 der geniale Rheinländer Joseph Görres (geb. 1776 zu Coblenz) sein schönes Werk, das „als eines der Denkmale der Heidelberger Romantik neben Wunderhorn und Einsiedlerzeitung symbolische Geltung gewonnen hat“. Ich füge dies hier ein, weil dieses Werk mit vollem Recht die Widmung trägt „An Clemens Brentano“; denn Clemens' reicher Bibliothek und seinem Einfluß verdankt dieses Buch seine Entstehung. Arnim rügte bezeichnenderweise, daß es, statt dienend Texte „für das Volk“ zu bieten, Ansichten des Verfassers vorlegte, der sich damit ein „Ansehen“ geben wollte. Görres war ein Jugendfreund von Clemens. Er kam zu ihm nach Heidelberg am 30. Oktober 1806, am Tage vor Sophie Mereaus jähem Hinscheiden; in seinen Armen fand Clemens den ersten Trost. Im Januar 1808 gesellte sich ihnen Arnim zu, der bereits 1805 mit Clemens in Heidelberg gewesen war. 1805 und 1808 sind die beiden Blütejahre der Heidelberger Romantik, wo die Freunde Clemens und Achim das „Wunderhorn“ schufen und wo Arnim im Dienst der alten und der neuen deutschen Kunst die „Zeitung für Einsiedler“ herausgab. Sie vereinigte in den fünf Monaten ihres Bestehens „Lebendiges aus Gegenwart und Vergangenheit, wie nie eine andere deutsche Zeitschrift vorher und nachher“. Im Gefolge Arnims und Brentanos haben in Heidelberg die Grimms ihre ersten Arbeiten veröffentlicht; hierher brachte Arnim ein Stück von Tiecks Übersetzung des Heldengedichts „König Rother“, dessen Handschrift Tieck in Rom abgeschrieben hatte. Im Geist der Herausgeber wird das Wertvolle nicht kritisiert, sondern „überall bejaht und verehrt“.



Tieck fußte bei seiner Arbeit an der mittelhochdeutschen Epik und Lyrik anfangs auf den Ausgaben der Schweizer, bis er selber an Handschriften gelangte. Er war der erste, der hier mit einer wahren Erneuerung hervortrat: den „Minneliedern des schwäbischen Zeitalters“ (1803). In diesen hat er versucht, das Altertümliche der Sprache zu wahren und doch eine Form zu finden, die dem Liebhaber seiner Zeit eingängig war. Die geistigen Güter der Vorzeit sollten lebendig fortwirken. Um dieselbe Zeit lernte Clemens von den Minnesängern für das eigene Schaffen. Er teilte Bettine Übersetzungen nach Ulrich von Lichtenstein und Dietmar von Aist mit. Von Ulrichs Lied sagt er: „Es gibt wohl kein Gedicht mit so viel Klang als dies“ — und diese Schönheit des Klanges und des Rhythmus kommt auch in der Nachdichtung zur Geltung, die frei gehalten und doch der Urform sich anzuschließen bemüht ist. In seiner Vorrede zu den „Minneliedern“ führt Tieck aus, daß man sich jetzt wie nie zuvor um die Poesie aller Völker bis zu den Indern bemühe; da sei es an der Zeit, auch der altdeutschen Poesie zu gedenken, für die zwar schon Opitz, Gottsched, Bodmer, Myller, Koch vorgearbeitet hätten, die aber das Publikum noch immer nicht kenne. So sei der Glaube an die „Barbarei des sogenannten Mittelalters“ erhalten geblieben. In hinreißenden Worten malt Tieck den Glanz der höfisch-ritterlich-bürgerlichen Kultur der Stauferzeit, wo die Herzen für das Schöne und Heilige erglühn und ihrem Gefühl in meisterlichen Werken Ausdruck zu geben vermochten. An ihnen sollten sich Geist und Gemüt der Gegenwart erneuern.

Mehr noch als die Minnesänger stand das Nibelungenlied im Mittelpunkt des Interesses. Man verglich es den Epen Homers und knüpfte daran die Forderung und die Hoffnung, es möchten die Deutschen sich gleich den Griechen die Stoffe ihrer Dichtung aus dem nationalen Sagenkreis mit den Riesengestalten seiner ergreifenden Dramatik

holen. Auch dieser Ruf ist von Berlin ausgegangen, von dem Katheder August Wilhelms von Schlegel, der in den drei Wintern von 1801 bis 1804 hier seine berühmten Vorlesungen über schöne Literatur hielt. Auch Tieck wird er erneut auf Bodmers Text hingelenkt haben. Wie einst die Humanisten der Dürerzeit den spätgotischen Menschen die Antike als Norm vorhielten, so trat nun dieser schöpferische Kritiker und Gelehrte den Dogmen des Klassizismus entgegen und erhob das germanisch-romanische Mittelalter in seinen Rang als vorbildliches Zeitalter einer großen, einheitlichen Kultur. Schlegels Ruf verhallte auch sonst nicht ungehört. Sein Schüler und Freund Friedrich Baron de la Motte Fouqué, aus einer Refugiéfamilie, in Berlin und dem Havelland ansässig, gewann die Herzen der Zeitgenossen durch seine Nibelungentrilogie „Der Held des Nordens“ (1808–10) und mehr noch durch sein echt romantisches Märchen „Undine“ (1811), dessen poetischen Zauber namentlich E. Th. A. Hoffmann tief empfand. Er schuf daraus eine Oper, die 1817 in Berlin gespielt wurde. Das Mittelalter wurde hier die große Mode und blieb es bis nach den Freiheitskriegen. Da schrieb Friedrich von Raumer seine „Geschichte der Hohenstaufen“ (1823–25), weder sehr farbig noch sehr kritisch, aber spannend und gefällig, so daß er die Leser gewann, ja zum erstenmal den Anteil weiter Kreise an der Geschichte des Mittelalters weckte, auf deren Heroen ihn einst Johannes von Müller hingewiesen hatte. Nun folgten die Stauderndramen Schlag auf Schlag: 1828 brachte Karl Immermann einen „Friedrich den Zweiten“, 1829 Chr. D. Grabbe einen „Friedrich Barbarossa“, 1830 einen „Heinrich den Sechsten“ heraus. Sie aber wurden für Berlin in den Schatten gestellt durch Ernst Raupach, dessen Hohenstaufenzyklus (1830–37) und dessen Nibelungen über unsere Hofbühne gingen. Raupach war „kein Sohn Apolls“, alles andere als ein Dichter; aber Christine Enghaus als Kriemhild hat doch Hebbel zum eigenen Nibelungentrauerspiel entflammt.

Unter den Zuhörern August Wilhelm von Schlegels saß auch ein junger Jurist aus der Uckermark, Friedrich Heinrich von der Hagen. In seine Seele fiel zündend der Aufruf zur Wiederbelebung des alten Nationalgedichtes. Er war von früh auf, ähnlich wie Clemens, ein eifriger Sammler altdeutscher Texte. Er brachte das Nibelungenlied 1807, in der Zeit von Preußens und Deutschlands hoffnungsloser Lage, mit einer uns noch heute bewegendenden Vorrede und einer Widmung an Johannes von Müller, heraus. Er wollte ein Buch bringen „dem deutschen Gemüt zum Trost und zur Erbauung“; sein Wunsch war, das für jedermann erneuerte Lied möge die Herzen „mit Hoffnung auf der einstige Wiederkehr deutscher Glorie erfüllen“. Die Wirkung blieb nicht aus. Einige Jahre hindurch las man seine Nibelungen „wie ein aktuelles Buch, ja mehr als eines der Zeit“. Fr. H. von der Hagen beantragte am 11. August 1810 die Errichtung einer Professur für das deutsche Altertum an der neuen Berliner Universität mit der Begründung: „Nicht eher könne diese Wissenschaft wahrhaft lebendig und fruchtbar werden, als bis sie auch von Seiten des Staates anerkannt worden sei“. Er wurde zunächst zum Extraordinarius ohne Gehalt ernannt und „führte so das Altdeutsche in den Kreis der Universitätsstudien ein“. Auch dies war ein Triumph der Romantik. Clemens besuchte von der Hagen, den er einen „guten Kerl“ nennt, zu Berlin inmitten seiner schönen Handschriften und Drucke als einen Bruder im Geiste.

Von der Hagen hat — wie Tieck bei den Minneliedern — weder eine kritische Ausgabe des Textes noch eine Übersetzung gegeben. Diese Arbeit haben einerseits Karl Lachmann, andererseits Karl Simrock geleistet. Er hat den „Hauch des Alten“ möglichst zu wahren gesucht, wenn gleich auf diese Weise eine Fassung in einer Sprache entstand, zwischen alt und neu, wie sie nie gesprochen worden ist; das betonte auch die Kritik der Gelehrten. Aber von der Hagen hat wohl nur auf diesem Wege eine nationale Wirkung erzielen können. Der Text war lesbar und doch vom geheimnisvollen Schimmer hohen Altertums umhüllt.

Im Hinblick auf von der Hagen nahm Ludwig Tieck davon Abstand, die Erneuerung des Nibelungenliedes, die er

begonnen hatte, zu Ende zu bringen, obwohl er sich lange und gründlich damit befaßte. Zu bedauern bleibt immer, daß die Freunde Ludwig Tieck und August Wilhelm von Schlegel — der auch eingehende Vorarbeiten zum Nibelungenlied hinterlassen hat und vielleicht der „größte Übersetzer“ deutscher Zunge gewesen ist — uns, wie einen deutschen Shakespeare, nicht auch ein erneutes Nibelungenlied als Gut lebendiger Literatur hinterlassen haben. Auch Clemens wäre als Dichter und als Kenner des Altdeutschen zu dieser Aufgabe berufen gewesen, zu der Wilhelm Grimm ihn auch ausdrücklich aufgefordert hat.

IX.

Als Clemens im November 1804 zu Arnim nach Berlin kam, um den Freund zum erstenmal in seiner preußischen Umgebung kennenzulernen, da sind die beiden auch zu Tieck nach Ziebingen in der Mark gefahren. Clemens lebte damals zu Heidelberg bei seiner geliebten Sophie Mereau, die er hatte heimführen dürfen, nachdem das Weimarer Konsistorium unter Herders Vorsitz ihre frühere Ehe geschieden hatte. Er hatte dort die Geliebte, hier den Freund, er hätte zufrieden sein können; aber daß Sophie nicht auch bei ihm in Berlin war, machte ihn unruhig. Er hatte seine Lieben gern alle beisammen.

Der Anblick der Königsstadt um die Linden befremdete ihn zunächst wohl etwas. Sie brachte den römischen Geist des rationalen und heroischen Staates machtvoll zum Ausdruck. Berlin galt als schöne Stadt. Aber Clemens kam aus dem alten Reich; er war daheim in den gewundenen Gassen der alten Bürgerstädte, wo die giebeligen gotischen Häuser sich um den Turm eines Münsters zusammendrängten. Ihm war es in der Enge traulich und wohl; er steckte gern „in einem Winkel unterm Dach bei Katzen und Tauben“. In Berlin wehte in jedem Sinne ein schärferer Wind. So schrieb er gleich nach der Ankunft an Sophie: „Ich habe gar keine Freude an dieser sozusagen schönen Stadt. Das Brandenburger Tor ist sehr schön; aber es ist mir, als halte es die Stadt nicht recht warm, und der Wind weht herein, auch ist es zu niedrig für die hiesigen Grenadiere und zu hoch für die Vögel aus aller Welt“. Das friderizianische Berlin mit seinen überlangen Straßen und weiten Plätzen war ihm zu zugig. Aber wie entrückt diese Stadt im Schmuck ihrer Türme, Kuppeln, Paläste des Nachts wirken konnte, hat er doch, vielleicht als erster, empfunden. Im selben Brief heißt es: „Im Mondschein hat Berlin etwas sehr reizendes, die Architektur wird dann so herrschend über das Nützliche in ihr.“

Clemens schrieb schon damals, als Sophie ihn an Marburg und Heidelberg band, an Arnim: „Nur um Dich könnte ich den Süden Deutschlands aufopfern“. Später dachte er ernstlich daran, sich dauernd in Berlin niederzulassen. Arnim konnte die Stadt schon seiner märkischen Güter wegen nicht verlassen, die ihm und seinem Bruder nach dem Hinscheiden seines Vaters 1803 zugefallen waren. Die Freunde waren diesmal an der Spree nicht weniger glücklich mit einander als einst am Rheine. Clemens' Aufenthalt war mit „allen Freuden eines zärtlichen Wiedersehens verbunden“. Die beiden wohnten zusammen im „Levischen Hause“¹⁾ hinter dem Neuen Packhofe, an der Stelle der heutigen Nationalgalerie, also am Ufer des Flusses, an der Grenze von Altberlin. Arnim führte Clemens in die Gesellschaft ein, in der er selber anfang, eine Rolle zu spielen. „Wo Menschen von Rang und Bildung sich vereinigten, war er gern gesehen.“ Sie werden unter anderem bei Arnims Schulfreund, dem Geheimen Postrat Pistor, in der Mauerstraße 34 gewesen sein, wo Clemens mit Achim und mit Wilhelm Grimm später gewohnt hat. Die Mutter der Frau Charlotte Pistor hatte in zweiter Ehe den Kapellmeister Friedrichs des Großen Johann Friedrich Reichardt geheiratet, den Arnim wohl durch seinen Vater, den ehemaligen Intendanten, kannte. Reichardt, der ja auch als Komponist und Schriftsteller hervorgetreten ist, hat als Kenner von Volksliedern den Freunden beim Aufbau des „Wunderhorn“ geholfen, das nun hier durchgesprochen wurde. Die Hinneigung der beiden zum Altdeutschen verstärkte sich unter dem Einfluß des berlinischen Geistes, der seit Schlegel und Tieck dieser Welt zugehen war, und reifte zur Tat.

Sie fuhren zusammen nach Ziebingen. Auf dem Schloß lebte seit dem Herbst 1802 Ludwig Tieck mit den Seinen als Gast Wilhelms von Burgsdorf, eines Freundes vom Friedrichwerderschen Gymnasium her, und dessen Oheims, eines Grafen Finkenstein, eines gebildeten, väterlich gesinnten Mannes. Clemens war sehr angetan von der Welt des Oderbruches. Das Haus war durchtönt vom Gesang der vier Töchter des Grafen, die „alle wahrhaft ausgezeichnete adlige schöne ernste heilige Gemüter haben“. Und dann las ihnen Tieck in der Stille der Mark seine Neugestaltung des Nibelungenliedes vor, „einige zehnmal“. Clemens konnte nicht genug davon hören, er fand es „herrlicher und größer als Homer“. Fern von den alten Gauen des Reiches, im Osten der Mark, klang das alte Heldenlied vom Rhein an sein Ohr.

Von Tieck angeregt, ist Clemens damals geneigt gewesen, Epen des Mittelalters wie den Tristan zu bearbeiten. Doch Arnims Blick für das Fruchtbare und Notwendige hat die Arbeit der Freunde auf das rechte Gleis gebracht, Arnim hatte es auf Reisen und daheim auf dem Lande mit Rührung vermerkt, wie das Volkslied die Glieder der Nation in Alltag und Festtag — ähnlich dem Gemeindegesang — aneinander bindet. Wenn das Volk beim Wandern, bei der Arbeit, im geselligen Kreis seine Lieder singt, so liegt darin etwas Kultisches, weil es Wort und Werk in die reinen Formen der Kunst erhebt. Auch die einfachen Menschen berührt etwas vom „Ernst des Lebens“. Wer in der Fremde eins seiner Volkslieder hört, den grüßt erschütternd die Heimat. Denn diese Lieder der neuen Sammlung sollten nicht gelesen, sondern gesungen werden. Die Poesie, verbunden mit der Musik, wurde von Clemens und Achim in ihrer sozialen und nationalen Funktion neu entdeckt. Mit Reichardt „wurden Lieder gesungen und probiert“. Wie Clemens hernach an Arnim schrieb, sollte das Buch „zwischen dem Romantischen und dem Alltäglichen schweben“; es sollte „geistliche, Handwerks-, Tagewerks-, Tagezeits-, Jahrszeits- und Scherzlieder“ enthalten. Kein Lebensalter sollte ausgeschlossen sein.

Clemens war wie kein zweiter hierfür geeignet. Er stellte selber den so selten gewordenen Typus des singenden Poeten lebhaft dar. Dazu hatte er seit Jahren reichhaltige Sammlungen auf dem Gebiet der altdeutschen Literatur angestellt. Bereits 1803 hatte er durch ein Zeitungsinserat Ausgaben oder Handschriften von „deutschen Volksbüchern, Liebesgeschichten, Komödien, Fastnachtsspielen, Liedersammlungen, Legenden“ zu kaufen gesucht. 1805 schreibt er an Arnim, man möge an alle Bekannten, er im Süden, Arnim im Norden, schreiben und sie um die Mittheilung von Volkssagen bitten. Wenn genug Stoff beisammen sei, solle jeweils ein Band wohlfeil herausgegeben werden. Noch 1809 war er, wie wir schon früher bemerkten, entschlossen, die Ausgabe der Märchen selber zu übernehmen, und die Grimm gaben ihm dazu bereitwillig ihr Material. Aber es kam anders. Clemens führte diese Pläne nicht aus. Der Fleiß der Grimm brachte erst die Märchen, dann die Sagen ans Licht. Ihn hat es wohl mehr gelockt, sich als Dichter von Märchen im alten Ton zu versuchen. Jedenfalls hätten unsere Volksmärchen durch Clemens als Herausgeber eine andere Form erhalten. Mit der ersten Ausgabe der Brüder Grimm war er nicht sehr einverstanden. Die dichterische Gestalt, an der wir uns heute freuen, haben sie erst allmählich durch den feinsinnigen Wilhelm Grimm erhalten. In dieser Lust am Sammeln war Clemens ein echter Brentano und erinnert an seine Brüder Franz und Georg mit ihren Gemädegallerien. Auch altdeutsche Bilder hat er, vor den Brüdern Boisseree, gesammelt.

Wir kehren zum „Wunderhorn“ zurück. Der Plan dieser Sammlung war das weitwirkende Ergebnis von Clemens' erstem Aufenthalt zu Berlin. Nachdem er noch auf dem Weihnachtsmarkt ein Geschenk für seine Sophie besorgt hatte, fuhr er nach Haus. Er wußte die Arbeit hier in treuen Händen. Im Frühjahr 1805 veröffentlichte Arnim in Reichardts Berliner Musikzeitschrift jenen Aufsatz „Von Volksliedern“, der den nationalen Sinn ihrer Arbeit verkündete und 1806 dem ersten Band des Wunderhorns beigegeben wurde. Wieder tritt uns dieser Sohn Berlins fast

als die führende Kraft bei dem gemeinsamen Unternehmen entgegen. Er ruft alle zur Mitarbeit auf. Wir wollen, sagt er, das zerstreute Volk „singend sammeln zu einer neuen Zeit“; wir suchen alle „etwas Höheres, das goldne Vließ, das allen gehört“.

Im Mai 1805 fuhr Achim zu Clemens nach Heidelberg. Nun kam der erste Band während eines unvergeßlichen Sommers in gemeinsamer Arbeit der Freunde zustande. Die Wirkung war groß und gut. Goethe nahm das Buch beifällig auf und wünschte, das Volksmäßige, Heilsame darin wohl erkennend, es möge „in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung“. Görres schrieb: „Es ist der Geist der Nation, der auf dem Ganzen ruht.“ Das Volk schaute in das Buch wie in einen Spiegel seines Lebens in Natur und Geschichte. Da blüht und duftet es, da ist der Wald, da singen die Vögel und reden die Bäume, da reiten Herr Olof und Meister Hildebrand, da wiegt die Maria ihr Kind, da gehen Bauern, Soldaten, Husaren über die Straße, da klagen und jauchzen die Mädchen, da spielen und tanzen die Kinder und lassen sich vorsingen und vorerzählen vom Nußberg, der Ammenuhr und dem Männlein im Walde.

Eine philologische Wiedergabe der alten Texte war auch hier nicht nach Clemens' Sinne, dem die lebendige Wirkung voranstand. Er und Arnim haben das alte Gut im Sinne des Volkes verändert und ergänzt. Uhland hat später dies Verfahren der Herausgeber vom Standpunkt strenger Wissenschaft nicht ohne Grund gerügt. Aber auch er wäre ohne das Wunderhorn nie dazu gelangt, seine Lieder vom guten Kameraden oder von der Wirtin Töchterlein zu dichten. Im zwanzigsten Jahrhundert hat die von Berlin ausgegangene Wandervogelbewegung die Liebe zum gesungenen Volkslied neu belebt. Der Zupfgeigenhansl ist gleichsam ein jüngerer Bruder des Knaben, der einst das Wunderhorn blies.

Wir können mit Carl Goedeke sagen: „Vor diesem Beisammensein der Freunde in Berlin gingen Wirkungen aus, die weit über ihre Person und Lebenszeit hinausreichten und die Entwicklung der Poesie unseres Jahrhunderts wesentlich mitbestimmten.“ Arnim erhoffte von den alten Liedern erneuernde Wirkung auf die politische Gegenwart. Als Blüchers Husaren 1806 gegen Napoleon durch Göttingen zogen, verteilte Arnim Landsknechtlieder an sie, damit der gefürchtete furor teutonicus, der Geist der Kämpfer Maximilians und Karls V. bei ihnen wieder erwache. Schon 1802 hatte sich Friedrich Schlegel aus der „armseligen Gegenwart“ nach jener Zeit zurückgesehnt, da man uns „los fieros Alemanos“ nannte. Aus der Romantik sind auch die vaterländischen Lieder der Befreiungszeit hervorgegangen, wie sie Arndt, Körner, Schenkendorf gesungen haben. Neben ihnen ist Clemens als Freiheitsdichter hervorgetreten. In kunstvolleren Reimen hat er den alten Blücher gefeiert. Als die Nachricht von der Befreiung des Rheins nach Wien kam, wo er damals lebte, schrieb er ein Festspiel für das Hoftheater. Er war dabei, als die Turner am 18. Oktober 1815 in der Hasenheide den Gedenktag der Schlacht bei Leipzig begingen. Hierzu dichtete er die Verse:

„Und das solch Heil nie mög' verloren gehn,
Sahn feierlich in der Erinnerungsnacht
Die Preußenjugend wir im Kreise stehn,
Mit Fackeln eine Dankesglut der Schlacht
Entzündend auf der Turners Jugendhöhn.
Der volle Mond, die freudige Sternenpracht
Sah in dem Ring die Adlerfahnen wehn,
Vom Feuer deutscher Freiheit angelacht,
Und fromme Lieder haben wir gesungen
Und ihrem König das Barett geschwungen.“

Freiheitskämpfern, die er in Berlin kennengelernt hatte, wie dem jungen Theodor Körner, der schon 1813 fiel, und seinem lieben Christian Grafen zu Stolberg, einem Sohn des Dichters Friedrich Leopold, der bei St. Amand am 19. Juni 1815 blieb, hat er schöne Verse des Gedenkens

gewidmet. Den Nachruf für Körner sollte dessen Braut, die Schauspielerin Antonie Adamberger, zu Wien von der Bühne her vortragen. Im Juli 1813 schrieb Clemens aus Wien an seine Schwester Gunda: „Was steht uns bevor? Das Beste ist der Krieg vor der Tür, und wenn keine Hülfe mehr, bin ich fest entschlossen, auch die Muskete zu ergreifen“. Er benedelte Arnim in Berlin um seine Landsturmkompanie. „Wie gern“, schreibt er, „wäre ich mit drunter gewesen“. Aber in Wien war „keine Art wirklicher Nationalbewaffnung in Leib und Seel wie in Preußen sichtbar“. Mehr als einmal hat es Clemens ausgesprochen, daß in Berlin dieser Krieg aus dem Geiste, seinem Geiste erwachsen war. In dem Rheinfestspiel läßt er unsere Spree sagen:

„Gebunden lag die Macht, doch unterm Herzen
Borussias erwuchs ein stärker Geist:
Die Wissenschaft, die Kunst und die Geschichte,
Sie wurden Ammen unsres neuen Lebens.“

Der „wunderbare Kriegsmaien“ von 1813 war ihm „aus freier Weisheit aufgegangen“. Deswegen ging die große Hoffnung dieser Zeit für ihn dahin, inmitten eines neuen, derart vom Geiste der Romantik wiedergeborenen Volkes den langgesuchten „Beruf“ zu finden.

Doch ehe die neuen Kräfte des Geistes und der Dichtung einströmen konnten in Reich und Heer, mußten die Tage der Erniedrigung durchschritten werden. Am 14. Oktober 1806 zerbrach der Staat Friedrichs des Großen bei Jena und Auerstedt. Am 30. schied zu Heidelberg Sophie, Clemens' Gattin, bei der Geburt eines toten Kindes, jäh aus dem Leben. An Sophie und die wenigen schönen Jahre mit ihr, die einzigen seines langen Lebens, in denen es ihm vergönnt war, mit einer wirklichen Frau zusammenzuleben, hat Clemens in allen späteren Nöten zurückgedacht. Er sah sie dann „schier alle zwei oder drei Nächte sehr liebevoll und schön und heilig, ach so wie in der ersten Liebe“. Das Bild der so jung Entschlafenen nahm die Züge der Verklärung an (vgl. Lujo Brentano, „Clemens Brentanos Liebesleben“ [1921], S. 127). Arnim war fern; als Sophie in Todesnot rang, rief Clemens ihn wie einen Heilbringer an. Arnim blieb ihm auch weiter fern. Die Pflicht gegen das Vaterland ging allem anderen voraus; er folgte dem Königspaar nach Ostpreußen. Clemens fragte bei dem Buchhändler Reimer in Berlin an, ob er nicht wisse, wo Arnim sei. Nach dem Verlust seiner Frau war sein Leben mehr denn je auf den Freund gestellt. Aber erst nach dem Frieden, im Oktober 1807, sahen die Freunde sich wieder, auf dem Giebichenstein bei Reichardt. Clemens lebte damals in Kassel. Dort war seine schöne Schwester Lulu an den Hofbankier Carl Jordis verheiratet und förderte in ihrem gastlichen Haus die „geistigen Bestrebungen der Zeit“. Da war auch Bettine, da wohnten die befreundeten Brüder Grimm. Nun kam auch Arnim. Sogar Reichardt folgte als Hofkapellmeister. Unter der Mitwirkung der Grimm ist in Kassel, also unter dem Schutz König Jérôme Bonapartes, Ende 1807 der zweite und der dritte Teil des Wunderhorns fertiggestellt worden, so daß beide im Jahre 1808 erscheinen konnten.

Störend mag die stille Arbeit mitunter das Benehmen der jungen, zweiten Frau Brentanos, Auguste geb. Bußmann berührt haben. Zu Frankfurt hatte Clemens sich in ein junges Mädchen verliebt, das ihn nicht mehr losließ. Auguste war (geb. 1791) die Tochter des Johann Jakob Bußmann und der Maria Elisabeth, einer Schwester des Bankherrn Simon Moritz von Bethmann (1768—1826), der sein Sozios war²). Mit Rücksicht auf Bethmann hielten Clemens' kaufmännische Brüder es für geraten, daß er sie heiratete, „um Schande zu vermeiden.“ Clemens ließ alles mit sich geschehen. Sie hat ihm besonders hernach in Landshut, wo er mit Savignys und Bettine lebte, das Leben schwer gemacht. Sie war ein hysterischer Mensch; in ihr schien ein böser Geist ihn zu verfolgen. Er war genötigt, vor ihr zu fliehen. Bis Berlin setzte sie ihm nach. Zu seinem Entsetzen sah er sie da im Theater wieder. Sie warf ihm ihr „mouchoir“ zu, und abermals rettete ihn nur schleunige Flucht. Später schrieb er: „Mein Leben wird nicht hinreichen, das Gräßliche, Wahnsinnige und Ekelhafte, was ich mit dieser verrückten Mißgeburt erlebt habe, aus meiner Seele zu löschen.“ Unter dem Eindruck der

scheinbar unentrinnbaren Gebundenheit an diese „Teufelinne“ verlor er, wie er sagt, im „katholischen“ Landshut den Glauben an einen gnädigen Gott. Schließlich kam es zur Scheidung. Auguste heiratete 1817 zu Paris den Bankier Ehrmann und endete 1832 durch eigene Hand, wie es heißt, nur um ihren Mann zu kränken.

Sie hat es jedenfalls nicht verhindern können, daß im nächsten Jahre, 1808, den Freunden noch ein Heidelberger Sommer ähnlich dem von 1805 — gemeinsam mit Görres — geschenkt wurde, voll hohen seelischen Aufschwungs. Dort gaben sie von April bis August die „Zeitschrift für Einsiedler“ heraus, die vorwiegend Arnims Werk war, und trennten sich am 17. September zu Aschaffenburg, wohin Arnim Bettine von Frankfurt aus begleitet hatte. Sie wollte mit Clemens und den Savignys nach Landshut. Gerade eben war Savigny an diese bayerische Universität als Professor der Rechte berufen worden. Bereits im April wurde Landshut der Schauplatz schwerer Kämpfe zwischen den Österreichern unter Erzherzog Carl und den verbündeten Franzosen und Bayern unter Napoleon. In einem langen Brief an Arnim vom Mai „bei Frau von Labes im Viereck No. 4“ hat Clemens von dieser Schlacht eine eindrucksvolle Beschreibung gegeben. Jetzt lockte ihn Berlin von neuem. Die geschichtliche Stunde Preußens schien gekommen zu sein. Am 16. September 1809 schreibt Arnim an Bettine, daß Clemens, gemeinsam mit Wilhelm Grimm, zu Berlin eingetroffen sei. Es begann die Zeit seines zweiten viel längeren und bedeutungsvolleren Berliner Aufenthaltes.

X.

Der Tilsiter Friede hatte die politische und geistige Lage Deutschlands gewandelt. Preußen konnte sich gegen das Einströmen des französisch-rheinbündischen, rationalistisch gerichteten Geistes kaum mehr absperren, zumal es zu Berlin in der Regierung und der Gesellschaft Menschen gab, die, von der Aufklärung herkommend, einer Annäherung an Frankreich und diesen Geist geneigt waren. Er schien auch den Überlieferungen Friedrichs nicht zu widersprechen. Johannes von Müller fand, Napoleon habe über Preußen gesiegt, weil er dem verewigten Heros „am ähnlichsten“ war. Es sah so aus, als sollte Deutschland eine Provinz des französischen Weltreiches werden. Clemens aber und Achim waren vom Glauben an das Schicksalhafte der Nation durchdrungen. Ein Mensch, der sich von ihr löste, um in einem konstruierten Gebilde der Gesellschaft und des Geistes zu leben, verlor die tiefsten Quellen seiner Kraft, verlor seine naturhafte Freiheit. Stand hinter dem Empire als Urbild die vernünftige Klarheit der römischen Antike, so war den Romantikern gerade die Zaubernacht des altdeutschen Reichs mit seinem volkstümlichen, gefühlsmäßigen und religiösen Gehalt aufgestiegen. Ihr Streben nach seiner Erneuerung schien durch den ehernen Gang der Geschichte zum Untergang verurteilt.

Um so stärker mußte nun Clemens' und Achims Wirken für die Nation in eine politische Richtung gedrängt werden. In Berlin sammelten sich die Menschen, die unter Anknüpfung an Machttrieb und Ehrgeiz des preußischen Staates diesen zum Träger einer deutschen Erhebung gegen Frankreich machen wollten. Dazu mußte er innerlich dem Volke nähergebracht werden. Bereits die Reformen des Freiherrn vom Stein hatten sich in dieser Richtung bewegt. Während bis dahin die deutschen geistigen Menschen sich dem Dienst des Staates und besonders des Krieges meist ferngehalten hatten, war jetzt von Adam Müller, dem Volkswirt und Politiker — auch einem Sohn Berlins — auf das noch für uns maßgebende Vorbild Hans Sachs hingewiesen worden. Müller vergleicht ihn mit den großen Athenern, die wie Aeschylus gegen die Perser gedient und der tragischen Muse gehuldet hatten. Auch in unserer deutschen Vergangenheit waren politischer Mensch und Dichter einmal eins gewesen. Denn Hans Sachs war um das Wohl und Wehe seines Nürnberger Gemeinwesens nicht weniger besorgt und bemüht als um die Poesie. Um die Ganzheit des deutschen Menschen der Renaissance darzutun, mag auch auf Pirkheimer verwiesen sein, der Gelehrter, Ratsherr, Diplomat und städtischer Oberst in einer Person war.

Nachdem die Romantik zu dieser Sicht vorgedrungen war, konnten aus der geistigen Elite die Freiheitskämpfer aufstehen. An sie hatte sich schon Fichte in Berlin mit seinen „Reden“ gewandt. Obwohl er den Romantikern nahe stand, kam es für ihn als Philosophen weniger auf die naturhafte Gebundenheit des Einzelnen an das Land und seine Geschichte an als vielmehr darauf, daß das Metaphysische im Menschen sich ungehemmt nur innerhalb einer freien deutschen Nation entfalten könne, in deren Schoß, nach einem Worte Kleists, die Götter das „Urbild der Menschheit reiner, als in irgend einer anderen bewahrt hatten.“ Der verachtete Soldatenstand erhielt neue Würde.

Heinrich von Kleist, der Märker und ehemalige Offizier, lebte seit 1810 zu Berlin, in enger Verbindung mit Adam Müller. Er wurde als Dichter und Schriftleiter der Vorkämpfer einer Befreiung der Nation. Diesem Kreise schlossen sich Clemens und Achim an, auch Clemens mit schöpferischem Eifer, schien ihm doch hier ein Beruf, eine Fahne zu winken, wohl geeignet, die Kräfte seines unruhigen und zersplitterten Wesens zu sammeln, ihn abzulenken vom Blick in die Dämonien der Seele und zu heilsamer, plastischer Gestaltung der Wirklichkeit anzuleiten. War es ausgeschlossen, daß Clemens, dessen altes Haus Gouverneure, Generale und Geschäftsleute hervorgebracht hatte, in Berlin zu einem Politiker herangebildet wurde?

In die Reihe der inneren Reformen Preußens gehörte auch die besonders durch Wilhelm von Humboldt betriebene Gründung einer Universität in Berlin. Hierfür sollten die besten Köpfe Deutschlands gewonnen werden. Clemens und Achim waren so erfüllt von diesem Gedanken, daß sie davon nur „mit Herzklopfen“ sprachen. Arnim regte, wo er nur konnte, bei Humboldt die Universitätsangelegenheit an. Allerhand große Hoffnungen mögen die Freunde erfüllt haben. Sollte es nicht möglich sein, diese neue Hochschule mit dem Geist romantischer Forschung und Lehre zu durchdringen, daß sie dastand wie eine Hochburg des vaterländischen Geistes? Unter Arnims Vermittlung hatte Humboldt bereits mit Savigny angeknüpft. Welche frohe Aussicht für Clemens, neben Arnim nun auch noch diesen zweiten Lebensfreund und Schwager mit der Schwester Gunda und Bettinen, die bei ihnen in Landshut lebte, nach Berlin zu bekommen! Berlin schien wirklich, wie Clemens bald darauf an Philipp Otto Runge schrieb, bestimmt die Stätte seines dauernden Aufenthaltes zu werden. Savigny war der beste Mitstreiter im Kampf gegen die Rationalisten mit seiner Lehre vom Volksgeist, wie er sich in Staat und Recht der Römer und anderer Nationen offenbarte. Um den Freund und Schwager zur Übersiedlung nach Berlin zu bewegen, schrieb Clemens an ihn und die Schwester Gunda die folgenden Briefe, in denen er ein umfassendes Bild des Berliner Lebens, seiner Gaststätten und Wohnungen, seiner Männer und Frauen, seiner Geselligkeit und Geistigkeit entrollt, wie es in dieser farbigen und anmutigen Anschaulichkeit einzig dasteht:

Berlin, 22. Dezember 1809

... Ich fühle mich in Berlin ganz, als sei es meine Vaterstadt. Es ist ungemein wohlfeil hier: wir essen täglich fünf Schüsseln reichlich à acht Groschen Courant, ein Drittel Taler, und alle Portionen sind so groß, daß ich sie selten aufesse. Die Bouteille guter Medoc kostet sechzehn Groschen. Nur Tuch ist teuer. Die Geselligkeit ist vielleicht nirgends größer und leichter. Da sehr wenige Familien förmlich zu Nacht essen, sondern nur Tee, Butterbrot, etwas kalter Braten, einige ganz delikate Erdtoffeln, die beinahe wie Castanien schmecken, und ein Gläschen Liqueur gereicht wird, so ist überall offene Tafel und man ist unter einer Menge kluger, gebildeter feiner Leute lustig und oft bis zur tollen Freude kindisch und ausgelassen.

Dies ist vielleicht die einzige Stadt, wo die sogenannten genialen Menschen nicht für Narren gehalten werden. Zugleich macht es einem dann und wann auch Freude, Iffland und die Bethmann zu sehn. Alle Möbel sind ungemein wohlfeil und wunderschön, überhaupt alles, was zur äußerlichen Zierlichkeit des Lebens gehört, von soviel Geschmack und Wohlfeilheit angenehm gemacht als an keinem Orte der Welt. Kaum dreißig Schritte vor dem Tor ist der stundenlange dichte Wald, der Tiergarten, von einer Menge der zierlichsten Land-

häuser, die immer zu vermieten sind, durchsäet. Friedrich August Wolf, der täglich auf der Universität über den Aristophanes liest, wohnt sommers und winters draußen, so nahe ist der Weg.

Überhaupt wenn die Universität hier erst im Gange ist, wird es gewiß die prächtigste und liberalste in Deutschland, teils wegen der vielen Gelehrten, die bereits hier ihre sonstigen Anstellungen haben, teils wegen der vielen trefflichen Schulen durch das ganze Land. Steffens wird wohl auch von Halle hierher kommen. Sicher wird es die einzige hohe Schule werden, in welcher durch Wolf, Fichte, Schleiermacher der alte deutsche Stil erhalten wird.

Ich weiß gar nicht, wie ich so auf das Lob von Berlin komme und wie ich beinahe versichert bin, es würde Dir und Gundel ganz ungemein hier gefallen; denn nirgends findet man so eine feine Vermischung aller Stände, so mannigfache gelehrte und erfahrene Menschen und dabei ein so angenehmes und billiges Leben...

Berlin, 28.-30. Januar 1810

... Was meine und Arnims Versicherung angeht, daß Du vielleicht nirgends so viel wirken kannst als Lehrer und als mitlebender Mensch, so ist sie in Arnim fest und in mir steigt sie täglich. Es ist doch hier eigentlich niemand, der die Würde der alten Universitäten nicht anerkennt, und besonders Humboldt, dann der sehr geachtete Fichte und Wolf. Wer etwa französische Gedanken in dergleichen hätte, schämt sich entweder sie zu äußern oder äußert sich überhaupt nicht oder ist mit Lapalien so beschäftigt, daß er drauf vergißt. Zudem mußt Du bedenken, daß Du hier mit allen Menschen, die anderwärts Montgelas und Zentner³⁾ heißen, in der genauesten Verbindung stehen würdest, da hier die Stände gar nicht so getrennt sind, indem sie eine allgemeine Berührung haben, entweder in einem wahren oder Modeintresse an der Kunst oder durch das allgemeine Unglück des Landes, das sie auf der Flucht oder in fremden Städten zusammengedrängt und vertraut gemacht hat, und es ist vielleicht nirgends so leicht, sich einen offenen Zirkel Abends täglich oder an bestimmten Tagen zu bilden, wo alles durcheinander ein- und austritt und sich ernsthaft oder scherzend unterhält. Dazu gehört nichts als daß der Diener Tee herumträgt, der im Vorzimmer gemacht wird.

So ist zum Beispiel hier das Haus des jungen Grafen von Voss und seiner Frau, wo ich manchmal Abends nach Tisch hingehe; man geht um acht oder neun Uhr hin, die Frauen, geistreiche Hofdamen und sonst Staatsmenschen, sitzen um den Tisch auf Sophan und striken und plaudern. Allerlei Menschen, Offiziere, Prinzen, Doktoren, Minister, Nobels und Abgesandte, auch Poeten unterhalten sie oder sich. Manchmal liest irgend ein großes Talent etwas vor, und der Bediente reicht einem ein Glas Punsch, und das dauert bis gegen zwölf Uhr. Ich habe dort den Fürst Radzwill, des Königs Schwager, einen herrlichen Musiker, der wie Bettine den Faust komponiert, aber schon vollendet hat, den Prinz August, den Minister Dohna und den Prinz Solms schon gefunden.

Ich bin versichert, daß Du und Gundel sich in solchen Zirkeln sehr wohl befinden würden; denn es ist da bloß ein Auswechseln von Sitte, Talent und Erfahrung. Außerdem haben die meisten Familien hier einen Tag in der Woche, wo ihre Hausfreunde sich regelmäßig bei ihnen einstellen und entweder bloß Tee und etwas Kaltes oder ein Gericht guter Fische, die hier delikate sind, mit den köstlichen Kartoffeln essen, dazu trinkt man Bier, welches vielleicht nirgends so mancherlei und gut gebraut wird, und ein Gläschen Liqueur. Der Tisch ist mit feinem Linnen, schönem Porzellan und zierlichen Gläsern geziert, und man ist sehr witzig, frei und lustig. Um einen irgend ausgezeichneten Menschen ist ein recht gefälliges Bestreben, und noch kein Scherz, keine Laune ist mir unverständlich vor die Ohren oder von den Lippen gekommen.

Du mußt mir dergleichen Detail verzeihen, aber ich möchte Dir und Gundel eine Idee geben von dem täglichen Leben hier, ja ich glaube, Gundel könnte hier in der Haushaltung allerlei lernen, denn die geistreichsten

Frauen halten hier Haus und ungemein zierlich... Schon die Singakademie ist etwas Herrliches, wo alle Stände, die etwas von Musik verstehen, Hausfrauen und Noblesse, in ernster, anständiger Vereinigung herrliche Musiken aufführen, wie sie in der Kirche ja auch durcheinander knien. Da braucht kein Talent zu Grunde zu gehen, weil die Frau jetzt Kinder hat, und was einem so viel Geld zu lernen gekostet, kann man mäßig fortüben und ohne Störung genießen...

In das Haus des jungen Grafen Voß, dessen Geselligkeit Clemens hier so lebendig schildert, wird er durch Arnim eingeführt worden sein. Auch Wilhelm von Humboldt verkehrte dort. Hausherr war August Ernst (1779—1832), ein Enkel der Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin Voß geb. von Pannewitz; er war vermählt mit Louise von Berg. Ihre Mutter war die Freundin der Königin Louise. Sie selber, geb. 1780, stand Schleiermacher nahe und war innig befreundet mit Marie von Clausewitz geb. Gräfin Brühl. Dieser Graf Voß wurde später Gesandter in Neapel, wo ihn Leopold Ranke 1829 mit Empfehlungen von Schleiermacher besuchte und „außerordentlich gütig“ aufgenommen wurde; seine Tochter Gräfin Marie heiratete im Jahre 1828 den nachmaligen General und Staatsminister von Radowitz. Der Ton des Salons Voß war eher politisch als literarisch. Hier hatte Schill vor seinem Auszuge 1809 verkehrt. Jetzt verfolgte man hier mit Spannung die hoffnungsbefüllende Entwicklung des Spanischen Feldzuges. Der musikalische Fürst Anton Heinrich Radziwill, den Clemens bei Vossens traf, war durch seine Heirat mit der Prinzessin Louise, Tochter des Prinzen Ferdinand, ein Neffe Friedrichs des Großen, also kein Schwager, eher ein Vetter des Königs. Vielleicht hat ihn Clemens verwechselt mit dem gleich danach genannten Prinzen zu Solms-Braunfels, den die Schwester der Königin Louise, die anmutige, uns aus Schadows Schwesterngruppe bekannte Prinzessin Friederike von Mecklenburg in zweiter Ehe geheiratet hatte; abermals verwitwet, wurde sie später die erste Königin von Hannover. Des Fürsten Radziwill Schwager wieder war, als Sohn des Prinzen Ferdinand, der gleichfalls hier erwähnte Prinz August von Preußen (1779—1843), der Bruder des genialen, bei Saalfeld 1806 gebliebenen Prinzen Louis Ferdinand, bekannt als Verehrer der Frau Récamier. Ihm gehörte auch ein Palais in der Wilhelmstraße, das spätere Justizministerium (vgl. die eindrucksvolle Schilderung seiner alten Festsäle in dem Buch der Helene von Nostitz, „Berlin. Erinnerung und Gegenwart“ 1938, S. 144 ff.), außerdem Schloß Bellevue, die Schöpfung seines Vaters. Neben den Prinzen nennt Clemens einen Minister, nämlich Friedrich Ferdinand Grafen und Burggrafen zu Dohna-Schloditten (1771—1832). Er war zwischen den Kabinetten Stein und Hardenberg Chef der inneren Angelegenheiten (1803—1810). Wegen seines Anteils an der künftigen Universität waren dem Dichter die Gelehrten wichtig, die hier wirkten oder wirken sollten. Ihm und Achim lag daran, daß die Lehrstühle mit Männern ihrer, der romantischen Richtung besetzt würden. Daher tritt Clemens ein für den eingedeutschten Norweger Henrik Steffens (1773—1845), einen Naturphilosophen, den Schüler Schellings und Schwiegersohn Reichardts, seit 1804 Professor zu Halle, seit 1811 in Breslau. Er wurde erst 1831 nach Berlin berufen. Bei ihm hatte Clemens in Halle gewohnt, bevor er nach Berlin kam. Steffens nahm 1813 auch an den Befreiungskriegen teil. Friedrich August Wolf (1759—1824), der Freund Goethes, Homerforscher und Begründer einer eigenen „Alttertumswissenschaft“, war 1783 Professor in Halle geworden, ging nach Aufhebung der Universität unter Napoleon 1807 nach Berlin, wo er Humboldt bei der Errichtung der neuen Hochschule beriet.

In zwei Briefen an Savigny und Gundel schildert Clemens ihnen Wohnungen und Gaststätten in Berlin. Am 28. Dezember 1809 erzählt er von dem „Oncle Carl“, d. h. dem Geheimen Oberberggrat Carl von La Roche, dem Bruder seiner Mutter. Er bewohne „ein ganzes Haus von sieben bis acht schönen Zimmern und Küche, alles doppelte Fenster, mitten in einem reizenden großen Garten, worin ein schöner Tempel auf einer Anhöhe und wodurch die Spree fließt. Diesen großen Garten umgeben ähnliche Gebäude, von vielen anständigen Familien bewohnt, die wie auf dem Lande leben; dort wohnt auch Fichte. Laroche

zahlt höchstens zweihundert Taler, wenn es soviel ist“. Mit dieser Summe ist natürlich der Betrag der Jahresmiete gemeint. Und dann schreibt Clemens Ende März 1810 an Gundel: „So viel steht zu wissen, daß es hier an allen Arten von Wohnungen, meublierten und unmeublierten, niemals fehlt und daß selbst geringe alle geschmackvoll, hell und bequem sind wie vielleicht in keiner Stadt der Welt. Auch könnt Ihr Euch von mehreren Restaurateurs täglich ganz köstlich nach Auswahl speisen lassen, und ich sehe schon mit Freude im Geist, wie Savigny und Du die wunderbar pikanten französischen Speisekarten schmunzelnd durchlesen und jeder bestellen will, was dem Andern das Liebste, und endlich Bettine irgend einen romantisch oder hanswurstig klingenden Saucenteil siegend ausschreit, und Ihr dem Gastwirt alle seine Sauce abnehmt, um Euer Weißbrot hineinzututschen...“

Niemand wird den Reiz dieser Schilderungen des Berlins der Reformzeit verkennen. Das Auge des Beobachters erfaßt bezeichnende Züge; er fügt sie zwanglos zum Gesamtbild einer städtischen Kultur, wie es eben nur ein Dichter zu geben vermag. Es wird immer ein Zeugnis für den geistig-gesellschaftlichen Wert Berlins bleiben, daß einer der genialsten Romantiker es so gesehen hat. Er hebt das Komfortable und Wählerische, das Gepflegte und Zierliche, das Freisinnige und Weltoffene und dabei doch Einfache und Geordnete unseres Lebens hervor. In den „Salons“ ging es fein, doch nicht steif zu. Der Geist belebte; um ihn, um die „Bildung“ — die an die Stelle der kirchlichen Erziehung getreten war — war jeder bemüht. Wir spüren jene Haltung nachwirkend, wie sie Friedrich dem Großen eigen gewesen war, die das Gegebene achtete, den Pflichten nachkam und doch das Leben zu schmücken bemüht war. Gerade damals war der Eindruck des Berliner Lebens wohlthätig, weil die Armut der Zeit und das Vorbild Friedrich Wilhelms des Dritten den Hang früherer Zeiten zur Ausschweifung unterdrückten.

Es ist auch nicht so, daß Clemens, um den Schwager herzulocken, schöngefärbt hätte. Denn Savigny hat, als er bald darauf wirklich herkam, über Berlin im Wesentlichen übereinstimmend mit Clemens geurteilt. Der edle, schlichte Geist der Reformzeit, wie er sich in den führenden Männern des Staates ausprägte und von da aus weiterwirkte, machte neben der Pracht der königlichen Stadt mit ihren Gärten und langen Straßen auf diesen feinfühligsten und weitgereisten Gelehrten den besten Eindruck. Er schreibt: „Ein neues Wesen hat angefangen, und nun kehrt ohne der Menschen Willen und Bewußtsein die einfache, prunklose, häusliche Form wieder, die der Verwaltung guter deutscher Staaten von jeher etwas so gemütliches, edles, zutrauliches gegeben hat: ein schönes Zeichen dafür, daß diese Form dem deutschen Sinn natürlich und notwendig ist“. Er sagt dann ganz ähnlich wie Clemens: „Das Leben hat hier sehr leichtes und zierliches bei der größten Ordnung und Sparsamkeit“. Auch mit den angebotenen Wohnungen ist er zufrieden und findet es nicht sehr teuer, für eine freundliche Wohnung von dreizehn Zimmern zweihundertfünfzig Taler zahlen zu sollen; er nehme aber lieber eine andere, weit schönere und größere für dreihundertundsechzig Taler (am Monbijouplatz 1). In einem Punkte ergänzt Savigny sogar das Lob seines Schwagers, indem er Berlins Architektur so „grandios“ findet wie kaum in einer anderen Stadt Europas: „Berlin hat Partien, gegen die alles, was ich in Wien oder Paris gesehen habe, kleinlich erscheint.“

In diesem Zusammenhange mag ein Hinweis darauf erlaubt sein, daß auch auf den Meister der romantischen Naturphilosophie, auf Schelling bereits dreizehn Jahre zuvor Berlin mit seiner geistig gespannten Atmosphäre einen höchst anregenden und wohlthätigen Eindruck gemacht hat. Er schreibt darüber aus Leipzig am 28. Juni 1797: „Alles war mir in Berlin neu, neu wenigstens in bezug auf Leipzig; neu die frische Luft dieser Stadt, die gescheiten Menschen, die man in allen Klassen findet, der wahrhaft edle Ton der Gesellschaften, der männliche Geist, der in allem sichtbar wird, eine rastlose Tätigkeit, deren nächster Zweck wenigstens nicht das Geld ist wie hier...“

Wenn Clemens und Savigny übereinstimmend beobachteten, daß in Berlin die Stände gar nicht so getrennt sind und man auf dem Grunde des allgemeinen ausgleichenden

Anteils an der „Bildung“ sogar mit „Ministern“ zwanglos umgehen könne, so hat viel später ein so guter Kenner Berlins wie Theodor Fontane dasselbe gesagt, indem er festgestellt hat, daß in der hiesigen Gesellschaft der „Graf Arnim mit einem halben Fürstentum hinter sich mit dem Lokomotivbauer Borsig und dem Professor Dove völlig ebenso wie mit seinesgleichen verkehrt“. Fontane wandte sich hiermit gegen Theodor Storm, der gemeint hatte, in Berlin werde weniger auf die Persönlichkeit als auf Rang, Titel, Orden gesehen. Doch hat sich hier schon früh der Hang ausgebildet, alle „Prominenten“ zu bewundern⁴⁾. Vor dem, der etwas kann, haben die Berliner immer Respekt.

¹⁾ In eben diesem Hause haben die Schwestern Caroline und Wilhelmine Bardua später viel verkehrt. Wie sie berichten, gehörte es im Jahre 1819 einer Madame Sara Levy, einer Schwester der „wegen ihres Geistes und ihrer Wohltätigkeit gerühmten“ Frau Fanny von Arnstein (1757–1818) in Wien, der Gattin des Bankiers Nathan Adam von Arnstein. Sara und Fanny wieder waren Töchter des Berliner Bankiers Daniel Itzig. (Vgl. Schellberg, „Das unsterbliche Leben“ S. 483, 521.) Madame Levy war eine „hochgebildete und reiche Frau, die ein Haus machte“. Bei der Tochter der Frau von Arnstein, der Baronin Henriette Pereira (1780–1859) in Wien, verkehrten Clemens und vor ihm seine Schwester Sophie, ebenso Savignys (Stoll I, 422). — Im Hause der Madame Levy wohnte zu den Zeiten der Barduas unten der Archäologe Staatsrat Wilhelm von Uhden (1763–1835), dessen „herrliche“ Frau eine Frankfurterin war, „eine echte Tochter der freien Reichsstadt“. Ganz oben hauste damals Frau Generalchirurgus Voitus geb. Pappritz, die Mitbegründerin der Singakademie. Ihre Schwester Julie war Zelters zweite Frau. — ²⁾ Augustus Mutter, Marie Bußmann (1772–1847), heiratete nach dem Tode ihres ersten Mannes 1797 den Vicomte Alexandre de Flavigny. Aus dieser Verbindung ging die spätere Gräfin d'Agoult (1805–1876), die Mutter Cosima Wagners, hervor. Sie ist also eine Stiefschwester der Auguste, und Clemens hängt auf diesem Wege verwandtschaftlich mit dem Hause Wahnfried zusammen. Ebenso mit dem früheren Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg (1856–1921). Denn dieser war der Enkel des 1840 geadelten, späteren Kultusministers Moritz August von Bethmann-

Das ist auch Clemens zugute gekommen. In seiner ebenso bezaubernden wie verletzend-satirischen Art wurde er von den weltklugen Berlinern nicht für einen „Narren“ gehalten, sondern als Genie oder zum mindesten als eine sehr interessante Erscheinung gewürdigt. Fontane hat in Erinnerung an England seiner obigen Bemerkung sogar hinzugefügt, daß es besser wäre, wenn staatlich-gesellschaftliche Mächte wie Königtum, Kirche, Adel bei uns eine höhere Verehrung genießen würden. Wir krankten, fand er, mit unserer Hochschätzung des Geistes an einer „Impietät“, die künftigen Erschütterungen des Staatslebens Tür und Tor öffnen müßte.

(Schluß folgt)

Hollweg (1795–1877), der wieder ein Sohn der mit Johann Jakob Hollweg verheirateten Susanne Elisabeth Bethmann war (geb. 1780), einer Schwester von Simon Moritz und Marie Bethmann. — ³⁾ Max Joseph Graf von Montgelas (1759–1838), der Großvater des Generals, war von 1799 bis 1817 unter dem Kurfürsten und König Max I. Joseph der führende Minister Bayerns. Er regierte im Geiste der Aufklärung und des Rheinbundes. Georg Friedrich von Zentner (1752–1835) leitete das Unterrichtswesen Bayerns. — ⁴⁾ Daher konnte Jean Paul am 14. Juni 1800 aus Berlin an Gleim schreiben: „Noch in keiner Stadt wurd' ich mit so vielem und so allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen als hier.“ Den armen Pfarrerssohn aus dem Fichtelgebirge führte die „gekrönte Aphrodite“, die Königin Louise, selber in Sanssouci herum. Der gleiche begeisterte Empfang wurde bald danach Schiller zuteil. As er am 4. Mai 1804 das Theater betrat, standen alle ohne Ausnahme auf und jubelten ihm zu. Auf den Straßen wurde er erkannt und begrüßt. In Potsdam am Stadtor unterhielt sich der wachhabende junge Offizier mitten in der Nacht mit ihm über seine Stücke. „Durch Ihren Einfluß“, schrieb Charlotte von Schiller nach dem Tode ihres Gatten an Iffland, „hat Schiller zum ersten Mal in Berlin das belohnende Gefühl genossen, für eine Nation gearbeitet zu haben.“ Vgl. Reinhard Buchwald, „Schiller“ II (1937), S. 483 f. und Krammer, „Berlin und das Reich“ (1935), S. 85 f. Später war Berlin in so hohem Maße Sitz des Goethekultes, daß einmal die laute Feier seines Geburtstages in Vereinen und Zeitungen die Eifersucht des Königs hervorrief, der derartige, einem bloßen „Skribenten“ dargebrachte Huldigungen als unpassend rügte.

Peter Klein: Ein Menzelbrief aus dem Nachlaß von Linda Kögel

(mit 1 Abb. im Text und 1 Faksimile)

Im Jahre 1863 kam der 34jährige Rudolf Kögel, der bis dahin Pfarrer der deutschen Gemeinde im Haag (Holland) gewesen war, als Hof- und Domprediger nach Berlin. Zunächst nahm er mit seiner Familie in der Luckauer Straße 11 Wohnung, später in der Linkstraße 19. Danach zog die Familie nach Segershof (Hindersinstraße) 6 in das eigentliche Berliner Hofpredigerhaus. Ab Oktober 1874 wohnte die Kögelsche Familie im Berliner Domkandidatenstift Oranienburger Straße 76 a. Hier befand sich die Dienstwohnung des Oberhofpredigers, der zugleich das Amt eines Ephorus des Stiftes ausübte. In diesem Hause ist Kögel am 2. 7. 1896 nach 33jähriger Hofpredigerzeit verstorben. — Noch nach dem letzten Kriege befand sich im quadratischen Atrium des einst so eindrucksvollen Stüler-Bauwerks — bis heute liegen Stift, Kirche und Oberhofpredigerwohnung in Trümmern — inmitten der Verwüstung das unbeschädigte Standbild Kögels. Späterhin ist es dann verschwunden.

Kögels Familie war kinderreich. Zu vier Kindern, die im Haag geboren waren, kamen noch fünf in Berlin geborene hinzu. Linda Kögel, das dritte Kind, war beim Umzug aus Holland nach Berlin gerade zwei Jahre alt. Sie war ein zartes, blasses, leicht verletzbares Kind. So zeigt sie schon ein erstes Bild, auf dem sie, etwas scheu, an die Mutter geschmiegt steht. Freude am Schönen und Wohlgeordneten war diesem Kinde stets eigen. Die Sorgfalt in der Bekleidung ihrer Puppen, denen sie zierliche Gewänder anfertigte, überstieg das gewöhnliche Maß. Die Entwicklung Linda Kögels nahm auch bald einen für ihre Familie und die damalige Zeit ungewöhnlichen Weg. Sie malte und zeichnete leidenschaftlich gern. Von jeher kränklich, mußte sie, wie das der damaligen ärztlichen Auffassung entsprach, zu ihrer Kräftigung regelmäßig Lebertran ein-



Linda Kögel

Zchg. von Käthe Schmidt (Kollwitz) 1889 Archiv Dr. Peter Klein

Sehr geehrter Herr!

Danke nicht so gleich
das Gemüthe ist so
galtlos wie Luft. Ich
habe das große
Lohn auf einem
verbindlichen Dank
zu meinem Gönner

Ihre persönliche
Königliche, und
in der schriftlichen
Weg haben
per mein Brief
Lohnen zurückgekehrt
dass die große Zune
Kommunikation
Freunden danken,
gedankter Bild mir

persönlich zu bezeugen
gefallen für die
zu einem kleinen
gemeinlich bezeugen
ist. Ich persönlich
wende mir persönlich, dass
meiner Mächtige in
Stellung der
persönlich dank
Freunden von der
Herrn von der
Herrn von der

zu mir auf meinem
Haller, nicht persönlich!
Dank malte - aber
mühsam - persönlich
den kleinen
Lohn, mein
Gebiet von
haben mich
Mit der
mein persönlicher
grüßen die
Lohnen persönlich
wollen, persönlich
Lohn von der

nehmen. Als Lohn für eine geleerte Lebertranflasche wird das Kind mit Malbüchern beschenkt. Noch befindet sich in ihrem Nachlaß ein Skizzenbuch aus frühester Zeit, in das der Vater den Vers schrieb:

„Für den gut genommenen Tran
kommt ein Heft zum Zeichnen an.“

Von ihrer frühen Malkunst geben auch noch Schulhefte Kunde. Ihre Blumen in den Botanikheften — jede sich ihr nur bietende Gelegenheit zum Zeichnen nahm sie freudig wahr — sind von hohem Liebreiz. Nach Beendigung der Schulzeit erhielt Linda Kögel in Berlin Malunterricht bei Stauffer-Bern. Ende der 80er Jahre verließ sie das Elternhaus, um bei dem bedeutenden Kunstlehrer Herterich in München ihr Studium fortzusetzen. Bald war sie das Haupt eines Kreises junger Künstlerinnen, die sich — darunter Käthe Schmidt, die spätere Käthe Kollwitz — um sie scharten und sich bereitwillig ihrer Führung unterstellten. Von dieser Zeit legt eine Veröffentlichung Zeugnis ab, die Linda Kögel zum 9. 2. 1899 anlässlich eines holländischen Festes des „Münchener Künstlerinnen-Vereins“ herausgab. Hier werden eindrucksvolle Arbeiten von Käthe Kollwitz, Dora Hitz, Cornelia Paczka, der Berliner Künstlerin Hedwig Weiß und Linda Kögel neben anderen gebracht, ein Dokument besten künstlerischen Schaffens jener Zeit und edelster Gemeinschaftsarbeit aus den frühen Tagen der Frauenbewegung. Käthe Kollwitz schreibt über diese Münchener Zeit: „Das Leben, das mich dort umgab, war anregend und beglückend. Unter den Schülerinnen gab es hochbegabte. In erster Linie unter den Kolleginnen standen Linda Kögel, Eugenie Sommer, Marianne Geselschap.“

Schon 1891 hat Linda Kögel im Münchener Glaspalast ein Bild „Mutter und Kind“ ausstellen können, das großen Anklang fand. Ein Kritiker äußerte: „Diese Künstlerin hat eine große und starke Seele.“ Diese Seele lebt in ihrem ganzen Schaffen, vor allem in ihrer „Verkündigung“. Sie sprach aber auch aus ihren vielen Porträts. Ihr Vater Rudolf Kögel ist von ihr immer wieder gemalt worden. Sie verstand treffend zu charakterisieren, erreichte einen großen Reiz der Linienführung und offenbarte stets eine zarte Sinnigkeit. Als eine der ersten Frauen wandte sich Linda Kögel späterhin der Freskomalerei zu. Zwei große Arbeiten wurden ihr übertragen, die Ausmalung der Apsis der München-Schwabinger Kirche und die künstlerische Gestaltung des großen Altarraumes der Kirche in Hannover-List. Diese letzte Arbeit sollte zugleich ihr Schicksal werden. Sie erforderte wie jedes Freskomalen einen ständigen Aufenthalt innerhalb eben errichteten Mauerwerkes. Dieser brachte die entscheidende Auslösung eines schweren Gelenkrheumatismus, der ihr ein fast ununterbrochenes Krankenlager von 33 Jahren verschaffte. Am 15. 10. 1940 ist Linda Kögel in Hannover gestorben. Sie ruht auf dem Berliner Domfriedhof in der Müllerstraße im Grabe ihrer schon 1883 verstorbenen Mutter zwischen ihrem Vater und einem von ihr gestorbenen Bruder. Der von ihr gestaltete Altarraum in der Hannover-Lister Kirche ist bald nach ihrem Tode durch Bombenangriff völlig vernichtet worden.

Ein Teil des umfangreichen künstlerischen Nachlasses wurde während des Krieges in einem Stallgebäude in Berlin-Wittenau sichergestellt und hat alle Unbilden der Jahre gut überstanden. Erst jetzt ist es möglich gewesen, ihn genauer durchzusehen. Dabei fanden sich ein Brief und eine Postkarte Adolf Menzels. Der Brief vom 3. 4. 1888 ist an den Oberhofprediger Rudolf Kögel gerichtet und eine Karte an Linda Kögel. Menzel hatte sich wohl von Kögel kurz nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. „das letzte Abbild des Großen Toten“ entliehen. Linda Kögel, damals noch im allerersten Stadium ihres künstlerischen Schaffens und noch in der Ausbildung, hat Menzel aufgesucht, um ihm das Bild in seine Wohnung zu bringen. Sie wollte bei dieser Gelegenheit wohl persönlich mit ihm bekannt werden. Offenbar ist das im Brief erwähnte Vorkommnis peinlich gewesen. Mit einem Dank für das Entleihen des



A. Menzel: Blick aus dem Flurfenster in der Luisenstr. 24 zu Berlin; um 1868. - Nationalgalerie, Menzelkatalog 1955, S. 38, Nr. 47

Abbildes spricht er sein „tiefes Bedauern“ aus, „daß die große Zuvorkommenheit Ihres Fräulein Tochter gedachtes Bild mir persönlich übergeben zu wollen, für die Dame zu einem schweren Ungemach ausgeschlagen ist“.

In einer Karte vom 27. 1. 1889 an Linda Kögel nennt Menzel einen Termin „für Durchsicht“. Sie wird ihm von ihrem ersten künstlerischen Schaffen einiges haben zeigen wollen, um seinen Rat einzuholen. Die junge Künstlerin, die damals schon in München lebte, hielt sich 1889 vorübergehend in Berlin auf.

Kleine, an sich durchaus unbedeutende Anlässe führten zu den beiden Schreiben des großen Künstlers. Sie wurden in Treue ein langes Leben hindurch als wertvolle Dokumente eines verehrungswürdigen Zeitgenossen gehütet. Leider läßt sich nicht nachweisen, ob „das freundlichst dargeliehene letzte Abbild des Großen Toten“ Menzel zu künstlerischem Tun anregte. Der Brief zeigt eine lebenswürdige und humorvolle Seite Menzels, die man bei seiner viel behaupteten Neigung zur Grobheit leicht übersieht.

Schließlich hat Linda Kögel noch eine Zeichnung hinterlassen, die Käthe Kollwitz von ihr im Jahre 1889 gefertigt hat.

Die Münzprägung in Brandenburg von den Anfängen bis zum Tode Ottos I. (1184)

(mit Abb. auf Tafel II)

In einem Aufsatz „Otto I., nicht Albrecht der Bär, 1157 bis 1170, Markgraf von Brandenburg, auf Grund zeitgenössischer Münzen“ sucht Dr. Gaettens den Nachweis zu erbringen, „daß Albrecht der Bär nicht, wie die geschichtliche Forschung bisher lehrte, bis 1170 Markgraf von Brandenburg gewesen ist, sondern... noch 1157 die Regierung der Nordmark an seinen ältesten Sohn Otto abgegeben hat“¹⁾. Er zieht zu diesem Zweck auch die hinterlassenen Urkunden heran und will aus ihnen dieselbe Tatsache herauslesen. Hiergegen hat sich bereits Johannes Schultze im Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands Bd. II (1953) S. 121 ff. gewandt und vollständig einleuchtend nachgewiesen, daß die Theorie einer Regierungsentsagung Albrechts auf Grund der urkundlichen Überlieferung unbedingt abzulehnen sei. Wie Joh. Schultze am Schluß seiner Ausführungen richtig bemerkt, ist das numismatische Material nicht instande, diese Feststellung umzustößen. Man muß es vielmehr mit den gegebenen historischen Tatsachen in Einklang bringen und nach diesen chronologisch ordnen und erklären. Da durch Gs. Artikel eine Verwirrung in die bisherige Anordnung der ältesten in Brandenburg geschlagenen Münzen geraten ist, sehe ich mich genötigt, in Ergänzung des Schulzeschen Aufsatzes die numismatische Überlieferung zu behandeln und ihre Bedeutung für die Geschichte der Mark Brandenburg in ihren ersten Jahrzehnten richtig darzustellen.

Bekanntlich hat der letzte Fürst der Heveller Heinrich Pribislav mit seiner Gemahlin Petrisa das Christentum angenommen und wohl bald danach den Markgrafen Albrecht den Bären als Erben eingesetzt²⁾. Im Jahre 1150 starb Heinrich, worauf Brandenburg anscheinend vorübergehend in den Besitz der Markgrafen übergang.

Mit dem Namen des Hevellerfürsten sind verschiedene Münztypen erhalten. Diese sind von ihm nach der Annahme des Christentums geprägt worden. Sie haben die Technik der sog. Halbbrakteaten oder Dünnpfennige, wie sie einmal in Ostdeutschland üblich war. Als erster Typ ist derjenige zu nennen, der ihn bärtig in der damaligen Tracht gewaffnet mit Helm, Schwert und Fahne und auf der Kehrseite das Bild seiner Gemahlin Petrisa zeigt. Die Umschriften lauten: Hein(ricus) Brand(enburgensis) und Petrisa. Das Vorbild zu den Bildern hat Bahrfeldt in einem Pfennig des Erzbischofs Konrad von Magdeburg (1134–1142) gefunden, wie wir überhaupt bei allen brandenburgischen Pfennigen der älteren Zeit das Magdeburger Vorbild zu suchen haben. Auf diesem Stück, das sich früher im städtischen Museum in Magdeburg befunden haben muß, ist der heilige Mauritius, der Patron des Erzstifts, in ganz ähnlicher Weise wie Pribislav mit Helm, Lanze und Schild dargestellt, während sich auf der anderen Seite der Erzbischof mit Krummstab befindet³⁾. Auffallend ist die Darstellung einer Frau. Eine solche finden wir in Deutschland zuerst auf Duisburger Pfennigen Kaiser Heinrichs IV., auf denen seine Gemahlin sitzend zu sehen ist⁴⁾. Nach dem Brandenburger Pfennig gibt es in der Stauferzeit zahlreiche Münzen, auf denen Mann und Frau wiedergegeben sind. Vor allem ist hier der schöne Brakteat Albrechts des Bären mit seiner Gattin Sophie zu nennen, der in dessen Grab gefunden sein soll; dieser ist zweifellos nach byzantinischem Vorbild geschaffen, aber sicher zehn Jahre später⁵⁾. In diesem Falle erhebt sich die Frage, ob man wegen des Namens und Bildes der Petrisa das Gepräge an den Anfang oder an das Ende der Regierung Pribislavs setzen soll; das richtet sich danach, wie man das Bild auffaßt: Betrachtet man es als eine Geschichtsmünze auf die Annahme des Christentums⁶⁾ durch beide oder als eine Regentschaftsmünze am Ende der Herrschaft des Pribislav, wie das geschehen ist⁷⁾.

Ein weiteres Stück von Heinrich Pribislav zeigt ihn zu Pferde mit Lanze, während sich auf der Rückseite ein viertürmiges Gebäude befindet, offenbar ein Stadtbild sinnbildlich wiedergebend. Hier ist besonders das Reiterbild auffallend, das wir auf deutschen Münzen zuerst in Goslar bei Kaiser Heinrich V. vorfinden⁸⁾. In Brandenburg kommt dieser Typus später, wie wir sehen werden, bei Markgraf Otto I. vor. Andererseits bezeugt das Reiterbild, daß sich Pribislav ganz dem Geiste des deutschen Ritters in dieser Zeit anpaßte. Auch die Stadtdarstellung, auf die wir noch besonders zu sprechen kommen, ist westlichen Vorbildern zu verdanken.

Auf einem dritten Stück ist der wendische Fürst zu Pferde nach links dargestellt, während sich auf der Rückseite das Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur befindet, die Rechte zum Segen erhoben, die Linke mit der Heiligen Schrift. In diesem Geistlichen hat man mit Recht den Bischof Wigger von Brandenburg (1138–1159) gesehen. Dieser war der erste Bischof nach der Neugründung des Bistums. Nachdem etwa 1147 neun Brüder von dem Prämonstratenserklöster Leitzkau nach Brandenburg gezogen waren, hatte jenes dort wieder eine Heimstatt⁹⁾. Im Zusammenhang mit diesem Ereignis mag der Bischof auf die Pfennige Heinrich Pribislavs gesetzt sein. Damit dürften wir einen sicheren Beweis haben, daß sämtliche Münzen des Hevellerfürsten erst in den 40er Jahren entstanden sind. Sie sind größtenteils in dem bekannten Brakteatenfund von Michendorf zutage gekommen. Dieser wurde im Herbst 1880 10 km südlich von Potsdam gefunden und enthielt fast 2000 Pfennige, davon 320 mit zahllosen Varianten mit Heinrich und Petrisa, 332 mit dem reitenden Fürsten; die mit dem Bischof waren in 5 Exemplaren im Fund von Schollehne bei Havelberg (etwa 1858) zusammen mit Brakteaten des Erzbischofs Konrad von Magdeburg, magdeburgischen Halbbrakteaten und niedersächsischen Denaren aus der Mitte des 12. Jahrhunderts¹⁰⁾.

Die Pfennige Albrechts des Bären

Als Albrecht der Bär im Jahre 1150 in den Besitz Brandenburgs gelangte, hat er sich, wie das damals häufig war, zunächst der Prägung Heinrich Pribislavs angeschlossen — es liegt kein zwingender Grund vor anzunehmen, daß er noch zu dessen Lebzeiten die Münzprägung ausgeübt hat¹¹⁾. — Im Funde von Michendorf war ein einziger Halbbrakteat mit dem Bilde Albrechts von vorn mit Helm, Lanze und Schild und einem Palmenzweig über einem Stern zwischen zwei Türmen¹²⁾, der auch zu Kusow bei Strelitz in Mecklenburg gefunden wurde. Den Palmzweig könnte man als christliches Symbol, als Zeichen des Friedens auffassen. Die Stilelemente der Stücke finden sich ebenso auf den Pfennigen des Hevellerfürsten. Auch auf der nächsten Prägung, einem einseitigen Brakteaten, hat Albrecht einen Typ Heinrichs — nämlich das Reiterbild — nachgeahmt, der im Funde von Michendorf in 146 Stück war. Mit diesen Münzen wird sicher belegt, daß sich Albrecht nach 1150 in den Besitz von Brandenburg gesetzt hat, weil sie nur im Anschluß an die Regierung von Heinrich Pribislav zu denken sind.

Gs. möchte in seinem Artikel mit Hilfe dieser beiden Stücke nachweisen, daß die Eroberung Brandenburgs durch Jaxa nicht erst 1156 oder 1157 erfolgt ist, wie man bisher glaubt, sondern bereits 1153. Er nimmt an, daß diese Typen die einzigen Albrechts vor der Einnahme waren; wenn dann eine jährliche Münzverrufung und Erneuerung stattfand, so würde jeder Typ einem Jahrgang entsprechen, also einer dem Jahre 1151 und der zweite 1152. Ich halte es für ausgeschlossen, durch solche Argumentation ein historisches Datum feststellen zu können. Erstens kann jeder Zeit ein neuer Fund weitere Gepräge



Gräfin Lichtenau
Rom 1796

Nach einem Gemälde von Angelika Kaufmann
im Schloß zu Stolberg (Harz)

Zu Branig. Aus den späteren Lebensjahren der Gräfin von Lichtenau



Zu Suhle, Münzprägung in Brandenburg

Erläuterungen zu nebenstehender Tafel

Heinrich Pribislaw	12 = B. 42
1 = B. 3	13 = B. 43
2 = B. 1	14 = B. 44
	15 = B. 45
Albrecht d. Bär	16 = B. 48
3 = B. 12	17 = B. 52
4 = B. 13	18 = B. 53
5 = B. 14	19 = B. 57
	20 = B. 55
Otto I.	21 = B. 56
6 = B. 37	22 = B. Weeze 15
7 = B. 38	23 = B. Weeze 17
8 = B. 39	24 = B. Weeze 19
9 = B. 40	
10 = B. 41	Jaxa von Köpenick
11 = Bardewik	25 = B. 7

Albrechts bringen und zweitens wissen wir nicht, ob die Münzverrufung¹³⁾ in Brandenburg in dieser Zeit bereits durchgeführt wurde. Man kann wohl von festen historischen Daten, z. B. der Regierungszeit Wichmanns von Magdeburg und der Anzahl der erhaltenen Münztypen auf die Häufigkeit der Münzverrufung schließen, aber nicht umgekehrt. In diesem Falle kommt hinzu, worauf Joh. Schultze mit Recht hinweist, daß Brandenburg erst nach 1155 von Jaxa besetzt sein kann, da man noch im September 1155 in Gegenwart Erzbischofs Wichmann von Magdeburg, Albrechts des Bären mit seiner gesamten Familie, Frau und Söhnen, und von vielen anderen Personen, in einem großartigen Fest die Kirche auf dem Marienberg in Leitzkau weihte, welches Kloster, wie gesagt, mit Brandenburg in besonders enger Verbindung stand. Ein derart friedliches Fest hätte man bei einer Besetzung Brandenburgs durch Jaxa sicherlich nicht durchgeführt.

Krabbo möchte die Eroberung Brandenburgs durch Jaxa im Frühjahr 1157 annehmen. Die Burg ist dann von Albrecht dem Bären und Wichmann von Magdeburg mit größter Energie zurückerobert worden. Danach wird jener wohl die Brakteaten geprägt haben, die sich im Funde von Michendorf in 162 Exemplaren befanden: Bewaffneter Markgraf mit Helm, Schwert und Schild über einem Tor zwischen zwei Türmen und der Aufschrift BRANDENBURG; eine Variante hat einen Stern im Felde. Dieser Pfennig ist sehr ähnlich einem in Magdeburg geprägten Moritzpfennig, der sich ebenfalls im Funde von Michendorf befand: Der bewaffnete Heilige Mauritius zwischen 2 Türmen über Mauern¹⁴⁾.

Der Name Albrechts ist nicht auf dem Stück genannt, weshalb Gaetgens ihn Jaxa während seiner Herrschaft in Brandenburg zuschreiben zu können glaubt¹⁵⁾. Doch ist das nicht richtig, denn in Brandenburg regierte er noch als Heide, da er hier wohl nur einer heidnischen Reaktion seine Stellung verdankte¹⁶⁾. Eine Münzprägung ist von ihm erst als Herr von Köpenick nach der Annahme des Christentums geschehen, wohin er sich nach dem Scheitern seines Angriffs zurückgezogen hatte.

Wenn der Name Brandenburg allein auf den Brakteaten steht, so ist das nicht sehr verwunderlich; auch auf den Pfennigen mit Namen Ottos steht der Burgname vollständig im Vordergrund, während der Markgraf am Ende der Umschrift oder winzig im Felde des Münzbildes genannt ist. Auch gibt es noch ein zweites Stück mit der Aufschrift „Brandenburg“, das man Otto zuschreibt, das aber nicht seinen Namen nennt. Vielleicht hängt das Fehlen des markgräflichen Namens zum Teil damit zusammen, daß Albrecht und Otto eben in Brandenburg gemeinsam regierten. Und damit kommen wir zu dem numismatischen Material, mit dem Gs. die Alleinherrschaft Ottos I. in Brandenburg begründen will. Sein Hauptargument hierfür ist die Beobachtung, daß, wie es scheint, sämtliche Pfennige mit dem Namen Albrechts oder die man ihm zulegen kann, nicht in Brandenburg, sondern in seinen anhaltinischen Stammlanden geprägt worden sind, so daß also die Ausübung des Münzrechts in Brandenburg nur

von Otto I. gehandhabt zu haben scheint. Diese Beobachtung ist nicht neu; Emil Bahrfeldt hat sie bereits in seinem bekannten Buche ausgesprochen. Er schreibt, daß ein großer Teil der Gepräge Albrechts „in Albrechts Stammland Anhalt geschlagen sein möge“, hat sie aber alle zunächst unter Nr. 15—36 in seinem Buche mit aufgenommen. Weiter wird diese Ansicht auch von allen anderen Forschern ausgesprochen, so Dannenberg, Menadier und andere, von mir zuletzt in den Münzbildern der Hohenstaufenzeit. Fast alle haben aber daraus nur auf eine Mitregentschaft geschlossen, nicht auf eine Alleinherrschaft, die den Urkunden direkt widersprechen würde.

Der Hauptgrund für die Lokalisierung der Albrechtsbrakteaten in Anhalt ist das Vorkommen der meisten von ihnen (Nr. 20—36) im Funde von Freckleben bei Aschersleben. Dieser Fund ist ein Heimatfund von mindestens 3666 Stück; er hatte allein 2776 Halberstädter Brakteaten, 153 Quedlinburger, 285 Arnstädter, 50 Falkensteiner, also lauter Stücke, die nicht weit vom Fundort geprägt worden sind. Und Aschersleben, in der Nähe von Freckleben, ist eine der Münzstätten Albrechts des Bären gewesen, so daß anzunehmen ist, daß diejenigen, welche ihm zugelegt werden müssen, hier geschlagen worden sind. Auch trägt eine die Umschrift „Adelbertus marchio Anealdensis“ und andere, Nachbildungen von Halberstädter Stephanusbrakteaten, die Aufschrift „Aschersidin“, womit nur Aschersleben gemeint sein kann. Leider sind die übrigen Brakteaten ohne Schrift, so daß also, abgesehen vom Fundort, nur die Machart entscheidend mitspricht. Leider bin ich hier in einer ungünstigen Lage, da mir nicht die Originale zur Verfügung stehen, ohne die man derartige Untersuchungen nicht einwandfrei durchführen kann. Auf jeden Fall hat schon Bahrfeldt Nr. 32 und 33, die ein den Siegeln Albrechts des Bären und Ottos I. ähnliches Bild tragen, trotz ihres Vorkommens im Funde von Freckleben Bedenken gehabt, sie nach Anhalt zu legen. Wie weit die übrigen Brakteaten, die nicht in diesem Funde waren, in das anhaltinische Land gehören, steht dahin; ein brandenburgisches Aussehen dürfte am ehesten ein Pfennig haben (B. 15), der 1859 in der Nähe von Köthen mit anderen verschiedener Herkunft zutage gekommen ist. Er trägt die Aufschrift „Marchio Albe(rtus)“ und ist von Cahn in seinem Auktionskatalog 70 auch nach Brandenburg gelegt worden¹⁷⁾.

Die Pfennige Ottos I.

Otto I. nennt sich bereits seit 1144 „marchio“ und tritt in dieser Eigenschaft in zahlreichen Urkunden zusammen mit seinem Vater auf¹⁸⁾. So ist es also durchaus berechtigt anzunehmen, daß Pfennige mit seinem Namen von ihm bereits zu Lebzeiten Albrechts des Bären geprägt worden sind. Es handelt sich dabei zunächst um alle, die in dem Funde von Michendorf waren und durch ihre Fundgemeinschaft mit den Münzen Heinrich Pribislavs und Albrechts des Bären verraten, daß sie bald nach deren Prägungen geschlagen sein müssen. Es sind Bahrfeldt Nr. 37—42. Diese Stücke unterscheiden sich von den vorhergehenden durch die Schönheit der Ausführung; sie stehen in engem Zusammenhang mit dem Aufblühen der Brakteatenkunst in staufischer Zeit¹⁹⁾. Auf vier von ihnen (Nr. 37, 38, 40, 42) ist der Markgraf stehend dargestellt. Er hat regelmäßig einen Schuppenpanzer an und einen Helm auf dem Kopf, dazu hat er zweimal das gezückte Schwert in der Rechten, einmal hängt es ihm links um den Leib, eine Lanze, das Symbol seines Lehens, trägt er einmal in der Linken, zweimal in der Rechten; auf drei Stücken hat er zu seinem Schutz den ovalen, länglichen normannischen Schild; bei Nr. 38 hat ihn der Markgraf vor der Brust, bei Nr. 40 steht er links vor ihm, bei Nr. 42 hält er ihn links hoch, bei Nr. 37 trägt Otto noch den üblichen Schultermantel. Bei Nr. 39 ist der Markgraf sitzend mit geschultertem Schwert, Lanze und Mantel wiedergegeben. So ist derselbe regelmäßig in der damals üblichen ritterlichen Tracht dargestellt. Abgesehen von den markgräflichen Bildern, das nur typische, aber keine individuellen Gesichtszüge zeigt, erblickt man auf fast allen Stücken Architektur, welche damals zum Bilde gehörte, wie auch die Figuren des Naumburger Doms unter einer Architektur in dessen Chor befestigt sind. Es sind mehrgeschossige Kuppel- oder Zinnentürme. Der sitzende Markgraf befindet sich auf einer

Mauer mit Tor zwischen zwei kleinen Kuppeltürmen. Dieses Stück entspricht in seinem Bilde ganz genau einem Moritzpfennig aus der Zeit Wichmanns, der sich im Funde von Belzig befand²⁰). Auch B. Nr. 40 hat sein Vorbild unter den Magdeburger Moritzpfennigen (z. B. Suhle Nr. 24), auch ist er einem Pfennig Albrechts aus dem Funde von Freckleben sehr ähnlich (B. Nr. 32). Eine einzige Münze hat nur Architektur als Bild, auf ihr sieht man einen Mauerring mit 4 Kuppeltürmen, vorne und hinten ein breiter mit 4 bzw. 3 hohen Fenstern und an der Seite zwei hohe doppelgeschossige, das Ganze das Sinnbild einer Stadt. Eine Darstellung, die bis auf die Antike zurückgeht, in Deutschland aber aufgenommen wurde, als man im 10. Jh. mehr Bilder auf die Pfennige brachte; am wichtigsten ist dabei ein Stück des Erzbischofs Anno von Cöln mit der Umschrift „imago Sancte Colonie“²¹). Auf jeden Fall dürfte es völlig abwegig sein, das Stadtbild zu einer Rekonstruktion einer Stadt wie Brandenburg zu verwenden.

Die Umschriften zeigen, wie soeben gesagt, in erster Linie die Namen von Brandenburg, während der Name Ottos nur nebenbei, meist im Felde des Münzbildes, zu sehen ist; einmal bei Nr. 42 wird er gar nicht genannt. Auf den Besitz dieser Stadt, nach dem sich die Markgrafen nannten, kam es ihnen besonders an. Zweifelloser war auch anfänglich nicht das Land Brandenburg, sondern die Burg gemeint, deren Name wohl erst allmählich auf die ganze Mark ausgedehnt wurde²²), ähnlich wie das in Meissen der Fall war.

Daher ist mit „Brandenburg“ auch die Münzstätte genannt, in welcher die Prägung stattfand. Die Pfennige sind wie gesagt durchweg im Funde von Michendorf gewesen, doch in sehr verschiedener Anzahl: B. 37 = 121 Stück, B. 38 = 290 Stück, B. 39 in 467 Stück, B. 40 in 94 Stück, B. 41 (der Stadtbrakteat) in 32 Stück und B. 42 in 25 Stück; am häufigsten also B. 39. Auch in einem Funde in Dahsow bei Wühlau in Niederschlesien²³) waren Nr. 37, 39, 40 und 42 in einigen Exemplaren vorhanden. In einem Funde, der in Bardewik²⁴) gemacht worden ist und etwa 1165 vergraben wurde, war einer dieser Pfennige Ottos I.: Nr. 38; dieser soll auch in zwei Exemplaren bei Luckow gefunden sein. Der Stadtbildpfennig befand sich auch in einem in Anusin²⁵) bei Lodsch vergrabenen Fund.

Den Fundmünzen von Michendorf schließen sich weitere Pfennige an. So zunächst der mit der auffallenden deutschen Umschrift „Margrafe Otto“; der Markgraf trägt hier Lanze und Schild. Die Umschrift in deutscher Sprache ist nicht aus angeblichem Nationalgefühl gegenüber dem „Knes“ in Köpenick auf die Münze gesetzt, wie das behauptet wurde. Ein solches gab es damals gegenüber den Slaven nicht; waren sie Christen, so bestand kein Unterschied zwischen ihnen und den Deutschen²⁶). Im übrigen hatte Otto I. eine polnische Königstochter zur Frau. Eine Umschrift in deutscher Sprache kommt bereits bei „Gieve Ecbertus“ in Braunschweig vor (1068—1090)²⁷), auf Gittelder Pfennigen, im 12. Jh. u. a. in Magdeburg selbst mit „Episcopo von mai“²⁸), in Brandenburg mit der Namensform „Albrech“ (B. 13).

Weiter gehört zu diesen Pfennigen B. 48, der Markgraf mit gezücktem Schwert, Lanze und Schild. Die Umschrift enthält nur den Namen Ottos mit „marchio“. Er war in dem Fund von Agidienkloster in Braunschweig (1756), dann in Zobenitz bei Calvörde im Harz und schließlich in Sandau bei Havelberg²⁹).

Alle drei Stücke B. 42, 43 und 48 entsprechen einem Moritzpfennig Wichmanns³⁰), vor allem der Zierkreis auf den ersten beiden ist von ihm übernommen.

Die Brakteaten Ottos I. (B. 44—47) sind in keinem Fund nachzuweisen. Nr. 44 ist dadurch auffallend, daß der Markgraf zwischen zwei Knappen mit einem Schild vor sich steht, ein Bild, das sonst ganz selten vorkommt; ein Exemplar dieser Münze befand sich u. a. im Dessauer Kabinett³¹). Die Umschrift lautet: „Otto Brande...“. Das nächste Stück mit der Umschrift „Otto“ zeigt den Markgrafen mit einem Schild, der 5 Querstreifen hat, die wappenartig

wirken, aber hier noch die Verstärkung des Schildes bedeuten. Nr. 46 und 47 haben keine Aufschriften und sind aus stilistischen Gründen Otto I. zugeteilt worden.

Neben den vielen Geprägen, die den Markgrafen stehend oder sitzend in voller Bewaffnung zeigen, gibt es ein Stück, das ihn zu Pferde darstellt, langsam dahinreitend mit gezücktem Schwert, ein Schild um den Hals gehängt. Das Pferd ist mit einer Satteldecke versehen. Die Umschrift lautet wieder „Otto Brandebog“. Dieser Pfennig, von dem es 2 Varianten gibt, ist nicht selten, ist aber in keinem der bekannten Funde vorgekommen. Auf Siegeln hat nur Heinrich von Gardelegen ein Reiterbild³²), während sonst im allgemeinen das Standbild des Markgrafen mit dem Schild neben sich erscheint, wie auf den Münzen Ottos I. In dem eben genannten Funde von Bardewik, der eine Fülle hervorragender Brakteaten verschiedener Fürsten brachte, war auch ein Pfennig Ottos I., der noch völlig unbekannt war: Der stehende Markgraf mit Schwert und Lanze hinter einer Stadtmur mit 4 Türmen und der Umschrift „Havelberg Otto ma(rchio)“. Dieses Stück war in mindestens 7 Exemplaren vorhanden, deren Durchschnittsgewicht 0,972 g beträgt. Wieder ist es ein Magdeburger Moritzpfennig in einem halbierten Exemplar in dem gleichen Funde³³). Havelberg war seit dem Wendekreuzzug von 1147 wieder in deutscher Hand. König Konrad bestätigte im Jahre 1150 dem Bistum den Besitz der von Otto I. übereigneten Gebiete östlich der Elbe. Ein Jahr später soll Havelberg das Stadtrecht erhalten haben. Otto I. nahm sich des Bistums besonders an, indem er am 16. August 1170 dasselbe reichlich mit verschiedenen Einkünften und Grundbesitz ausstattete³⁴). Die Vergrabungszeit des Bardewiker Fundes ist etwa 1162—1165 anzusetzen, so daß dieser Pfennig also etwa um diese Zeit geprägt sein muß. Es wird durch ihn gezeigt, daß Otto I. hier zur Belebung des Marktes eine Münzstätte einrichtete. Ob hier noch weitere Brakteaten geschlagen sind, wissen wir nicht.

Im Jahre 1935 ist im Rheinland in Weeze (Kr. Geldern)³⁵) ein Brakteatenfund gemacht worden, der 1037 Stück enthält; davon allein 983 Moritzpfennige aus Magdeburg, die übrigen waren brandenburgische oder anhaltinische Pfennige. Die Vergrabungszeit des Fundes, der nur durch einen Zufall hierher gebracht sein kann, wird auf die Zeit um 1180 angesetzt, so daß also die brandenburgischen aus der selbständigen Regierungszeit Ottos I. sein können. Es handelt sich um 8 verschiedene Typen, von denen drei völlig neu sind. Zunächst B. 55 mit einem Stück (0,97 g), B. 56 und einem Varianten mit 5 Stück (1 = 0,94 g bzw. 0,9 g), weiter 60 a mit 3 Stück (1 = 1,02 g).

Es sind also von dem Markgrafen Otto I. etwa 28 verschiedene Typen erhalten, so daß man daraus bei ihm auf die Durchführung der Münzverruftung und -erneuerung schließen kann. Wenn man annimmt, daß er 1158 die ersten Brakteaten geschlagen hat und diese hauptsächlich in Brandenburg entstanden sind, käme auf jeden Fall auf jedes Jahr ein neuer Typ, d. h. also, daß jene einmal im Jahr stattfand. Als Münzstätten kommen unter ihm nur Brandenburg und Havelberg in Betracht. Der Münzfuß ist beinahe pfündig gewesen, d. h. 240 Stück gingen auf die kölnische Mark 233,856 g³⁶). Die Verbreitung der Pfennige Ottos geht nach Westen bis in den Harz und nach Braunschweig, wenn man von Weeze absieht, im Norden bis nach Bardewik, im Osten bis in die Gegend von Lodsch und im Südosten bis nach Schlesien.

Nach der numismatischen Überlieferung ist demnach kein Zweifel, daß Otto I. zu Lebzeiten seines Vaters das Münzrecht in Brandenburg bzw. Havelberg ausgeübt hat.

Wie weit dasselbe auch Albrecht der Bär getan hat, läßt sich schwer sagen, da kein Gepräge — mit Ausnahme der beiden ältesten — neben dem Namen Brandenburgs auch seinen Namen trägt. Doch beweist das noch nicht, daß er gar nicht in Brandenburg Münzen geschlagen hat; erstens wäre es durchaus möglich, daß von seinen jetzt nach Anhalt gelegten Pfennigen auch einige in Brandenburg entstanden sein können, und zweitens gibt es ja verschiedene schriftlose, die unbedingt nach Brandenburg gehören und

jetzt Otto I. zugelegt werden, die man aber ebenso gut Albrecht dem Bären zulegen könnte. Die anhaltinischen sind ja zumeist schriftlos. Vielleicht gibt uns auch ein neuer Münzfund noch bessere Aufklärung.

Die Münzen des Jaxa von Köpenick

Der Lutizenfürst Jaxa, der Verwandte des Heinrich Pribislav und Eroberer Brandenburgs, von Heinrich von Antwerpen als „principans in Polonia“ bezeichnet, dürfte mit den auf Münzen genannten Knes Jaxa von Köpenick identisch sein. Wenn auch Sello die Schildhornfrage als eine neuere Erfindung bezeichnet hat, so dürfte an der Sage soviel richtig sein, daß Jaxa nach seiner Vertreibung aus Brandenburg das Christentum angenommen und sich jenseits der Havel-Nuthelinie im polnischen Einflußgebiet an dem festen Platz Köpenick festgesetzt hat, der den Übergang vom Teltow nach dem Barnim sperrte. Hier hat er, offensichtlich beeinflusst durch die vorgefundene Prägung in Brandenburg, eine Anzahl Pfennige nach deutschem Vorbilde, genauer nach Magdeburger Vorbild, geprägt. Es sind im ganzen 7 verschiedene Typen³⁷⁾. Der erste sieht aus wie ein Pfennig Albrechts des Bären; Bewaffneter mit Helm und Schwert in einer Architekturumrahmung, sicher einem Moritzpfennig nachgeahmt³⁸⁾. Die Umschrift lautet: IA — KZA — COPTNIK C — NEV. Dieser Pfennig dürfte von allen Jaxabrakteaten der häufigste sein. Er war im Funde von Dahsaw³⁹⁾ in 2 Exemplaren, in Gabow bei Freienwalde (früher Krs. Königsberg), in Ohlau in Schlesien, auch in der Münzsammlung in Cassel hat er sich befunden (Nr. 1236)⁴⁰⁾.

Auch Bahrfeldt Nr. 6 war im Fund von Dahsaw (und Grabow) (Nr. 13) in 2 Exemplaren vertreten. Es zeigt den Jaxa bärtig im Profil von rechts mit dem Schwert und einem Palmenzweig, im Felde drei Sterne, die Umschrift lautet: IACZA DE COPNIC. Die Darstellung des Fürsten ist sehr auffällig. Der Stempelschneider hat hier, wie es scheint, versucht, ein individuelles Bildnis zu schaffen, was damals so gut wie gar nicht vorkommt. Das deutet darauf hin, daß dieser Jaxa immerhin eine Persönlichkeit gewesen sein muß. Der Palmenzweig, der auf seinen Münzen allein fünfmal vorkommt, ist zweifellos als christliches Symbol auf die Münze gesetzt; offenbar wollte Jaxa seinen Übertritt zum Christentum durch die Bilder seiner Münzen besonders deutlich machen. Der nächste Pfennig von ihm, der in dem Buche von Ludat nicht abgebildet ist, betont den christlichen Charakter noch mehr; Jaxa im Halbprofil wieder bärtig, trägt eine Lanze und ein Patriarchenkreuz. Das Vorbild ist wieder ein Magdeburger Moritzpfennig⁴¹⁾. Das Stück befindet sich in Braunschweig, muß also dort oder im Harz gefunden sein. Ein zweites Exemplar war in Leipzig. Ein besonders schönes Stück ist Bahrfeldt Nr. 8. Das Hüftbild Jaxas bärtig mit Helmkappe, Lanze, Schild und Palmenzweig im Schuppenpanzer und Schultermantel IACZO DECOPNIC. Dieses Stück ist in der Berliner und Leipziger Sammlung. Ein sehr rohes Stück ist Bahrfeldt Nr. 9. Stehender mit Helm und Lanze und Schild, hinter ihm im Felde ein Palmenzweig mit der Umschrift IAC KEC;

Bahrfeldt bezweifelt es, daß der Pfennig wegen seines rohen Stils älter ist als die anderen. Ein sehr schönes Stück ist auch die letzte Schriftmünze Jaxas (B. Nr. 10). Der Fürst sitzt auf einem Torgebäude zwischen zwei Türmen, er ist wieder bärtig dargestellt und hält diesmal Patriarchenkreuz und Palmenzweig; die Umschrift lautet: IACZO DE COPNIC DENARII; das Wort „Denarius“ als Wertbezeichnung erscheint öfter auf deutschen Münzen in dieser Zeit. Das Stück ist in der Umgegend von Fürstenwalde an der Spree gefunden worden. Auch hier ist der Einfluß Magdeburger Gepräge sehr deutlich. Jaxa von Köpenick wird mit Recht noch eine schriftliche Münze zugeteilt, die ihn sitzend im Profil von links zeigt, bärtig mit Schwert und Palmenzweig. Dieser Pfennig war im Fund von Dahsaw (Nr. 14) in 2 Exemplaren, in Bardewick (Nr. 41) und in Anusin, ist also auch nicht selten.

Als Fundorte von Jaxamünzen werden noch Bredow bei Nauen und ein Ort in der Nähe von Freienwalde genannt, ohne daß sich sagen läßt, welche Typen gefunden sind⁴²⁾. Die Jaxamünzen sind immer in Fundgemeinschaft mit deutschen Münzen aufgetaucht, so Ottos I. von Brandenburg, Wichmanns von Magdeburg usw. Sie sind für die Geschichte der Mark Brandenburg von großer Bedeutung, da wir sonst über ihn als Fürsten von Köpenick nichts wissen. Sie zeigen, daß Jaxa das Christentum angenommen, die Münzprägung in Köpenick und mit ihr auch die Münzverfälschung und Münzerneuerung eingeführt hat, da sonst nicht 7 Gepräge von ihm zu erklären wären.

Insgesamt zeigen alle Münzen Heinrich Pribislavs, Albrechts des Bären, Ottos I. und Jaxas den überragenden Einfluß von Magdeburg als Kulturzentrum; seine Moritzpfennige, die in großen Mengen geschlagen worden sind, haben durchweg als Vorbilder für die Gestaltung den Typen gedient. Es ist bezeichnend, daß es diese sind, nicht die des Erzbischofs Wichmann mit dessen Bild und Namen, was als weiteres Argument für meine These dienen kann, daß nur sie in Magdeburg entstanden sind, während die mit Namen des Erzbischofs in Halle/Saale⁴³⁾.

Schlußwort

Zusammenfassend ist zu den durch Dr. Gaetgens angeschnittenen Fragen zu sagen: Erstens kann das Datum der Eroberung Brandenburgs durch Jaxa durch die beiden Brandenburger Münzen mit Namen Albrechts, die uns zufällig erhalten sind, nicht bestimmt werden; zweitens hat Jaxa nicht in Brandenburg Münzen geprägt, was aus der historischen Situation nicht möglich ist; drittens können in der Frage der Mitregentschaft Ottos die Münzen in keiner Weise dessen Alleinherrschaft beweisen, dazu ist schon die Zuteilung der Pfennige von Albrecht an Brandenburg oder Anhalt viel zu ungeklärt. In diesem Falle muß man im übrigen noch sehr überlegen, ob eine alleinige Ausübung des Münzrechts durch Otto von einem bestimmten Zeitpunkt an im Mittelalter derartige staatsrechtliche Konsequenzen hat.

Anmerkungen:

¹⁾ Archiv für Gesch. d. deutschen Mittelalters 10 (1953) 71 ff. — ²⁾ Vgl. Joh. Schultze: Jb. f. d. Gesch. Mittel- u. Ostdeutschlands III (1954) 1 ff. Sch. weist dort die Fälschung der Urkunden nach, in denen Albrecht offenbar vorzeitig als Markgraf von Brandenburg bezeichnet wird. — ³⁾ Bahrfeldt, Brandenburg I S. 60 Abb. B. — ⁴⁾ Suhle, Deutsche Münzen d. Mittelalters S. 54 unten. — ⁵⁾ Suhle, D. M. S. 81 unten, ders. Münzbilder d. Hohenstaufenzeit S. 41. — ⁶⁾ I. Menadier, Deutsche Münzen I Bln. (1891) S. 120. — ⁷⁾ Dannenberg in Z. f. N. VIII S. 188, von Sallet a. a. O. S. 258 f. — ⁸⁾ Suhle, D. M. S. 60 unten. — ⁹⁾ O. Tschirch, Gesch. d. Chur- u. Hauptstadt Brandenburg (1951) 3 19. — ¹⁰⁾ Zs. f. Münz-, Siegel- u. Wappenkunde. N. F. 1859/62. S. 334 f. — ¹¹⁾ Nach Schultze a. a. O. III, 16 erscheint die Beteiligung Albrechts an der Herrschaft schon zu Lebzeiten des Slawenfürsten nicht als wahrscheinlich. — ¹²⁾ Ein Gebäude zwischen Palmenzweigen sieht man auch auf Halbrakteaten, die von Menadier nach Croppenstedt als Münzstätte der Abte zu Corvey im Harzvorland belegt werden. Z. f. N. XIII S. 243. — ¹³⁾ Die Münzverfälschung ist eine damals besonders im Osten stattfindende Geldsteuer, einmal im Jahre wurden die Pfennige verrufen und durch neue ersetzt, von denen man 9 Stück für 12 alte erhielt. — ¹⁴⁾ Michendorf 13, Kat. Hauswaldt 176; Zeitschr. f. Münzkd. Taf. XIV. 19. — ¹⁵⁾ Vgl. H. Ludat, Legenden um Jaxa von Köpenick (1936) S. 47 Anm. 217; demnach ist diese Ansicht zuerst von Gumowski (Slav. occ. VI, S. 198) ausgesprochen worden. — ¹⁶⁾ H. D. Kahl, Das Ende des Triglav von Brandenburg; Zs. f. Ostforschung 3. Jg. (1954) 76. — ¹⁷⁾ Ludat a. a. O. 44 f. — ¹⁸⁾ A. E. Cahn, Aukt. Kat. 70: Die herzoglich anhaltin. Mzslg. in Dessau (1931) Nr. 291. Dr. Julius Cahn legt aber auch B 15 I, 15 II, 15 III, 17, 18, 19 ff. nach Brandenburg. Kat. Nr. 292 f. — ¹⁹⁾ „Brak-

burgensis“ erst nach 1157. Vgl. Joh. Schultze: Jb. f. d. Gesch. Ost- u. Mitteltds. III (1954) 13 f.; 1161 Albertus marchio, Otto filius eius, Brandenburgensis marchio. — ¹⁹⁾ Suhle, Münzbild der Hohenstaufenzeit (1938) 54 ff. — ²⁰⁾ Suhle, Wichmann von Magdeburg Nr. 20. — ²¹⁾ Suhle in der Unverzagt-Festschrift: „Frühe Burgen und Städte“ (1954) 195 f. — ²²⁾ Vgl. hierzu Joh. Schultze im o. a. Jb. III, 21. — ²³⁾ Archiv f. Brakteatenkunde I (1886/89) 9 ff. — ²⁴⁾ Berl. Mzbl. (1913) S. A. S. 30. — ²⁵⁾ Suhle, Der Münzfund von Anusin. In: Jb. f. Num. II (1939) 134. — ²⁶⁾ Vgl. B. Schulze, der Anteil d. Zisterzienser an d. ostdeutschen Kolonisation, besonders in Brandenburg. Jb. f. br. Ldg. 2 (1951) 23. — ²⁷⁾ Suhle, Deutsche Münzen des Mittelalters (1935) 58. — ²⁸⁾ Suhle, Wichmann von Magdeburg Nr. 68. Vgl. Wbch. der Mzkd. S. 613. — ²⁹⁾ Bl. d. Mzkd. I S. 17 — Menadier, Deutsche Münzen I. 87 — Num. Ztg. 1874, S. 6, nach dem Akzessionskatalog des Bln. M. K. unter Nr. 218/1923. — ³⁰⁾ Suhle Nr. 9. — ³¹⁾ Cahn, Kat. 70, 315. — ³²⁾ Brandenburg. Siegel u. Wappen, Festschr. Bln. 1937 S. 33. — ³³⁾ Krabbo, Reg. Nr. 475. — ³⁴⁾ Suhle, Wichmann von Magdeburg Nr. 11. — ³⁵⁾ Krabbo, Reg. Nr. 381. — ³⁶⁾ Bonner Jb. Heft 142 (1937) S. 183 ff. — ³⁷⁾ Vgl. Bahrfeldt I S. 19. — ³⁸⁾ Mit Ausnahme eines einzigen sind sie in der Arbeit von H. Ludat, Legenden um Jaxa von Köpenick, Leipzig 1936, Taf. I abgebildet und ihre Fundorte nach meinen Angaben S. 49 Anm. 226 genannt. — ³⁹⁾ Vgl. Hauswaldt Nr. 179. — ⁴⁰⁾ Dahsaw Nr. 12. Anm. 226 genannt. — ⁴¹⁾ Suhle, Wichmann von Magdeburg Nr. 3. Münzbilder der Staufenzzeit S. 50. — ⁴²⁾ Bardey, Gesch. d. Stadt Nauen S. 451 u. v. Ledebur in Num. Ztg. 1842, S. 42. — ⁴³⁾ Vgl. A. Suhle. Das Münzwesen Magdeburgs passim.

Rudolf Lehmann:

Tagebuchaufzeichnungen der Frau von Thielau auf Neu-Döbern vom 13. Mai bis zum 3. Juni 1813

(1 Lageplan im Text)

In der Zeit von Mitte Mai bis Anfang Juni 1813 stand die Niederlausitz mit im Brennpunkt der kriegerischen Ereignisse¹⁾. Nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Großgörschen waren die Russen und Preußen über Dresden und Meißen in die Oberlausitz zurückgegangen, wo sie seit dem 12. Mai eine Stellung bei Bautzen bezogen. Hierher marschierte in den nächsten Tagen, und zwar über Guben und Forst, auch das russische Reservekorps. In die westliche Niederlausitz waren bereits Teile der französischen Nebenarmee vorgerückt, die Napoleon gegen die Mark bestimmt hatte, um die Verbündeten zu trennen. Als sich aber die Wahrscheinlichkeit, daß es bei Bautzen zu einer Schlacht kommen würde, immer mehr verstärkte, zog er diese Truppen näher an seine Hauptarmee heran. Vom 16./17. Mai an setzten sich daher das V. Korps (Lauriston) und das III. Korps (Ney) von Dobrilugk-Sonnenwalde bzw. Luckau in Bewegung, das erste über Finsterwalde, Senftenberg, Hoyerswerda, das zweite über Calau, Sorno. Ihnen folgten auf den gleichen Wegen das II. Korps (Victor) und das VII. Korps (Reynier). Bülow, der am 19. Mai Baruth erreicht hatte, ging erst am 24. bis Luckau, am 25. weiter bis Calau vor, wo er mit der Hauptmasse bis zum 30. Stellung nahm, während die Brigade Borstell bis Drebkau, die Brigade Oppen bis Groß Räschen, Reiterabteilungen noch weiter bis Senftenberg und Spremberg vorgeschoben wurden. Auf der Gegenseite erhielt Oudinot nach der Schlacht bei Bautzen (20./21. Mai) den Befehl, mit seinem XII. Korps über Hoyerswerda—Luckau gegen Berlin vorzugehen, langte aber erst am 28. bei Hoyerswerda an. Bülow schickte ihm nur die Brigaden Borstell und Oppen entgegen. Sie griffen die Franzosen am 28. vor Hoyerswerda an, zogen sich aber nach kurzem, blutigem Gefecht in ihre alten Stellungen zurück. Am 30. Mai marschierte Bülow weiter nach Cottbus. Als nun aber Oudinot den Vormarsch wieder aufnahm, am 2. Juni über Ruhland, Kirchhain und Finsterwalde erreichte und Luckau bedrohte, ließ der preußische General, um dem Feind durch einen Gewaltmarsch zuvorkommen, seine Truppen am 3. Juni in zwei Kolonnen auf Vetschau und Calau vorrücken. Da jedoch das französische Korps schon bis Calau gelangt war, bog die linke preußische Abteilung über Vetschau aus und traf, hinter der anderen marschierend, über Zinnitz in der Nacht in Luckau ein. Am 4. Juni kam es dann bekanntlich vor Luckau zu einem heftigen Kampf. Oudinot mußte den Vormarsch gegen Berlin aufgeben und sich nach der Schwarzen Elster zurückziehen, die er bei Ubigau überschritt. Die Kampfhandlungen hörten zunächst auf, denn am 4. war der Waffenstillstand abgeschlossen worden.

Über die hier kurz geschilderten Vorgänge unterrichten uns natürlich in erster Linie die militärischen Berichte, ferner die Akten der betroffenen Zivilbehörden und auch chronistische Angaben. Eine willkommene Ergänzung bieten mehr oder weniger ausführliche persönliche Aufzeichnungen verschiedener Art: Briefe, Tagebuchnotizen, Erinnerungen von Feldzugsteilnehmern wie Leuten aus der Landschaft selbst²⁾. Sie bringen zwar nur kleine Ausschnitte aus dem großen Geschehen jener Tage, sind aber öfter um so lebendiger und anschaulicher. Besonders gute Einblicke geben die aus unmittelbarem Erleben mit scharfer Beobachtung und in einem höchst persönlichen Stil niedergeschriebenen Tagebuchaufzeichnungen der Frau von Thielau auf Neu-Döbern, Kr. Calau, die hier zum vollständigen Abdruck gelangen³⁾.

Schreiberin ist Johanna (Jeanette) Caroline Eleonore von Thielau, die am 15. Oktober 1770 in Groß-Jauer bei Alt-Döbern geborene Tochter des Freien Standesherrn auf Straupitz und Landrichters des Markgraftums Niederlau-

sitz Gottlob Karl Willibald von Houwald (1739 bis 1799) und der Auguste Magdalene von Knoch (1747 bis 1815). Sie vermählte sich am 15. Mai 1794 in Straupitz mit dem kgl. sächsischen Kreishauptmann, Ordenshauptmann des Johanniterordens Heinrich Otto von Thielau (geb. 19. Oktober 1760, gest. 28. Februar 1854), Herrn auf Neu-Döbern, Rettchensdorf, Dolzig und Culm und starb am 8. Dezember 1848 in Neu-Döbern. Aus ihrer Ehe gingen drei Kinder hervor: Karl Otto, geboren 8. April 1795, verheiratet mit seiner Cousine Sophie Auguste Wilhelmine, Tochter des herzoglich braunschweigischen Kammerherrn und Oberstallmeisters Karl Florian von Thielau, gestorben 21. August 1844 als Erbherr auf Dolzig, Otto Wilhelm, geboren 21. Juli 1796, kgl. preußischer Leutnant im 12. Husarenregiment, ertrunken 10. Juli 1815 in der Saale, und Klara Auguste, geboren 4. August 1800. Klara Auguste, in den Aufzeichnungen Clärchen genannt, wuchs in Neu-Döbern mit ihrer eben genannten Cousine Sophie⁴⁾ auf, deren Mutter 1806 in Braunschweig gestorben war. Mit ihnen zusammen wurden noch zwei weitere Fräulein von Thielau, Minchen und Marie, und Louise von Klösterlein⁵⁾, die ebenfalls verwaist waren, erzogen.

Als nun im Mai 1813 die Kriegereignisse die Niederlausitz immer stärker bedrohten, wurden die fünf Kinder mit ihrer Erzieherin, Fräulein Klügel, größerer Sicherheit halber nach Straupitz⁶⁾ geschickt, wo sie jedenfalls bis zum Abschluß des Waffenstillstandes blieben. Dieser Aufenthalt in der „grünen Einsamkeit“, wie es einmal heißt, veranlaßte die Mutter, ihren Lieben in tagebuchartigen Briefen von allen Geschehnissen daheim zu berichten. Es handelt sich um 6 z. T. sehr eng und manchmal etwas flüchtig beschriebene Blätter und ein 7. kleines, undatiertes Stück. Für den Abdruck wurde einschließlich der französischen Stellen, aber mit Ausnahme der Namen, die heutige Schreibweise gewählt.

Die Aufzeichnungen, die auch ein warmes Charakterbild der Frau von Thielau vermitteln und in die Lebensverhältnisse einer deutschen Gutsfrau zu Beginn des vorigen Jahrhunderts einführen, stellte mir vor Jahren ihr Urenkel, der vorletzte Landsyndikus des Markgraftums Niederlausitz, Graf von Pourtalès-Neu-Döbern freundlichst zur Verfügung.

Tagebuch, meinen 5 lieben Mädchens gewidmet.

[1. Blatt] Den 15. Mai 1813. Da ich Euch, Ihr Lieben, nun leider nicht täglich um mich haben, Euch meine kleinen und großen Geschäfte mitteilen kann, so habe ich mir vorgenommen, Euch täglich zu schreiben, alles Euch zu erzählen und von meinen Geschäften und Arbeiten Euch genaue Rechenschaft abzulegen. Indessen da eine Menge Geschäfte meine Zeit verkürzen, so schreibe ich sehr schnell, und Euch wird das Lesen Mühe machen; da habt Ihr aber in Eurer grünen Einsamkeit eine Übung mehr, und Ihr werdet dadurch, daß ich Euch alles beschreibe, so gut wie alles miterleben. Den 13., als Ihr um 9 Uhr abreistet, machte ich gleich die Stuben zum Logieren in Ordnung, und als ich noch nicht fertig war, kam Gr[af] Linar⁷⁾, der sich sehr grauet, wo er mit den Seinigen hin sollte. Es ward ein Stündchen davon gesprochen, als er eines Ogrosener Botens ansichtig wurde, der mit der Meldung, der Hof in Ogrosen sei voll Kosacken, ihn so voll Schreckens machte, daß er mit Blitzschnelle das Roß bestieg und zum Hofe herausflog. Kaum war dieses vorüber, erschien Frau von Gersdorf⁸⁾ und Albertine atemlos. Eure Abreise hatte in Alt-Döbern alles in Schrecken gebracht, und Mama Gersdorf schalt mich förmlich aus, es ihnen nicht schon gemeldet zu haben. Ich riet ihnen nach Lübbenau zu gehn und entließ sie mit diesem Rat. Still saßen

wir an dem langen Tisch wie ein schrumpfliches [!] Kleeblatt und aßen, was Christel⁹⁾ unter vielen Tränen über Eure Abreise uns bereitet hatte. Schon erschien wieder ein Bote. Mama Koch¹⁰⁾ hatte nach Ogrose fahren wollen; auf dem Weg erfahren, Kosacken seien da; es hören und umkehren war eins; nun sollen wir ihr raten. Wir schickten sie hin, was sie auch mit gutem Erfolg getan hat. Nun setzte ich mich zur Arbeit, werde aber durch ein Gerassel ans Fenster gezogen, und siehe, der G[raf] Beust¹¹⁾ steigt ab. Seine Nachrichten waren diese: Thielmann¹²⁾ sei mit 34 Offizieren zur russischen Armee gegangen, Torgau den Franzosen eingeräumt worden usw. Ich mußte mit beiden Männern 1 Stündchen Whist spielen, wo keins nichts verlor, nichts gewann. Dann fuhr ich mit G[raf] Beust nach Alt-Döbern, Britzkes¹³⁾ zu trösten. Ich fand dort viel Not; eins wollte nach Bronke¹⁴⁾, eins nach Lübbenau. Ich riet, so viel ich konnte, wanderte wieder fort, traf vor Alt-Döbern den guten Vater, der mir entgegenkam, und verplauderte den ganzen Abend sehr angenehm und traulich mit ihm. Noch muß ich erwähnen, daß Frau von Schönfeldt¹⁵⁾ mir durch den Postboten schrieb, Tobias Pannwitz¹⁶⁾ sei auf Vorposten bei Schulpforte gestanden, einen Professor gesprochen und diesen gebeten, die H[erren] von Thielau¹⁷⁾ zu ihm zu bringen. Darauf wären sie mit dem Herrn Professor erschienen, ließen uns grüßen, sie wären sehr wohl, wir sollten ihretwegen außer Sorgen sein, nur schreiben dürften sie jetzt nicht.

Den 14. Mai. Der Morgen ging ruhig vorüber. Ich wand, um Säcke nähren zu lassen, eine alte von Mäusen angefressene Strähne Garn zum Zwirnen zusammen, so geduldig, wie es Frauenzimmern gebührt, und ließ mir Donathen¹⁸⁾ dabei ausführlich Eure Reise und Ankunft erzählen. Nachmittag zwirnte und ordnete ich meinen Zwirn und saß mit dem guten Vater unter den Fichten, als ein Bote erschien und durch den Calauer Kreis den Durchmarsch von 60 000 Mann ankündigte. Über Calau gingen Russen, über Alt-Döbern Preußen. Wir ordneten schnell, was wir konnten, und schlenderten dann ruhig nach Alt-Döbern, der Vater zu Lehmanns¹⁹⁾, ich zu Britzkes, um sie mobil zu machen. Ich fand sie schon in vollem Räumen. Die Bronkeschen²⁰⁾ hatten ihnen sehr artig geantwortet, und sie gingen als den 15. alle hin, Rachelchen unwillig, Minchen²¹⁾ voll Ergebung, die Gersdorfer gutmütig und die jungen Mädchens wegen der Veränderung recht gern. Bei unserer Zurückkunft brachte uns Tzschertiz [?] ein Compliment von Ogrosen mit der Nachricht, daß wieder Kosacken mit französischen Gefangenen dort gewesen wären, die auch vor Gewißheit ausgesagt hätten, Torgau sei vom Marschall Ney besetzt. Mein Mann glaubt es nicht. Fernerhin ließ Linar sagen, heut als den 15. Mai brächte er seine ganze Familie nach Lübbenau²²⁾, Mama Knochen und Louschen mit.

Den 15. Mai. Heut, meine lieben Mädchens, sind es 19 Jahr, daß ich mit meinem guten Thielau mich verband²³⁾. Treu haben wir aneinander gehalten, treu werden wir, bis der Tod uns trennt, beieinander bleiben. Wir sind jetzt mehr als je beisammen, denn kein lebhaftes Völkchen tritt zwischen uns. Mir kömmt es so vor, als wären wir ganz alt, unsere Kinder in der Welt zerstreut, und wir müßten uns nun alles in allem sein. Sehr still ist es jetzt um uns, und so lieb mir auch zuweilen Stille ist, so sehne ich mich doch herzlich nach Euch, meine lieben Mädchens. Ich denke mir ständig, was Ihr macht, wie und wo Ihr schlaft, was Ihr eßt, und habe manche Sorge um Euch. Recht verbrannt werdet Ihr wohl wiederkommen. Heut früh habe ich Eure Gärtchen besucht; das Unkraut wächst heran, ich muß sie jäten lassen. Bei Dir, mein Clärchen, blühen zwei sehr schöne Narzissen. Deine Narzisse steht bei mir noch im Wasser, meine Sophie, und Dein Sträußchen ebenfalls, liebe Louise. Des Morgens sitze ich vor der Hintertür, und lächerlich ist es, daß heut alles, was hier von Alt-Döbern durchgeht, mir seine Not klagt. Schon kochen 2 Fleischtöpfe voll Fleisch, im Fall noch heut Preußen kommen, und einige Braten sind bereit. Bier, meine Clara, habe ich besorgt zum frischen Abziehn, und Zucker, meine Sophie, werde ich eben schlagen. Seht einmal, Ihr fehlt mir gar sehr. Zum Melken muß ich auch immer gehn, beim Coffeebrennen muß ich

selbst stehen und Sahnenschnittchen, die ich heut in Vorrat backen lasse, muß ich der Christel auch fertigen helfen. Ich schickte Euch gern welche, wenn ich nur wüßte, wie. Wohl ist es aber auch gut, wenn Ihr durch diesen Aufenthalt so manche Entbehrungen lernt. Heut habe ich noch nicht viel gearbeitet; ein wenig Zwirn zum Säckennähen habe ich gezwirnt und nun Euch geschrieben. Die Stickerei liegt ganz. Noch muß ich Euch erzählen, daß ich soeben höre, drei hier durchfahrende Kosacken haben unserm Knecht die Pferde nehmen wollen, er ist mit ihnen aber entwischt; und einer hat Gottliebens Mutter, da sie ihn nicht verstanden, prügeln wollen, so daß sie vor Schreck die Rose bekommen hat. Durch Spremberg, Calau und Drebkau gehen sehr viel Truppen; in Spremberg hat täglich ein Bürger 50 Mann zu verpflegen.

Den 16. Mai. Ich danke Gott, daß Ihr fort seid. Die Franzosen sind in Luccau, und durch Ogrosen gehn in einem fort Russen. Die Gefahr ist uns nahe. Ich hoffe das Beste, seid nur fein ruhig. Wir wollten heut in Ogrosen essen, aber so eben senden Linars diese Nachrichten, sie gehn so eben nach Lübbenau. Ich vermisste Euch recht sehr, meine lieben, lieben Mädchens, und sehne mich von ganzem Herzen nach Euch. Der Vater und ich küssen Euch tausendmal in Gedanken.

Eure Euch liebende Mutter Jeanette.

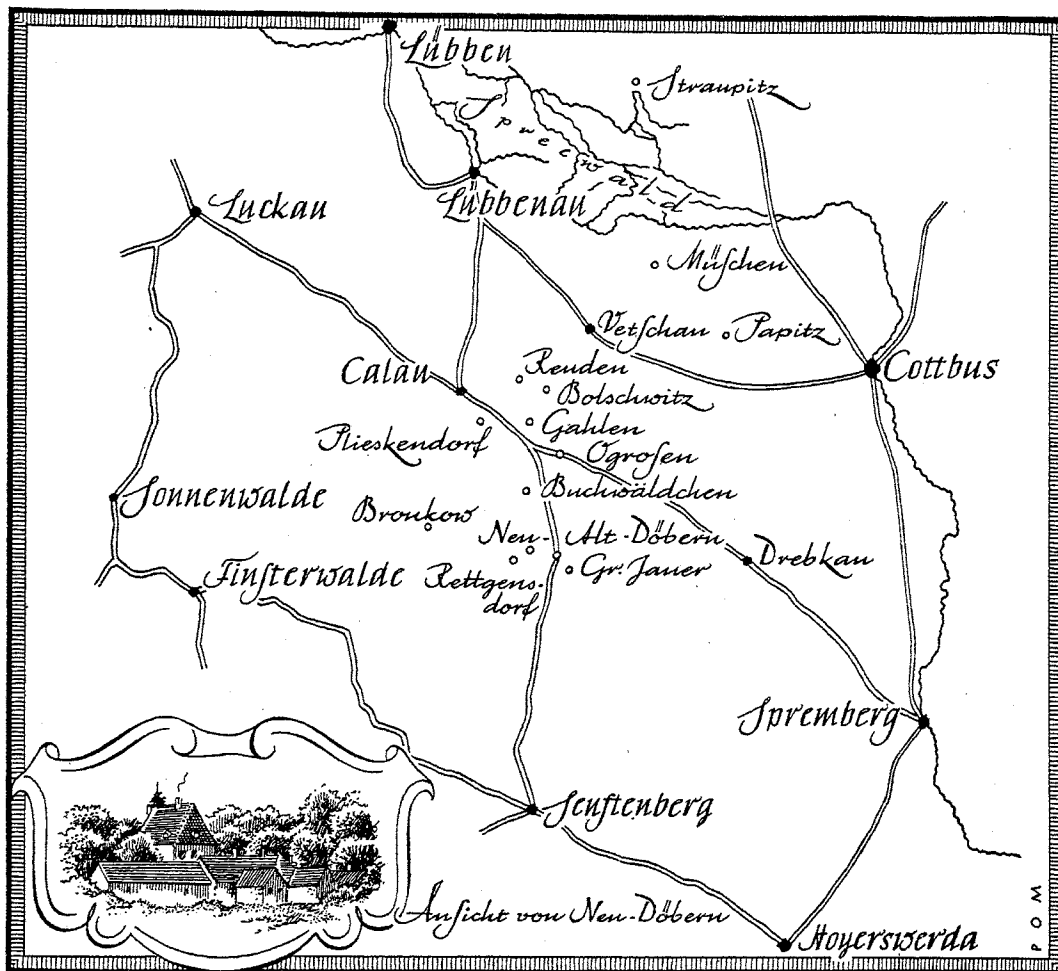
Sobald ich kann, besuche ich Euch. In Minchens Garten blühen heut 7 Narzissen, in Klärchens 3 Narzissen.

[2. Blatt] Tagebuch. Den 19. Mai. Den guten Vater, der heut mit Schwarzen²⁴⁾ und Donathen die ganze Nacht gewacht hat, habe ich eben zu Bette mit vielen Bitten gebracht. Zwei Fleischtöpfe kochen, zwei Braten sind bereit. Ich halte vor der Hintertür bei vorne und hinten zugeschloßen Toren Wache und nehme den ruhigen Augenblick wahr, Euch, meine lieben Mädchens, meine kleinen Begebenheiten mitzuteilen. Den 17. abends sendete ich Euch den Boten, weil das Heranrücken von 18 000 Mann Franzosen ein großes Schrecken verbreitete. Wir waren schon mittag durch Boten benachrichtigt. Meine Anstalten waren früher getroffen, also blieben wir ruhig. Nachmittag erschien ein Befehl des französischen Intendanten, 6 Ochsen, 2000 Pfund Brot sofort bei Strafe der Execution einzusenden. So ein Beisatz bringt alles auf die Beine; es ward alles vorrätige Brot an 42 Stück und 6 Stück Rindvieh geliefert. Ich machte schnell Anstalt, die Nacht einige 60 Stück Brot noch zu backen, weil das fehlende den kommenden Tag abgeliefert werden sollte²⁵⁾. Abends ganz spät erhalten wir vom Sekretär Richter²⁶⁾ ein trostloses Schreiben, sie wären rein ausgeplündert, weil Linar preußischer Vasall und fort wäre. Darum sandte ich den Boten an Euch. Mein erster Gedanke waren die armen Pastors²⁷⁾; ich sende also des andern Morgens am 18. früh Schöne herüber mit der Anfrage, ob es so übel wäre, und ob wir ihnen mit etwas dienen könnten. Schöne kam zurück, der ganze Weg sei voll Soldaten, er könne nicht durch. Wir steigen mit dem Vater auf den obersten Boden, um durchs Fernglas den Marsch zu sehen. Ruhig sitze ich dann an meiner Arbeit, als atemlos der Verwalter aus Buchwäldchen kömmt und uns ratet, das Vieh nach der Heide zu treiben, in Buchwäldchen sei alles rein geplündert und weggenommen. Die Kühe hatten täglich seit 8 Tagen einmal, um es gewohnt zu werden, den Spaziergang nach dem Vogelherd²⁸⁾ machen müssen; es setzte sich alles in Bewegung, und in einer Minute war alles weg, Pferde, Ochsen, Kühe. Nun kämen welche von der Ziegelscheune, hieß es. Ich und der Vater gingen aufs Dorf und ließen Butter, Brot und Schnaps hintragen. Die ersten waren sehr artig, freuten sich, daß ich mit ihnen sprechen konnte. Der Vater ließ vor der Schmiede bei den Pappeln Bänke setzen, worauf wir unter ihnen saßen, und Frau Schwarzen, Christel, Donath, beide Tischler, der Gärtner und Luboch schnitten Schnieten und schmierten sie. Aller Augenblicke kamen wieder welche, immer von hinten nach den Bauernhäusern. Dort wurden sie von Schwarzen herausgeholt und mit Frühstück versehen. So waren endlich wenigstens 60 Mann von allen Nationen: Franzosen, Italiener, Spanier, Deutsche um uns versammelt. Ans Fortgehen war nicht zu denken, wir mußten ihre Branntwein-

flaschen füllen, und ich erhielt sie dadurch in Ordnung, daß ich sie selbst füllte und, wenn sie ungezogen werden wollten, ihnen sagte: „Messieurs, si la maitresse de la maison prend la peine de vous verser de l'eau de vie, il faut être bien tranquille!“ „Oh, Madame a raison, soyez en repos!“²⁹⁾ antworteten sie höflich. Ich habe den ganzen Tag die Erfahrung gemacht, daß ich ein wenig hasig bin, denn eine große Brantweinflasche in der Hand, von mehr denn 50 Mann umringt, klopfte mir grausam das Herz, trotz daß der Vater ganz ruhig neben mir stand und Schwarz immer Brot verteilte. Sie betrogen mich immer mit dem Brantwein, den sie mitnehmen sollten, denn hinter dem Rücken tranken sie ihn aus und behaupteten, sie hätten keinen bekommen. Nun kamen mit großem Geschrei Ziegelstreicher, sie wären rein geplündert, die Vorwerks-Schneidern, ihr sei alles genommen, und hinter den Klagenden kamen die Soldaten, die genommen hatten, mit dem Brot unter dem Arme. Da entbrannte Schwarz, Ihr kennt seine Heftigkeit, wollte den Soldaten das Brot wegnehmen. Die wurden hitzig und gaben es nicht; ihre Kameraden wurden auch unruhig, obgleich sie sie tadelten. Ich fürchtete einen excès³⁰⁾, der Hof war offen, die Bauern sind Hasen. Ich versprach allen Brot, aber nun war alle Ordnung hin. Das Brot, was gebracht ward, nahmen sie, packten es ein, um es den Kameraden zu bringen. Da kam ein ältlicher Mann von sehr gutem Gesicht ohne Gewehr, nur mit einem Stock und schalt mich aus: „Qui veut donc couper de si grands morceaux de pain, Madame, et vous ne tenez point d'ordre, il faut les faire s'asseoir et leur donner par tour, à present ils vous trompent.“³¹⁾ Der Mann schien mir wie ein guter Engel. Ich bat ihn dringend, so lange zu bleiben, bis sie fort wären, und sie wegzubringen. „Je ne leur ai rien à commander“³²⁾ und, indem er mir ein Stück trocken Brot — denn Butter und Fleisch war längst verzehrt — aus der Hand nahm, „je ne prends ce pain que, puisque je n'ai rien encore mangé“³³⁾. Unwillig kehrte er sich nach der lärmenden Menge, bei der der Brantwein zu wirken anfing. „Allons, venez!“³⁴⁾ Einige schienen mitgehen zu wollen. Da er aber fortging, faßte ich Herz, und fußend auf die französische galanterie, sagte ich zu allen meinen Papa fest an die Hand nehmend: „Allons, Messieurs, venez, je vous monterai moi-même la route, mais il faut que vous me suiviez tous“³⁵⁾. Schnell riefen alle: „Oui, Madame, nous vous suivrons“³⁶⁾, packten ihre Quersäcke auf, der eine nahte mir vertraut: „N'ayez pas peur, nous ne ferons aucun mal“³⁷⁾. Und so trottierten wir mit ihnen bis an Lehmanns Gasse. Da zeigten wir ihnen den Weg, sie reichten uns die Hände, und so ging alles ruhig vorüber. Uns hatte nun die Erfahrung klüger gemacht. Einige Leute wachen aufs Dorfe; unser Hof ist hinten und vorne verschlossen. Kommen Franzosen, so holt uns ein Bauer, wir gehen durch Wächters, geben ihnen erst Bier zu trinken, ein jeder erhält nur 1 Stück Brot, und ein wenig Brantwein wird ihnen mitgegeben. So haben wir sie nachmittags mit größter Ordnung abgefertigt. Nachmittags kamen auch 5 Mann von den Cohorten, die mir wiederholt erzählten: „Nous avons pour la première fois agi sous les ordres de l'Empereur et il a été content de nous“³⁸⁾. Sie erzählten, daß Sachsen mit agire, und heut oder morgen geht Gen[eral] Renier³⁹⁾ mit Franzosen und Sachsen nach der Sage [3. Blatt] hier durch. Ihn soll Mar[schall] Victor⁴⁰⁾ mit 60 000 M[ann] folgen. Ob sie hier durchgehen, weiß niemand. Die unglücklichen Menschen hatten in drei Tagen nichts gegessen, in den Heiden bivouaquiert und von der Lieferung jeder ein dünnes Schnittchen erhalten. Darum waren sie nach Brot so gierig, und die von der Armee abgehn, wie diese, die hierher kamen, sind die gefährlichsten. Die Offiziere haben in Alt-Döbern gesagt, die Bauern sollten diese mit Knitteln fortjagen. Abends kam Schöne, den ich nach Ogrose gesandt, leichenblaß zurück. Ihn hatten unterwegs 7 Mann angehalten, ihm ein paar Groschen Geld und seine Hosenträger genommen. Ich mußte ihn mit Schnaps stärken, und noch heut schimpft er wie ein Rohrsperrling. In Ogrosen haben sie wirklich schrecklich gehaust⁴¹⁾, auf dem Felde ist das Lager gewesen bis Plieskendorf⁴²⁾, alles Getreide ruiniert, viele Schafe geschlachtet, 14 Ochsen weggenommen, der Wein rein ausgetrunken, der doch 400 Taler wert gewesen sein soll, 3000 Kannen Brantwein genommen und verzapft,

Schweine genommen, alle Wäsche, auch die eingeweichte, mitgenommen, alle Laden aufgebrochen, im Schlosse alles zerhauen. Kurz, der ehrliche Pastor, der mir schrieb, ist mit seiner kleinen Frau und ganz Ogrosen, wie er mir schreibt, Bettler. Linars Schaden berechnen sie allein auf 10 000 Taler, denn in Gahlen⁴³⁾ und Bolschwitz⁴⁴⁾, was ihnen auch gehört, haben sie ebenso gewirtschaftet. Der Pastor ließ um 1 Bouteille Wein für seine Frau bitten, denn vorgestern hat er ihr eine Brotrinde von einem gemeinen Soldaten erbetteln müssen. Ganz Ogrosen ißt Mehlsuppe vom Magazinnmehl, was sie haben liefern sollen. Gestern konnte ich nicht hinsenden der Gefahr wegen. Abends kam eine neue Requisition von 30 Scheffel Hafer, 150 Bund Heu, 75 Kannen Brantwein, 3 Tonnen Bier, ein Rind und 10 Kannen Butter⁴⁵⁾. In einer Stunde ward alles geliefert, und der ehrliche Schöne, der die Lieferung überbrachte, erhielt von dem ungnädigen Offizier einen Riß über die Schulter. Das arme Vieh, das heißt Kühe, Ochsen, Pferde, alles blieb die Nacht in der Heide, alle Mägde und Knechte als Wache dabei, und es regnete so heftig. Bei der Schäferei in Alt-Döbern bivouaquierten einige tausend Mann heut Nacht; darum blieb der Vater die Nacht auf. Ich hatte mit Christeln vorige Nacht Brot gebacken, also ging ich zu Bette, stand den 19. früh um 4 Uhr auf, ließ Biersuppe für das Gesinde kochen und hintragen, die Kühe in der Heide melken. Der Vater legte sich zu Bette, ich kochte Koffee für mich und Schönen, und die ehrliche Seele ging, weil jetzt alles abmarschiert ist, mit einem Hofmann nach Ogrose, um Pastors etwas Wein und Lebensmittel zu bringen. Er ist noch nicht zurück; wenn sie ihn nur nicht ganz mitnehmen! Noch ist bis jetzt alles ruhig, recht schön ruhig, und mir ist ganz wohl. Der Regen hat die Erde erquickt, die Ruhe erquickt mich. Frau von Schönfeldt will hier durch, um noch heut mit den ganzen Kindern nach Mischen⁴⁶⁾ zu gehn. Bei Senftenberg soll ein Scharmützel gewesen sein⁴⁷⁾, wo 100 Freiwillige eine Mühle⁴⁸⁾ verteidigt haben. Sie sollen alle niedergehauen sein, und Julius Pannewitz⁴⁹⁾, sagt man, sei dabeigewesen. Das wäre sehr traurig. Von der preußischen Armee und Bravour sollen die Franzosen mit großer Achtung sprechen. Nun muß ich doch ein wenig arbeiten, denn lange habe ich mit Euch geplaudert, aber ich beschäftige mich gern, zu gern mit Euch und weiß, daß bei Eurem einsamen Leben Euch jede noch so weitläufige Erzählung höchst willkommen ist.

Den 20. früh. So eben ist der Vater dem Marschall Victor entgegengeritten, um eine Salve Garde⁵⁰⁾ zu erhalten, denn die heut Ankommenden sollen nicht die besten sein. Ich habe alles besorgt und bin nun wieder am Schreibtisch, um Euch zu erzählen. Gestern als den 19. kamen um 11 Uhr Frau von Schönfeldt, von Loeschbrand, Fräulein Berg, 9 Kinder (denn Marie war auch mit) und 6 Leute. Ich ließ sie alle schnell essen, dann brachte sie der gute Vater schnell durch, und zum Koffee kam Hr. von Winkler⁵¹⁾ von Wurschen⁵²⁾ aus, der mir die trostreiche Nachricht gab, daß unsere Lieben Fr. . . , Carl und Noppoldt⁵³⁾ noch leben. Gott sei ewig Dank; er schütze sie ferner. Wurschen soll ganz ruiniert sein, und die arme Schwägerin⁵⁴⁾ geht mit dem russischen Kaiser ab, wenn er fortgeht, um nach Böhmen zu kommen. In einigen Tagen erwartet man eine entscheidende Bataille. Ich hätte Euch gleich einen Boten gesandt, aber Winkler sagte mir, daß Hr. von Schulenburg an Minchen einen Brief nach Straupitz mitgenommen habe. Ehe mein Bote also käme, wüßtet Ihr Lieben schon alles. Die Sachsen, 10 000 Mann, bezogen gestern um 5 Uhr nachmittags ein Lager bei der Alt-Döberschen Schäferei. Eine Stunde drauf erschien ein Bote mit einem Brief von Deinem Bruder⁵⁵⁾ an Dich, liebe Louise. Er konnte nicht herkommen. Der Vater ging mit Donathen zu ihm und brachte ihm Wein, Braten, Fleisch, Brot und Butter. Während der Vater im Lager war, kamen hier zwei sächsische Jäger an, schöne, junge Leute, die äußerst bescheiden um Milch und Kartoffeln baten. Den Tag vorher mußte ich aus Furcht für Plünderung den Franzosen alles geben; wie gern bewirtete ich hungrige Landsleute. Unter der Linde wurde ein kleiner Tisch gedeckt, eine Mehlsuppe, Braten und Butter und Brot ihnen gereicht. Milch und Kartoffeln bekamen sie mit. Ihr glaubt nicht, wie bescheiden und gutgesinnt die Menschen waren. Die



Zchg. Kurt Pomplun

Wache hatte den Vater um Bröt und Branntwein gebeten, welches wir ihnen schickten. Das ganze Korps ist sehr aufgebracht und äußerte sich frei. Sie haben nicht gelitten, daß die Franzosen, die mit ihnen waren, in die Häuser einbrechen durften. In Dahme haben sie deswegen einen Franzosen geradezu erstochen. Heute höre ich, daß im Lager noch Mangel gewesen ist. Es tut mir herzlich weh, es nicht gewußt zu haben, ich hätte ihnen gern einige Säcke Kartoffeln hingesandt. Dein Bruder, meine Louise, ist nicht hungrig zur Ruhe gegangen. Wir mußten den 19. auch wieder 30 Scheffel Hafer und an 100 Bund Heu liefern⁵⁶). Pastors in Ogrosen sind sehr erfreut über die gesandten Kleinigkeiten gewesen. Heute habe ich in der festen Überzeugung, daß es Euch Freude macht, über Eure Sachen disponiert, liebes München, gute Marie. Wäsche brauchen die Armen am ersten. Ich habe 6 Hemden, Schnupftücher und Halstücher vom Vater für ihn genommen, 3 Hemden von mir; und 3 Hemden, die die Leute noch hier vor Marie zu nähen haben, laß ich auch fertig machen für sie. Dann sollen sie 2 Gedecke Tischzeug, 4 Überzüge, 6 Handtücher erhalten, mein bestes seidnes Tuch, mein halbseidnes Kleid und weißen ... [?] zum Kleide, den ich noch liegen habe. Mad. Kl[ügel] wird gewiß auch gern etwas tun wollen. Ich rate Euch alle etwas Wickelbänder, Häubchen, Windeln u. dergl. für das kleine Wurm zu fertigen. Wir wissen, daß es eine Pflicht ist geben, wir fühlen, daß es uns wahre Wohltat wird, aber die Welt beurteilt es zuweilen anders. Für uns brauchen wir kein Geheimnis unter einander daraus zu machen, wir denken gleich, doch müssen wir es andern verbergen, weil wir nicht richtig beurteilt werden, d. h. entweder zu gut, nämlich man hält für Tugend, was Genuß, der süßeste Genuß ist, oder man hält uns für eitel. Beides können wir durch Verschwiegenheit vermeiden.

[4. Blatt] Den 21., meine lieben Mädchens, erhielt ich Eure Briefe mit Freund Gulniek und sendete Euch meine kleinen schriftlichen Erzählungen. Ich glaube, daß ich Euch schon gesagt habe, daß Baron Kaiserling⁵⁷) in Alt-Döbern Etappencommandant ist und hier ißt und schläft. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich Euch geschrieben habe, daß uns das Victorsche Korps angesagt war; wir mußten zu diesem Behuf viel nach Alt-Döbern liefern. Es ging aber über Finsterwalde; und den 21. mittags, wo wir immer noch ungewiß waren, ob nicht noch französische Durchmärsche kämen, erscholl auf einmal die Post, Kosacken wären da. Wirklich zogen auch einige 20 Mann in Alt-Döbern ein, recognoscierten, machten in dieser Gegend viel französische Marodeurs gefangen, wobei Bauern und Bürger sehr behülflich waren. Und nun ward uns zum 22. und 23. ein russisches Korps von 70 000 Mann angesagt. Den 22. früh ritt hier eine preußische Patrouille ein, ein freiwilliger Jäger und 2 Husaren, sehr hübsche Leute. Sie frühstückten hier, kamen von Halle mit dem Bülowischen Korps, wußten und kannten aber dort niemand; nur dies sagten sie mir, Halle sei unversehrt bis auf einige wenige Häuser in der Vorstadt, welche niedergebrannt wären. Das uns angesagte Korps Russen war glücklich über Sonnenwalde marschiert, und wir waren frei. Den 21. war G[raf] Liemar⁵⁸) bei uns ein paar Stunden gewesen, war unzufrieden und unglücklich über alles. Den 22. aß H[err] von Winkler mittag bei uns, den 23. ging ich früh in die Kirche und erbaute mich herzlich an einer schönen und zweckmäßigen Rede und den schönen Liedern, die dazu ausgesucht waren. Nachmittags kamen Thermos⁵⁹). Und da nun keine Durchmärsche erschienen, so machte H[err] von Kaiserling Anstalt zur Abreise, welches er auch den 24. früh tat. Wir hatten den 20., 21. und 22. sehr heftig canonieren hören; vorzüglich war es den 22. nachmittag

so entsetzlich heftig, daß mir unbeschreiblich angst ward⁶⁰⁾. Unsere ganze Neugier ist daher noch immer auf gewisse Nachrichten gespannt, aber noch ist keine zuverlässig. Den 21. sollen die Russen geschlagen sein, den 22. sollen die Preußen einen Hauptsieg erfochten haben. Alle Nachrichten stimmen darin überein, ein Teil der Sachsen sei geblieben, der größere Teil übergegangen. Sobald ich etwas Gewisses weiß, sende ich Euch einen Boten. Als H[err] von Kaiserling den 24. früh weg war, erschien eine Stafette, so eben rückte G[eneral] Borstell⁶¹⁾ mit einem starken Korps in Calau ein und werde vermutlich Alt-Döbern passieren. H[err] von Kaiserling kehrte also gleich zurück. Statt daß sie aber durchmarschieren sollten, haben sie festen Fuß gefaßt, requirieren die Möglichkeit und haben ihre Vorposten bis Ogrosen. Bei Dahme stehen die G[enerale] Bülow und Kleist und verlangen auch das Mögliche von uns. Das Essen werden wir uns wohl nachgerade abgewöhnen müssen. Den 24. abends habe ich mit Gärtnern und Wächters Christian und dem Herrn [!] Fritz Zoch Eure Gärthchen gereinigt; sie sehen nun gar nicht schön aus. Ich wollte Euch noch Blumen hereinpflanzen, was aber der alte H[err] Zoch⁶²⁾ nicht erlauben wollte, denn das würde er selbst tun, meinte er. Ich überlasse es ihm also.

Den 25. und 26. Noch immer sind keine gewisse Nachrichten da. Einmal heißt es, die Preußen und Russen sein bis Schlesien zurückgedrängt, Napoleon in Görlitz, ein andermal, die Franzosen retirieren durch Torgau. Eine volle Bataille soll noch nicht gewesen sein, doch haben beide Teile viel verloren, und Preußen hat heldenmässig gefochten. Hier herum stehen eine Menge Preußen und Russen, und alles ist mit diesen Gästen sehr zufrieden. Graf Linar hat Einquartierung, deswegen Baron von Kaiserling nun in Ogrosen ist. Gestern und heut war alles hier friedlich und ruhig. Durch Alt-Döbern gehen immer Patrouillen. Unsere ganze Gegend ist kriegerisch geworden. Gern hätte ich Euch wieder bei mir, meine lieben, lieben Mädchens, aber der Vater will es noch nicht, auch brächte man Euch wohl jetzt nicht durch, denn alles ist besetzt; ich hoffe, in 8 Tagen ist viel anders, lebt nur hübsch wohl und gesund. Ich lebe so still und einsam, wie in einem Kloster.

[5. Blatt] Den 26. Mai hatte ich Euch, meine lieben Mädchens, geschrieben und einen Boten gesandt. Abends, als der Bote weg war, kam die Nachricht vom H[errn] Landesältesten⁶³⁾, daß wir alle Pferde stellen mußten. Auch schrieb er uns, wir möchten nicht erschrecken, wenn wir ganz nahe schießen hörten, denn in Groß Räschen, eine Meile von uns, stehe ein feindliches (preußisches) Lager, bei Calau auch eins, doch möchten wir auf unsere Sicherheit denken. Die Nacht bis zum 27. verstrich ganz ruhig. Ich ging den 27. als am Himmelfahrtstage in die Kirche und blieb den ganzen Tag mit dem guten Vater ganz ruhig zu Hause. Abends erfuhren wir, daß G[eneral] Thieme⁶⁴⁾ in Alt-Döbern eingerückt sei. Früh den 28. bekam der Vater von H[errn] Keiling Nachricht, daß ein alter Bekannter des Vaters, Major Clausewitz⁶⁵⁾, in Alt-Döbern sei und den Vater zu sehen wünsche. Der Vater ritt sogleich hin und brachte mir die Nachricht, daß der Major zu uns kommen würde. Ich richtete schnell mein Mittagbrod darnach ein, und ehe ich mich anziehen konnte, ritten um 8 Uhr früh schon zwei Reiter in den Hof, der H[err] Major und sein Adjutant, H[err] von Sobe. Nun gab ich schnell ein Frühstück, noch kam ein dritter Offizier dazu und wir plauderten ein Stündchen recht angenehm. Als sie fortritten, sagte mir der Vater, wir würden vermutlich ein Kommando Freiwilliger Jäger erhalten. Ich ließ Stuben zurecht machen, und um 12 Uhr mittag zogen dann bei Hörnerklang die H[errn] Freiwilligen ein, ein Lieutenant Montaff [!] und 60 Jäger. Der Vater bat die Oberjäger alle zu Tische, H[err] von Kaiserling kam auch, es waren also 8 Fremde: H[err] von Kaiserling, Lieut. Montaff [!], 6 Oberjäger. Der erste Oberjäger oder Feldwebel hieß H[err] Runge⁶⁶⁾, hatte Theologie studiert und hatte so eben als Professor der Mathematik angestellt werden

sollen. Der zweite, H[err] Schwenke, war Referendarius in Königsberg gewesen, ein dritter, H[err] Schirrmeister, hatte Assessor werden sollen, dann der 4., H[err] Eusebius, ein Theologe, von dem ich weiter nichts weiß, der 5. war Econom gewesen, von dem 6. kann ich weder Namen noch Stand sagen, auch war er der Uninteressanteste⁶⁷⁾. Der Vater war nicht gleich da, als sie ankamen. Sie kündigten sich mir sehr freimütig an, die Unterhaltung war artig und angenehm; so ward sie bei Tisch fortgesetzt. Es kamen sehr interessante Gespräche vor. Die jungen Leute, die meist studiert hatten, gereist waren, stritten artig untereinander, kurz mir ward die Zeit nicht lang. Nach Tisch frugen sie, wer das Instrument spiele. Ich gab zur Antwort, daß ich sonst 5 junge Frauenzimmer bei mir hätte, die aber jetzt bei meiner Mutter zum Besuche wären. Sie machten mir artig den Krieg darüber, ich hätte Euch ihretwegen in Sicherheit gebracht, sie würden sich Mühe geben, Euch zu entdecken u. dergl. Der Major kam nebst Adjutanten zum Kaffee zu uns. Die jungen Leute hatten mich gefragt, ob ich keine Guitarre hätte, ich antwortete ehrlich nein, meine Nichte hätte eine, die aber nicht bezogen sei. Ich hielt es nun für abgetan, aber nein, die Menschen waren verpörrt [!], das Instrument zu haben. Der Vater ging mit dem Major spazieren, ich saß mit dem Professor und H[errn] Schirrmeister unter den Pappeln, die übrigen waren in der Wohnstube und sendeten Donathen einmal über das andre mit der Bitte, ihnen die Guitarre zu geben, sie wollten sie schon in Stand setzen. Ich bereute sehr, es ihnen gesagt zu haben, zu tun war nichts, sie konnten befehlen, wo sie baten. Ich holte demütig die Guitarre, mein Minchen, Dein Eigentum, und siehe, sie war bezogen. Sie waren außer sich vor Vergnügen darüber. H[err] Eusebius spielte und sang sehr gut, H[err] von Sobe versicherte, so ein schön Instrument könnte man nur in Sachsen finden. Ich hörte ein Weilchen zu, dann ging ich wieder zur andern Gesellschaft. Endlich kamen alle und bedauerten, daß eine Saite gesprungen sei. H[err] von Sobe lehrte mir, wie wir den Riß in der Guitarre zuleimen möchten. Der Major nebst Adjutant ritten vor dem Abendbrot weg, die andern H[errn] aßen wieder bei uns. Während der Abendmahlzeit, als ich Schnaps hole, fällt mir ein, nach Deiner Guitarre zu sehn. Ich suche die Wohnstube durch, ich finde sie nicht; in der Schlafstube war sie nicht; ich laufe aber in ihre Stuben, auch da war sie nicht. Schon denke ich, sie haben sie mitgenommen, und war in großer Angst, wie ich sie wiederbekommen sollte, als ich sie endlich bei nochmaligem Suchen hinter dem Ofen in der Wohnstube im Winkel entdeckte. Es tat mir recht weh, den guten Leuten etwas Böses zugetraut zu haben, denn denkt die Feinheit, sie hatten eine neue Saite von Alt-Döbern holen lassen, und H[err] Eusebius ging nicht eher fort, bis er abends das Instrument wieder in Stand gesetzt hatte. Die Abendunterhaltung war überaus angenehm. H[err] Schwenke, der hübscheste von allen, und, wie ich glaube, ein Genie, nahm der Franzosen sich lebhaft an. Wir alle waren gegen ihn. Er sprach überaus klug, artig und angenehm, meinte, er habe nicht die Franzosen, nein, er kämpfe gegen sie, weil ihm das Verhältnis seines Vaterlandes zu ihnen unausstehlich sei. So ging es den ganzen Abend. Der H[err] Professor war oft sehr böse, aber es half nichts. Um 11 Uhr verließen sie uns, der Lieut. und der Feldwebel schliefen im Hause, die andern mußten die ganze Nacht patrouillieren. Um 4 Uhr früh den 29. gingen sie ab; ich bewirtete sie mit Kaffee, Butterbrot und Braten. Heut nachmittag rücken in dasselbe Lager bei Alt-Döbern G[eneral] von Oppen⁶⁸⁾, und Russen sollen noch kommen. Marschall Ney⁶⁹⁾ steht bei Hoierswerda. Diesen wollen sie morgen, wie sie sagen, schlagen, um den Kaiser Napoleon abzuschneiden. Gott weiß, wie alles gehn wird. So viel ist abzusehn, daß es jetzt hier unruhiger einhergehn wird als je, und ich fürchte sehr, meine lieben Mädchens, daß ich Euch sobald nicht sehn werde, und doch hätte ich Euch so gern. Stündlich kömmt etwas Neues; bald kömmt ein Kommando und requiriert, bald kömmt eine Patrouille, dann wieder Boten, und so geht es in einem fort. Es werden sehr unruhige Pfingsten werden. Gekocht und gebraten wird immer; jeder, der kömmt, will essen. Den 29. abends rückte G[eneral] Oppen ins Lager bei Alt-Döbern. Er hatte das Jägerkorps bei sich, was wir von Som-

⁶⁷⁾ Darüber geschrieben: ich habe eben erfahren, daß er sonst Förster war.

merfeldt aus kannten. Ohngeachtet dieser Bekanntschaft requirierte H[err] Hauptmann von Böttcher hier Stroh, Vieh, Kartoffeln. Das Mögliche ward gesandt, doch erhielten oder sollten wir vielmehr zweimal Execution erhalten. Sonntag früh als den 30. ging alles fort. Die Nacht hatten sie meinen schönen Klee fouragiert. Bei mir frühstückten noch den 30. vor dem Abmarsch ein H[err] Proviantkommissär, beim Verwalter ein Husar, im Hause ein Regimentsschlächter. Es ist bei Hoierswerda in dem Dorfe Blune ein starkes Gefecht gewesen⁶⁹⁾, und durch Ogrose sind wenigstens 30 Wagen Blessierte gegangen. Den 30. mittags aß H[err] von Winkler nebst H[errn] von Kaiserling hier. Nachmittags kam der arme Papiermacher H[err] Garbe⁷⁰⁾ zu uns, uns seine Not zu klagen. Gegen Abend ging ich mit den H[errn] den Schaden des Klees zu besehen. Montag als den 31. ging alles ruhig vorüber; der Vater und H[err] von Kaiserling hatten in Alt-Döbern Geschäfte. Den 1. Juni war H[err] von Kaiserling noch hier, schloß mit dem Vater die Rechnung ab. Der Vater bekam einen Befehl, alles Gewehr abzuliefern. Er ging schwer dran mußte es aber. Kramer⁷¹⁾ brachte wehmütig seine Gewehre, und alle sind heute abgesandt worden. Mir ward sehr angst, daß im Spreewald auch Gewehre nachgesucht werden und Ihr gefunden werden könntet. Der Vater tröstet mich aber; ich wäre gern gleich nach Euch gelaufen. Nachmittags ging ich mit den H[errn] nach Alt-Döbern, um Geschenke für die Jägersleute einzukaufen, denn sobald es nur ein wenig sicher ist, hole ich Euch. In Cottbus, Papiz⁷²⁾, Vetschau und da herum stehen Preußen, eine Meile hinter Saalhausen Franzosen⁷³⁾, wir mitten drin, und die Kosacken schwärmen überall umher. Die Feiertage werden mir ohne Euch traurig vergehen, meine lieben Mädchens. Der Vater schilt mich über mein Pimpeln gar sehr aus, und er hat recht.

[6. Blatt, klein, undatiert, aber geschrieben 1. Juni]

An meine lieben Mädchens fünfe an der Zahl.

Heut müßt Ihr mir es zu gut halten, daß ich Euch zusammen ein Briefchen schreibe. Ich habe etwas Gichtschmerz im Arm, das erschwert mir das Schreiben. Aus meinem Tagebuch seht Ihr alles, auch daß ich eine kleine Sehnsucht nach Euch habe. Ich möchte so gern wenigstens die Pfingsten mit Euch verleben, und ist es nur eine Möglichkeit, so hole ich Euch her, Ihr ehrlichen Dinger. Die Gräfin Linar und Mama Knoch sind noch in Lübbenau (!) Morgen wird das Bronkesche Kind in aller Stille getauft⁷⁴⁾; es stehen Kosacken jetzt dort. Ich sende Dir, mein Minchen, Dein Kragenzeug. Ich habe alles genommen, weil ich nicht wußte, was das rechte war. Dein ...⁷⁵⁾, liebe Marie, sende ich auch mit. Ich habe 27 Stück kleine Törtchen, und so eben hat Kramer ein Reh geschossen. Ich sende Euch etwas Lebensmittel, ein Huhn, ein Brot, Spargel und Gurken. Küßt der guten Großmutter recht herzlich von mir die Hände und dem Onkel, der Tante den Mund, Mad. Voitus und den lieben Kindern tausend Empfehle.

Noch etwas Neues. Es heißt, der König von Sachsen sei wieder nach Prag; die Bürger hätten ihn nicht aus Dresden lassen wollen. Wir erhalten stündlich immer neue und so widersprechende Nachrichten, daß ich gar

nichts mehr glaube. Die gute Sache wird siegen, hoffe ich. Lebt alle wohl, meine lieben Mädchens. Ich küsse Euch der Reihe nach alle herzlich in Gedanken und bin von ganzem Herzen Eure Euch innig liebende Mutter Jeanette Thielau.

Der Vater küßt Euch alle. Spargel hat der Gärtner nicht, ich sende Euch Blumen. Sendet mir doch die Kober zurück, daß ich Euch wieder etwas senden kann. adieu.

[7. Blatt] Den 6 edlen Jungfrauen insgesamt gewidmet den 3. Juni 13 ([Anschrift des Briefes:] Den 6 edlen Jungfrauen von Klögel, Thielau und Klösterlein im Spreewalde)

Gestern als den 2. Juni war wieder ein sehr tumultuarischer Tag. Gen[eral] Oppen sollte wieder nach Alt-Döbern kommen. Da marschierten von früh 9 Uhr bis nachmittags um 3 Uhr 20 000 Franzosen, wie man glaubt, über Bronke¹⁴⁾ nach Calau zu. Die Preußen setzten ihnen nach. Da ist es denn bei Calau zu einem Gefecht gekommen. Daß ich die Kanonenschüsse deutlich gehört habe, könnt Ihr glauben. Ich hatte um 11 Uhr den Leineweber⁷⁶⁾ mit Kuchen, Erdbeeren und Sahne an Euch abgehen lassen. Um 3 Uhr kam er wieder, weil er vor Truppen nicht durchkonnte. Ich packte meine Kuchen aus und versuche nun, ob er heute durchkömmt, damit Ihr Nachricht erhaltet. Die Schäferei von Reuden⁷⁷⁾ soll abgebrannt sein. Gestern waren Kosacken hier überaus freundlich; sie reichten uns die Hand. Diese schwärmen nun immer hier herum und machen die Wege unsicher, denn sie plündern einzelne Menschen und Wagen. Sobald es nun etwas sicher ist, hole ich Euch wieder zu mir. Ich halte es hier für sicher, bin auch mit dem Gegner (!) nun so bekannt, daß ich durchaus nichts mehr fürchte, das heißt nicht in Sorge wegen Mißhandlungen bin; nur durchzukommen ist jetzt durchaus nicht. Napoleon soll in Dresden sein und angeschlagen haben, er setze seinen Sieg, eine Verfolgung der Feinde nicht fort, weil die barbarische Art, womit die beiden andern Mächte Krieg führten, nur auf den Ruin der Völker abgesehen sei. Wie Ihr es nun mit den Feiertagskleidern⁷⁸⁾ machen werdet, weiß ich nicht; ich traue nicht, etwas davon mitzusenden. Bei dem Kuchen, den ich Euch sende, seht auf meinen guten Willen. Bei dem vielen Tumult habe ich mich im Mehl vergriffen, und die werten (?) Kuchen sehen grausam schwarz aus. Ihr werdet sie doch wohl essen, ich habe sie ja für Euch gebacken, und 1000 werden sie nicht haben, nicht einmal Brot. Ich sende Euch etwas Arbeit mit, Minchen Baumwolle (!), eine Strahn ungebleichte Baumwolle für Marie, einen Knaul ungebleichte Baumwolle für Sophie, eine Strähne Zwirn für Clara und Louise, dann kleines Nähzeug für Louise, Clara und Sophie. Ich bin sehr eilig, damit der Bote fortkömmt. Der Vater schläft, er hat die Nacht aus Vorsorge mit den Leuten gewacht, doch ging alles ruhig ab. Für Karoline sende ich ein Hemde zu nähen. Der Mann kann nicht mehr fortbringen. Mad[emoiselle] Kl[ügel] erhält die gestrigen Zeitungen. Tausendmal küß ich Euch alle, Ihr Lieben, s e h r L i e b e n.

Mutter Jeanette Th[ielau].

Von dem Stand der Armeen weiß ich heute noch nichts. Der Leineweber wird unterwegs Nachricht einziehen und sie Euch mitteilen.

Anmerkungen.

1) Vgl. darüber Rudolf Lehmann, Geschichte des Markgraftums Niederlausitz. Dresden 1937 S. 362 ff. — 2) Vgl. u. a. O. Schlobach, Drei Erinnerungen aus der Niederlausitz an die 7 schweren Jahre 1806—1813: Niederlaus. Mitt. 3 (1893), 116—126. — Zum Treffen bei Luckau: Aufzeichnungen im Gemeindebuch zu Schlabendorf: Niederlaus. Mitt. 7 (1903), 344. — K. Liersch, Kottbusser Tagebuchaufzeichnungen von 1811 bis 1814: Niederlaus. Mitt. 8 (1904), 166 bis 178. — E. Bardey, Briefe eines Neumärkers, des freiwilligen Jägers August Burhardt aus Landsberg a. d. Warthe über seine Erlebnisse in den Freiheitskriegen 1813 bis 1815: Schriften d. Vereins f. Gesch. d. Neumark. Hft. XV (1903), 29—36 (Briefe aus der Zeit vom 22. Mai an aus den Quartieren bei Dahme, Lubochow, vor Drebbau, Ruhland, bei Bornsdorf, Gehren bei Luckau). — Fr. Matthaei, Die Verteidigung Berlins im Jahre 1813. Berlin-Charlottenburg 1938 (Es handelt sich um Aufzeichnungen des freiwilligen Jägers Gustav Runge, der auch das Quartier in Neudöbern erwähnt [S. 44]). — 3) Veröffentlicht wurden sie zuerst teilweise von Graf von Pourtales unter dem Titel: „Aus der Franzosenzeit“ im Cottbus-Calau-Spremlinger Kreiskalender 1913. Er ist heute nur schwer zu beschaffen. Auszüge brachten O. E. Schmidt, Schloß Alt-Döbern und seine Umgebung. Dresden (1930) S. 125—129, und Hauptstein, Aus der Franzosenzeit 1813. Erlebnisse im Kreise Calau nach dem Tagebuche der Frau Kreishauptmann von Thielau auf Neu Döbern: Aus der Heimat.

Für die Heimat. Beilage des Senftenberger Anzeigers 6. Jahrg. 1932 Nr. 9. — 4) Sie wurde am 10. Mai 1801 in Braunschweig geboren. — 5) Wohl die Tochter Adolf Friedrichs von Klösterlein, Herrn auf Jägerhof, Nebendorf, Griesen und Scheibe, und seiner 1810 verstorbenen Frau Christiane Friederike Karoline geb. Süßmildt. — 6) Dort lebte noch die Mutter der Frau von Thielau, Besitzer war ihr Bruder Karl Heinrich Ferdinand von Houwald, Bruder des Dichters Ernst von Houwald. — 7) Heinrich Ludwig Graf zu Lynar, Besitzer von Ogrosen, vermählt mit Karoline Ernestine Friederike von Knoch. — 8) In Alt Döbern lebten damals Frau von Gersdorf, die Fräulein Wilhelmine und Rahel von Britzke und die Fräulein Louise und Albertine von Britzke, vgl. Landesarchiv Lübben, Ständekarten C 11 Nr. 38 unter Altdöbern. — 9) Wirtschafterin in Neu Döbern. — 10) Friederike Dorothea Wilhelmine von Knoch geb. von Globig, die Mutter der Gräfin zu Lynar in Ogrosen, lebte verwitwet in Großjauer bei Alt Döbern. — 11) Graf von Beust auf Buchholz 0 Altdöbern. — 12) Freiherr von Thiel(e)mann, sächsischer Kommandant von Torgau, war bestrebt gewesen, einen Anschluß der Sachsen an die Verbündeten herbeizuführen. Als er gezwungen wurde, die Festung den Franzosen zu übergeben, verließ er sie am 10. Mai und begab sich mit einigen Offizieren in das Lager der Verbündeten. Er wurde russischer Generalleutnant und Adjutant Kaiser Alexanders. — 13) Vgl. Anm. 8. — 14) Bronkow WNW Altdöbern gehörte Friedrich August Wilhelm von Britzke. — 15) Gemeint

jedenfalls die Pächterin des Gutes Wormlage WSW Altdöbern. — ¹⁶⁾ Welcher Herr von Pannwitz gemeint ist, bleibt unklar. — ¹⁷⁾ Wohl die beiden Söhne der Schreiberin, die damals 16 und 18 Jahre alt waren. — ¹⁸⁾ Der Bediente Christian Donath. — ¹⁹⁾ Es handelt sich jedenfalls um den Pfarrer August Leberrecht Lehmann in Altdöbern. — ²⁰⁾ Vgl. Ann. 14. — ²¹⁾ Vgl. Ann. 8. — ²²⁾ Memoiren der Gräfin Kielmannsegg über Napoleon I., hrgb. von Gertrude Aretz, Dresden (1927) S. 172, wo die als Napoleontfreundin bekannte Gräfin, deren erster Gemahl Graf Rochus August zu Lynar auf Lübbenau am 1. August 1800 ganz plötzlich gestorben war, sagt: „Ein Verwandter meines Sohnes, der einige Stunden entfernt von Lübbenau begütert ist (in Ogrose) und jahrelang meines Sohnes Vermögen angefeindet hat, fand, seinen Ansichten gemäß, die französische Partei zu hassen, weil er sie in mehr als einer Hinsicht nicht verstand, ferner sich mit ohnmächtigem Triebe zu schaden, hervorzutun und die feigste Flucht zu ergreifen, sobald er sich in Gefahr wähnte. Bei der ersten Annäherung von französischen Truppen floh er von seinem Landgut und begab sich mit Gattin, Kindern, Schwiegermutter und Habe unter meinen Schutz. Ich überwand mich und nahm ihn auf. Die Familie lebte vierzehn Tage bei mir politisch so unbeachtet, als sie es bis dahin von Freund und Feind gewesen war. Die Ursachen ihres panischen Schreckens, nämlich die napoleonischen Soldaten, entfernten sich aus der Gegend und die zwar unter meinen Schutz Geflüchteten, sich aber darum nicht weniger beleidigend gegen mich Benehmenden entschlossen sich endlich zur Rückkehr in ihr Eigentum, als sie mir keine Einladung zu fernem Verbleiben abringen konnten.“ — ²³⁾ Die Vermählung fand am 15. Mai 1794 statt; vgl. die Einleitung. — ²⁴⁾ Gotthelf Schwartz, Verwalter in Neudöbern. — ²⁵⁾ Vgl. dazu die Aufstellung der Kriegsschäden von Neudöbern und Rettensdorf vom 3. Juli 1813: Landesarchiv Lübben, Ständeakten C 12 Nr. 41. Die Kriegsschäden und -verluste im Calauer Kreise. Danach wurden für die französischen Truppen unter Marschall Ney (III. Korps) geliefert: 1140 Pfund Brot, 20 Scheffel Korn, 20 Scheffel Hafer, 72 Zentner Heu, 16 Pfund Butter, 1800 Pfund Fleisch, 78 Kannen Brantwein und 330 Kannen Bier. Selbst requiriert und durch Plünderung weggenommen wurde nichts, auch kein Saatgetreide auf den Feldern ruiniert. — ²⁶⁾ In Ogrosen. — ²⁷⁾ M. Starcke. — ²⁸⁾ Waldstück bei Neudöbern. — ²⁹⁾ „Meine Herrn, wenn die Herrin des Hauses sich die Mühe nimmt, Ihnen Brantwein einzuschicken, muß man ganz ruhig sein.“ — „O, Madame hat recht, seid ruhig!“ — ³⁰⁾ Ausbruch. — ³¹⁾ „Wer wird denn so große Stücke Brot schneiden, Madame, und Sie halten sie nicht in Ordnung; man muß sie sich setzen lassen und ihnen der Reihe nach geben, jetzt tauschen sie Sie.“ — ³²⁾ „Ich habe ihnen nichts zu befehlen.“ — ³³⁾ „Ich nehme dieses Brot nur, weil ich noch nichts gegessen habe.“ — ³⁴⁾ „Vorwärts, kommt!“ — ³⁵⁾ „Vorwärts, meine Herrn, ich werde Ihnen selbst den Weg zeigen, aber Sie müssen mir alle folgen!“ — ³⁶⁾ „Ja, Madame, wir werden Ihnen folgen.“ — ³⁷⁾ „Haben Sie keine Furcht, wir werden nichts Ubles tun.“ — ³⁸⁾ „Wir haben zum ersten Mal unter dem Befehl des Kaisers gekämpft, und er ist mit uns zufrieden gewesen.“ — ³⁹⁾ Reynier befehligte das VII. Korps; s. Einleitung. — ⁴⁰⁾ Er befehligte das II. Korps; s. Einleitung. — ⁴¹⁾ Vgl. dazu die Aufstellung der Kriegsschäden von Ogrosen vom 28. Juni 1813: Landesarchiv Lübben, Ständeakten C 12 Nr. 41. Die Kriegsschäden und -verluste im Calauer Kreise. Danach waren am 17. Mai an die unter Ney stehenden französischen Truppen geliefert worden: 800 Pfund Brot, 28 Scheffel Mehl, 47 Scheffel Korn, 2 Scheffel Weizen, 8 Scheffel Gerste, 78 Scheffel Hafer, 92 Zentner Heu, 29 Schock Stroh,

6 Scheffel Grütze, 4 Scheffel Graupen, 3 Scheffel Hirse, 4 Scheffel Erbsen und Linsen, 50 Scheffel Kartoffeln, 180 Pfund Butter, 1696 Pfund Fleisch, 400 Kannen Wein, 2000 Kannen Brantwein, 14 Tonnen Bier. Den Verlust an barem Geld berechnete Graf zu Lynar auf 460 Taler 8 Groschen, an Kleidern, Wäsche, Uhren, Leinwand, Honig, Handwerkszeug und anderem Hausrat auf 778 Taler, an Mobilien 30 Taler, an vernichtetem Saatgetreide auf 8 Scheffel Korn, 2 Scheffel Weizen, 2 Scheffel Gerste, 8 Scheffel Hafer (zusammen in Geld 342 Taler). — ⁴²⁾ Pliesendorf SO Calau. — ⁴³⁾ Gahlen NW Ogrosen. — ⁴⁴⁾ Bolschwitz O Calau. — ⁴⁵⁾ Vgl. Ann. 25. — ⁴⁶⁾ Müschen Kr. Cottbus, NO Vetschau. Es gehörte wie Wormlage der Familie von Pannwitz. — ⁴⁷⁾ Vgl. über dieses Gefecht am 17. Mai G. Paulitz, Chronik von Senftenberg S. 276 und Grauhan, Der Marsch des Marschalls Ney durch die Niederlausitz und das Reitergefecht bei Senftenberg am 17. Mai 1813. Senftenberg (1938). — ⁴⁸⁾ Gemeint die Amtsmühle. — ⁴⁹⁾ Es handelt sich jedenfalls um Jakob Heinrich Julius von Pannwitz, geboren 31. Mai 1793 in Wormlage, gestorben 1. Juni 1818 als kgl. preußischer Leutnant a. D. in Müschen. — ⁵⁰⁾ Schutzwache. — ⁵¹⁾ Gemeint jedenfalls Karl August von Windler, Herr auf Lucknitz NW Döbern. — ⁵²⁾ Wurschen O Bautzen. Friederike Louise Christiane von Gersdorf geb. von Wurmgarth, hatte Wurschen 1806 nebst andern Gütern ihrem dritten Gatten Friedrich Erdmann von Thielau, dem Schwager der Jeanette von Thielau, verkauft. — ⁵³⁾ Die Träger dieser Namen sind nicht näher zu bestimmen. — ⁵⁴⁾ Vgl. Nr. 52. — ⁵⁵⁾ Gemeint wohl Karl Heinrich von Klosterlein, geboren 11. April 1790, gestorben als kgl. sächsischer Hauptmann 27. Juni 1851. — ⁵⁶⁾ Vgl. Ann. 25. — ⁵⁷⁾ Nicht näher zu bestimmen, um welchen Träger dieses Namens es sich handelt. — ⁵⁸⁾ Vgl. Ann. 7. — ⁵⁹⁾ Landesältester Heinrich Adolf Gustav Freiherr von Thermo auf Lipten Kr. Calau, W Alt Döbern. — ⁶⁰⁾ Die eigentliche Schlacht bei Bautzen war am 20. und 21. Mai; am 22. fanden heftige Rückzugsgefechte statt. — ⁶¹⁾ Vgl. die Einleitung. — ⁶²⁾ Der Gärtner Matthes Zoch. — ⁶³⁾ Vgl. Nr. 59. — ⁶⁴⁾ Generalmajor von Thümen. — ⁶⁵⁾ Major von Clausewitz, Kommandeur des 4. ostpreussischen Infanterieregiments. — ⁶⁶⁾ Vgl. Ann. 2. Gustav Runge wurde 1789 zu Brandenburg a. d. Havel als Sohn eines Mathematiklehrers geboren und starb als Geheimer Regierungs- und Schulrat zu Potsdam 1885. Er hatte sich als freiwilliger Jäger bei dem 4. ostpreussischen Infanterieregiment in Charlottenburg gemeldet und wurde bald zum Oberjäger befördert. Er nahm an dem Gefecht vor Luckau teil und wurde für sein tapferes Verhalten zum Offizier befördert. — ⁶⁷⁾ Generalmajor von Oppen. — ⁶⁸⁾ Es handelte sich vielmehr um den Marschall Oudinot. — ⁶⁹⁾ Vgl. E. Müller, Das Gefecht bei Hoyerswerda am 28. Mai 1813: Aus der Heimat. Für die Heimat. Beilage des Senftenberger Anzeigers 1933 Nr. 12. — ⁷⁰⁾ In Altdöbern. — ⁷¹⁾ Der Jäger Christian Kramer. — ⁷²⁾ Papitz Kr. Cottbus. — ⁷³⁾ Oudinot hatte den Vormarsch nach Luckau angetreten. — ⁷⁴⁾ Es handelt sich um Christiane Friederike Louise, das fünfte Kind von Friedrich August Wilhelm von Britzke (Brietzke) und seiner Ehefrau Henriette geb. von Egydi, das am 2. Juni 1813 getauft wurde (nach freundlicher Mitteilung von Herrn Pastor Schulze in Calau). Danach läßt sich das undatierte Blatt datieren. — ⁷⁵⁾ Das Wort ist nicht recht zu entziffern. Es handelt sich wohl um ein Gerät für weibliche Arbeiten. — ⁷⁶⁾ Gottfried Müller aus Neudöbern. — ⁷⁷⁾ Reuden Kr. Calau. Besitzer war damals Karl Friedrich von Mosch, ein Vorfahr des letzten im April 1945 tragisch ums Leben gekommenen Landyndikus von Mosch in Lübben. — ⁷⁸⁾ Der erste Pfingstsonntag fiel auf den 6. Juni.

Günter Stein:

Zur Datierung des Bergfrieds der Burg Stolpe a. d. Oder

(Der Bergfried im märkischen Bereich)

(mit 7 Abb. im Text)



Stolpe, Burgturm

Aufnahme Dr. Gebhardt

Die Mark Brandenburg war und ist reich an Burgen, die uns mehr oder weniger gut im mittelalterlichen Bauzustande erhalten, teils zu barocken Festungen, zu offenen Schlössern oder Gutshöfen umgebaut, teils als Ruinen überkommen oder aber nur als sogenannte abgegangene Burgen ohne irgendwelche baulichen Reste überliefert sind. Als Bauherren dieser Burgen im heutigen Bereich der Mark Brandenburg fungierten vornehmlich die Landesherren, also die Askanier, die Wittelsbacher, Luxemburger und Hohenzollern sowie darüber hinaus in den alten Grenzgebieten die betreffenden Landesherren, die Herzöge von Pommern, die Markgrafen und Kurfürsten von Sachsen, die Ordensritter usw.¹⁾ —

Alle diese Burgen unterlagen, soweit es uns die Baureste erkennen lassen, den fortifikatorischen Prinzipien, die jeweils zur Zeit ihrer Errichtung nicht nur im Raume der heutigen Mark Brandenburg, sondern darüber hinaus auch im Altreich Gültigkeit hatten²⁾. Im Grundriß der Gesamtanlage sowie in den Grundrissen der einzelnen Bauteile läßt sich dies an jeder märkischen oder benachbarten pommerschen oder sächsischen Burganlage demonstrieren. Naturgemäß unterscheiden sich daher die Burgen der

Mark Brandenburg sowie überhaupt die der norddeutschen Tiefebene und des ostdeutschen Raumes nicht im Grundriß, sondern nur im Baumaterial, dem Feldstein und Backstein, von den meisten Burgen des Altreichs, die in der Regel aus dem jeweils anstehenden Gestein, teils in Bruchstein-, teils in Hausteinmanier, gefügt sind. Es ist also durchaus berechtigt, bei allen typologischen Vergleichen märkischer Burgen Beispiele aus dem Altreich — mit Ausnahme vielleicht einiger französisch beeinflusster Anlagen Westdeutschlands — sowie aus den der Mark Brandenburg benachbarten Gebieten, der Altmark, Sachsen oder Pommern heranzuziehen. Einen speziell märkischen Burgenbau gibt es ebenso wenig wie einen speziell sächsischen oder pommerschen.

Unter all den mannigfachen und doch im einzelnen in ihrer jeweiligen Bauzeit nach ihrem Grundriß einzuordnenden und zusammenfassenden Bauteilen von Burgen im Bereiche der heutigen Mark Brandenburg ragt aber ein Bauwerk durch Grundrißgestaltung und außerordentlich große Abmessungen besonders hervor: es ist der Bergfried der Burg Stolpe an der Oder, der im Volksmund sogenannte „Grüttpott“ oder „Grütztopp“³⁾. — Noch dürftiger als die historischen Nachrichten über die Frühzeit dieser ehemals wichtigen Burganlage sind die baugeschichtlichen Hinweise, so daß es angebracht erscheinen muß, die Frage nach der Datierung dieses wuchtigen Turmes erneut aufzuwerfen.

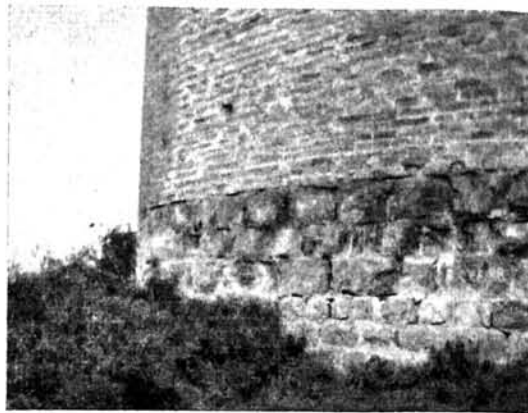
Der Turm erhebt sich inmitten einer etwa 30×40 m messenden, ungefähr trapezoiden Burgstelle, die sich, von einem Graben getrennt, im Niveau deutlich von einer halbkreisförmig vorgelegten Vorburg oder Zwingieranlage unterscheidet⁴⁾. Unregelmäßigkeiten im Niveau lassen hier überall unter dem Rasen Reste von Gebäuden vermuten, die eine Ausgrabung zutage legen müßte⁵⁾. An diesen Unebenheiten im Gelände sowie auch im aufgehenden Mauerwerk des Turmes läßt sich erkennen, daß dieser ursprünglich und wahrscheinlich auch später frei inmitten der ganzen Anlage gestanden hat, also als beherrschender Mittelpunkt der Anlage und letzter Zufluchtsort der Verteidiger, als Bergfried⁶⁾.

Der Turm präsentiert sich uns als ein gewaltiger Zylinder von etwa 20 m Höhe, dessen etwa 12 m tief in der Erde stehender Sockel, an der Nordseite zum Teil freiliegend, aus Granitquadern mit darüberliegenden drei Schichten großer grauer, sehr verwitterter Sandsteinquadern besteht, während das gesamte aufgehende Mauerwerk aus großformatigen Backsteinen (etwa 26×12×9 cm, jeweils ein Läufer mit einem Binder wechselnd) gefügt ist⁷⁾. —

Das Innere des Turmes ist dreigeschossig: ein hohes und geräumiges achteckiges Erdgeschoß, das durch einen neuzeitlichen Stollen (um 1868) betreten werden kann⁸⁾, ehemals aber nur durch eine kreisrunde Öffnung im Scheitel des achtseitigen Kuppelgewölbes zugänglich war, darüberliegend ein Geschoß, dessen äußeren Zugang über eine Leiter ein 11 m hoch angebrachter Podest auf in Resten noch erhaltenen steinernen Konsolen vermittelte sowie ein Obergeschoß, das der Verteidigung aus der Höhe, hinter den Zinnen und durch die Scharte diente.

Ob der untere Raum als Verlies gedient hat, wie dies sonst bei Bergfrieden häufig üblich war, ist hier doch fraglich: zu sauber gefügt erscheint das Quaderwerk (etwa 10 m hoch) sowie das darüberliegende Backsteingemäuer (etwa 8,5 weitere Meter) des Achtecks, das eine sorgfältig gemauerte Kuppel überwölbt. Zu weiträumig (etwa 6,60 m lichte Weite) und hoch erscheint der Raum für die Unterbringung Gefangener, so daß man hier wohl eher an einen Vorratsraum oder an einen provisorischen (weil nicht erhellten) Wohnraum denken könnte.

Interessant ist auch das mittlere Geschoß, das als Wohn- und des Türmers gedient haben mag. Der ehemalige und ursprüngliche Zugang liegt etwa 11 m über dem Erdboden, eine rundbogig überwölbte, um eine Steinstärke einspringende, sorgfältig gemauerte Öffnung, die von dem erwähnten Podest aus zugänglich war und durch einen seit-



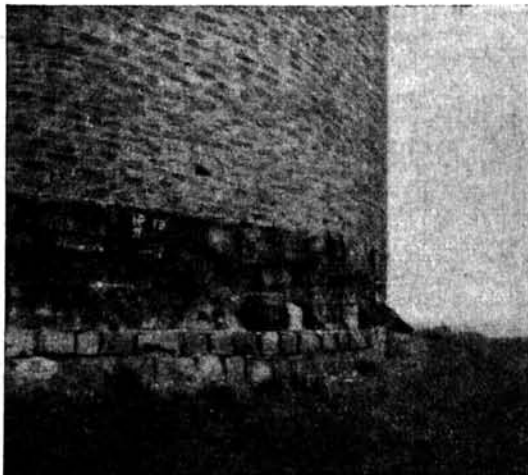
Stolpe, Burgturm
Mauerwerk an der Westseite

Aufnahme Dr. Gebhardt

lich vorzuschiebenden Balken abzuriegeln ging; ihr Gewände ist fast völlig erhalten. Im Gegensatz dazu erscheint die zweite, etwa 4 m tiefer liegende Maueröffnung, zu der eine Treppe in der Mauerdicke hinunterführt, willkürlich und nachträglich, zweifellos viel später ohne Rücksicht auf den bestehenden Verband in das Mauerwerk eingebrochen; ihre Gewände sind ringsum weggebrockelt, waren also nicht fest im Mauerverband verzahnt. Auch die zwei kleinen Scharten, die das Treppchen im Mauerwerk erhellen sollten, sind nachträglich und roh in das wohlgefügte Mauerwerk des Turmes eingebrochen und mit anderen Backsteinen abgesetzt worden. — Außer diesen beiden gegen Südost gerichteten Zugängen zeigt das Mittelgeschoß, das etwa 4 m hoch und 10 m weit war, eine lange schmale Scharte gegen Süd und zwei kleinere Öffnungen gegen Nordwest.

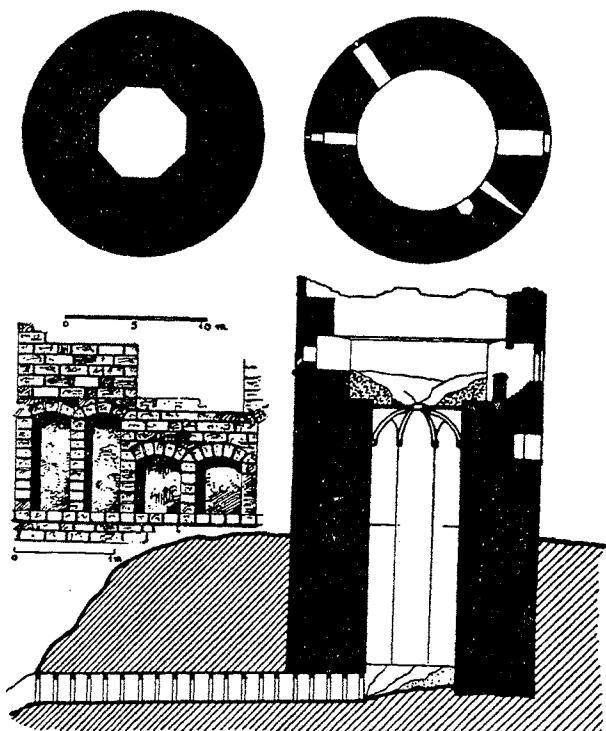
Das Dachgeschoß letztlich weist auch heute noch Reste der Zinnen auf, die gleich der Zone unter den Scharten durch kleine Stichbogenblenden gegliedert sind.

Über die Entstehungszeit sowie überhaupt über die Baugeschichte des „Grüttpott“ ist so gut wie nichts bekannt. Allgemein wird die Ansicht vertreten, daß die Burg und damit auch der Bergfried schon vorhanden waren, als das betreffende Territorium von pommerschen



Stolpe, Burgturm
Mauerwerk an der Westseite

Aufnahme Dr. Gebhardt



Stolpe, Burgturm

aus Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg III, 3
Krs. Angermünde Abb. 238

in brandenburgischen Besitz übergang, d. h. also um 1250. Piper datiert den Turm an den Anfang des 13. Jahrhunderts⁹⁾; ihm folgt R. Schmidt, der irrtümlich in dieser Zeit erst die Einführung der Backsteintechnik annimmt. A. Girsalski rückt ihn, sichtlich ohne besonderen Grund, bis etwa an die Jahrhundertwende vor¹⁰⁾, alle vermuten also die Pommern als Bauherren mit Ausnahme von E. Kulke, der den Turm erst um 1250 ansetzt¹¹⁾. Durch Vergleich von Grundriß sowie Baumaterial und Bautechnik mit ähnlichen Bauformen und Baumaterialien anderer deutscher Bergfriede soll nun versucht werden, eine genauere und vor allem begründete Datierung zu erreichen.

Mit seinem Durchmesser von 17,80 m also ragt der Stolper Bergfried unter allen entsprechenden Türmen märkischer Burgen hervor, und es scheint im Bereich der heutigen Mark Brandenburg, zumindest was die Abmessungen und den Grundriß betrifft, kein Bergfried gleich wichtiger Ausmaße vorhanden gewesen zu sein¹²⁾. —

Die runden Bergfriede im märkischen Bereich der romanischen Epoche, also solche, deren Erbauung mit Sicherheit noch vor den zwanziger bis fünfziger Jahren des 13. Jahrhunderts erfolgte, haben kaum einen Durchmesser von über 14 m¹³⁾ (Salzwedel um 1120, Durchmesser = 14,15 m, Mauerstärke = 3,60 m¹⁴⁾, Belzig um 1134 bzw. 1140, Dm. = 12 m, Mst. = 3,75¹⁵⁾, Spandau um 1180, Dm. = 12,45 m, Mst. = 3,55 m¹⁶⁾, Rabenstein um 1200, Dm. = 13,00 m, Mst. = 4,00 m¹⁷⁾), später errichtete, also gotische Bergfriede überschreiten in der Regel kaum den Durchmesser von etwa 10 m (Putlitz, Dm. = 9,00 m, Mst. = 3,00 m¹⁸⁾, Wolfshagen, Dm. = 8,80 m, Mst. 3,80 m¹⁹⁾, Gerswalde, Dm. = 10,00 m, Mst. = 3,40 m²⁰⁾, Vierraden, Dm. = 6,00 m, Mst. = 2,50²¹⁾).

Dies seien nur einige Beispiele aus dem märkischen Bereich, im Burgenbau des übrigen Reichsgebietes ist dies nicht anders. Von den wenigen Beispielen abgesehen, die dem Stolper „Grütpott“ mit seinem gewaltigen Durchmesser vergleichbar sind und weiter unten besprochen werden sollen, erreichen die runden Bergfriede romanischer Zeit auch nur in seltenen Fällen mehr als 14 m, die

der späteren gotischen Epoche selten mehr als 10 m Durchmesser. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. In der Frühzeit des Burgenbaues vom 10. bis 12. Jahrhundert war der Bergfried als Hauptbauteil einer Burganlage deren Kristallisationspunkt, der in der Regel als erstes Bauwerk der Anlage errichtet und dann erst mit einer Ringmauer und steinernen oder hölzernen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden umgeben ward. In der Frühzeit wird er bisweilen auch bewohnbar, eine Art Wohnturm gewesen sein; die Tatsache, daß solche frühen Bergfriede zuweilen anfangs wohl isoliert, ohne sonstige Burggebäude gestanden haben, sowie ihr beträchtlicher Durchmesser bei verhältnismäßig großer lichter Weite, dem wahrscheinlich auch eine nicht allzu große Höhe des aufgehenden Mauerwerks entsprochen haben mag, könnte darauf deuten²²⁾.

Interessant ist es, die Entwicklung der Grundrißverhältnisse und Abmessungen runder Bergfriede durch die Jahrhunderte zu verfolgen und Rückschlüsse zur Datierung einzelner Türme wie des Stolper Bergfrieds daraus zu ziehen. Der rund gemauerte Zylinder eines Turmes kann, wie schon Vitruv feststellte²³⁾, durch die Verwicklung der Steine aufrallenden Geschossen besser Widerstand leisten, als ein quadratischer oder rechteckiger Turm. Dennoch hat es offensichtlich schon von Beginn des steinernen mittelalterlichen Wehrbaues an runde und quadratisch-rechteckige Bergfriede in jeweils verschiedener Häufigkeit verteilt in Deutschland gegeben²⁴⁾, und die Frage, ob der Rundturm als der der Steinbauweise näher kommende Grundrißtyp antiker oder orientalischer Bau-tradition oder der rechteckige bzw. quadratische Turm als der der Holzbauweise gemäßige Grundrißtyp heimischer Bau-tradition Ursprung und Verteilung verdanke, kann hier nicht erörtert werden. Von den mannigfachen Grundrißformen mittelalterlicher Bergfriede haben wir in der Mark recht eigentlich nur diese beiden Haupttypen als Bergfriede vertreten: Sofern nicht Tortürme als Bergfriede fungierten (wie offensichtlich bei Wittstock²⁵⁾, Alt-Ruppin²⁶⁾, Liebenwalde²⁷⁾, Greiffenberg²⁸⁾), waren entweder runde oder quadratische Bergfriede in Übung²⁹⁾. Einige Sondertypen seien hier nur kurz genannt. So fallen unter den Rundtürmen der Gotik Bergfriede auf, die einen quadratischen Sockel haben: Wolfshagen³⁰⁾, Vierraden³¹⁾ und jenseits der Oder Lagow³²⁾ und Schievelbein³³⁾. Einen gotischen Sechseckturm (als Bergfried?) hat die Burg Angermünde³⁴⁾, ebenfalls einen sechseckigen Bergfried hatte angeblich Friesack³⁵⁾. Unter den Rechtecktürmen fallen der Bergfried von Grimnitz³⁶⁾, ein offenbar früher, nicht sehr hoher und fester, aber geräumiger Wohnturm, und der westlichen Einfluß verratende „Donjon“ Karls IV., der sogenannte „Kapitelturm“ der Burg Tangermünde auf³⁷⁾.

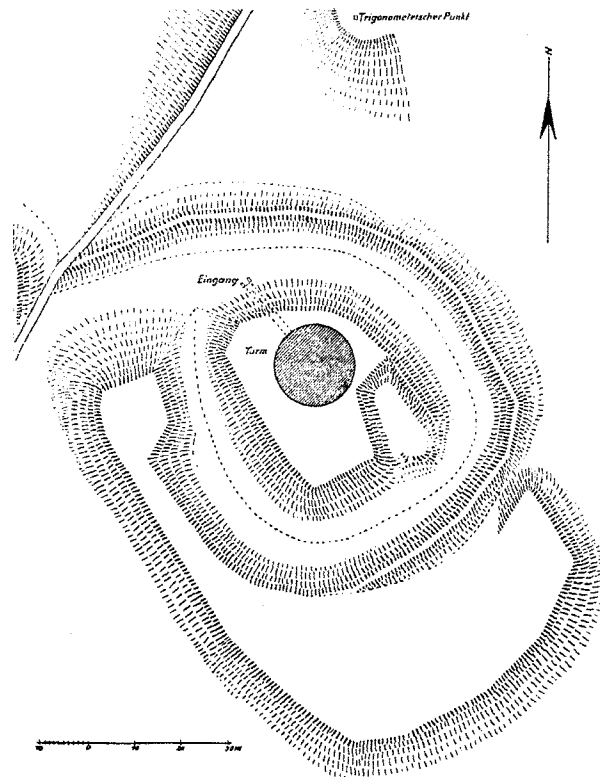
Es ist, glaube ich, bisher wenig beachtet worden, daß auch die Grundrißform runder Bergfriede im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts Wandlungen erfährt. Wie schon erwähnt, nimmt der Durchmesser meist ab. Haben romanische runde Bergfriede in der Regel durchschnittliche Durchmesser von etwa 12 bis 14 m, so betragen die der Gotik meist kaum mehr als 10 m. Die untere Mauerstärke ändert sich dabei fast nicht, sie beträgt nach wie vor etwa 3 bis 4 m. Die logische Folge ist daher eine beträchtliche Verringerung der lichten Weite (auf etwa 3 bis 2 m) und damit eine Beschränkung der Verteidiger im Falle einer Belagerung auf äußerst geringen Raum. Ob Hand in Hand damit und zu einem gewissen Ausgleich die Turmhöhe vergrößert wurde, ist anzunehmen, wenn auch nur selten nachweisbar. Der Sinn dieser Verringerung des Durchmessers ist klar: bei zunehmender Vervollkommenung der Belagerungswaffen bot ein Rundturm geringen Durchmessers besseren Widerstand, bot Geschossen ein geringeres Ziel und ließ schräg aufrallende Geschosse eher abgleiten als ein mächtigerer Turm. Immer war aber vor Einführung der Pulvergeschütze und Feuerwaffen das Prinzip der Verteidigung aus der Höhe, und zwar aus größerer Höhe als der, die der Angreifer zu erringen in der Lage war, maßgebend. Nach dem Aufkommen der Geschütze mit rasanter Geschosßbahn und dem damit notwendigen Verstärken der Ringmauern durch Erdanschlüttungen (Zossen³⁸⁾) sowie der Verteidigung in der Ebene bzw. aus flacher Deckung heraus verliert auch der alte Bergfried seine

defensive Eigenschaft, seinen Wehr- bzw. Abwehrcharakter und dient höchstens noch als Auslug oder Gefängnis. Sofern nicht besonders starke Bergfriede wie der von Zossen³⁹⁾ und der Juliusturm von Spandau⁴⁰⁾ „modernisiert“ und mit Geschützen armiert werden, übernehmen in der Renaissance Rondele und mächtige Batterietürme⁴¹⁾ seine Wehrfunktion, während seine Eigenschaft als Reduit und letzter Zufluchtsort im 16. Jahrhundert und in den barocken Festungen — wenigstens in Gestalt eines hohen Turmes — keine Nachfolge findet. — Zusammenfassend also läßt sich feststellen, daß in der wehrbautechnischen Entwicklung des mittelalterlichen deutschen und damit auch des märkischen runden Bergfrieds vom 11. bis zum 15. Jahrhundert die Turmhöhe zunimmt, der Durchmesser abnimmt, die Mauerstärke in etwa gleich bleibt und somit auch die lichte Weite geringer wird. Das gleiche gilt auch für rechteckige und quadratische Bergfriede.

Darüber hinaus zeigt sich aber, daß es in der Frühzeit, also vom 10. bis 12. Jahrhundert runde und rechteckig-quadratische Bergfriede gegeben hat, die bei einem verhältnismäßig großen Durchmesser nur geringe Mauerstärke aufweisen. Für diese Art Türme gilt das eben für die Bergfriede der romanischen Epoche Ausgeführte besonders: verhältnismäßig geringe Mauerstärke und massiger Baukörper deuten auf noch unvollkommene Angriffsmittel, also auf die Frühzeit des steinernen Burgenbaues, und lassen gleichzeitig aus statischen Gründen geringe Höhe voraussetzen. Die beträchtliche lichte Weite solcher Türme gibt Anlaß, in ihnen frühe Wohntürme zu vermuten, die ehemals völlig isoliert, d. h. ohne irgendwelche sonstigen Wohn- und Wirtschaftsgebäude, allenfalls mit kreisförmigem Wall und Graben errichtet worden sein können und auch tatsächlich im alten Reichsgebiet so angelegt worden sind⁴²⁾. Ob und wie lange solche gewaltigen bewohnbaren Bergfriede in der Frühzeit isoliert bestanden haben, ob und wann sie in spätere Burganlagen einbezogen wurden oder schon vor späteren Neuanlagen der Zerstörung anheimgefallen waren, muß von Fall zu Fall und mit der nötigen Vorsicht untersucht werden, dürfte aber nur selten mit absoluter Sicherheit festzustellen sein. Einige Beispiele mögen dies anschaulich machen. —

Hier seien zwei runde Bergfriede angeführt, die ihrer beträchtlichen Abmessungen wegen — das Baumaterial war ja landschaftlich verschieden und geologisch bedingt — als einzige noch in Resten erhaltene Türme zum Vergleich mit dem Stolper Bergfried herangezogen werden können: die ältesten Bergfriede der Burgen Anhalt im Osthaz und Gelnhausen in Hessen.

Gelnhausen ist die bekanntere Anlage von beiden⁴³⁾. Der Ausbau dieser zwar kleinen, aber durch ihre künstlerischen Bauformen ausgezeichneten hohenstaufischen Kaiserpfalz erfolgte unter Friedrich Barbarossa oder Heinrich VI. etwa zwischen 1180 und 1200. — Weniger beachtet wurde bislang, daß sich an gleicher Stelle eine schon 1158 bezeugte, wohl 1144 erbaute kleine Burg befunden hat⁴⁴⁾, die erst nach Übergang in kaiserlichen Besitz jenen großzügigen Umbau erfuhr. Welcherart Grundriß und Bauformen dieser älteren Burg waren, wissen wir nicht, vermutlich war aber der Ringmauerverlauf ähnlich wie bei der späteren Kaiserpfalz, denn er gleicht in allen seinen Merkmalen, im ovalen Grundriß unter Einschluß eines rechten und eines stumpfen Winkels sowie durch seine — natürlich noch unflankierten — geraden oder sanft gekrümmten Mauerzüge einer typisch romanischen Burganlage des 11. bis 12. Jahrhunderts. Im nördlichen Teile der Kaiserpfalz ist nun das Fundament eines mächtigen Rundturmes gefunden worden, das aller Wahrscheinlichkeit nach ein oder überhaupt der Hauptbestandteil der älteren Burg gewesen ist⁴⁵⁾. Der Durchmesser dieses Turmrestes beträgt etwa 17,20 m, die Mauerstärke des Fundamentes etwa 4 m. — Das Mauerwerk bzw. die Mauertechnik dieses Turmes unterscheiden sich von denen der Kaiserpfalz doch sehr und lassen in der Art der Zusammensetzung auf frühere Entstehung schließen. Der gewaltige Durchmesser des Turmfundamentes deutet darüber hinaus auf seine Eigenschaft als eine Art Wohnturm der Frühzeit im oben besprochenen Sinne. Bringt man die erste Erwähnung der älteren Gelnhausener Burg von

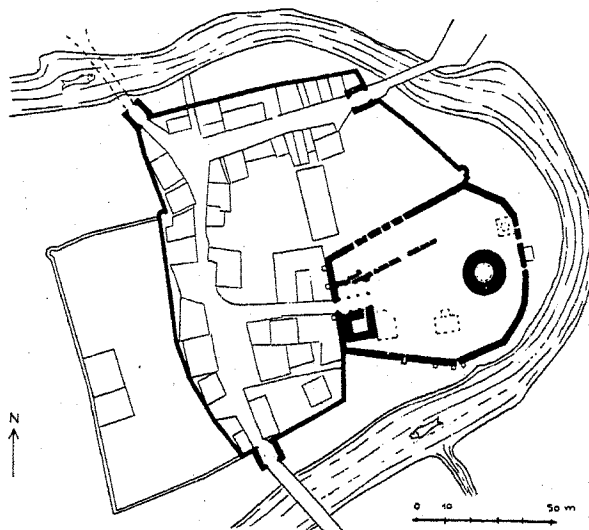


Burg Stolpe

nach Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg III, 3
Abb. 239

1144/1158 mit dem Turme in Zusammenhang, so ergibt sich für die Zeit der Errichtung des Turmes etwa die Mitte des 12. Jahrhunderts.

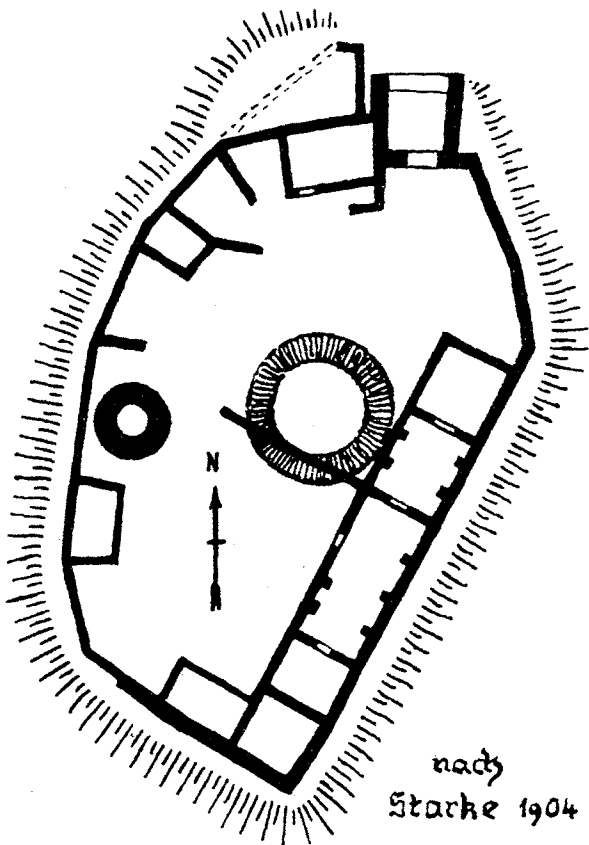
Ein in seinem Durchmesser dem Bergfried von Stolpe vergleichbares Turmfundament wurde aber schon 1915 von Brinkmann in Resten auf der Burg Anhalt im Osthaz, dem Stammsitz der Askanier, gefunden⁴⁶⁾. Es handelt sich um ein Fundament aus Bruchsteinen, dessen Durchmesser 18 m, dessen Mauerstärke aber etwa nur 3 m beträgt. Dieser ehemals gewiß wuchtige Bergfried ist verhältnismäßig



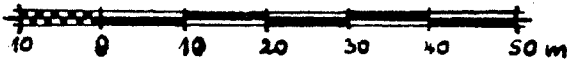
Kaiserpfalz Gelnhausen

aus B. Ebhardt, Der Wehrbau Europas im Mittelalter Abb. 236

Burg Anhalt : Garz



nach
Starke 1904



sicher zu datieren: Die Stammburg der Askanier muß etwa Ende des 11. Jahrhunderts entstanden sein. Um 1140 wird sie als einer der Stützpunkte Albrechts des Bären von den Sachsen zerstört, nach Albrechts Rückkehr aber wiederaufgebaut. Für diesen Neubau, der um 1150 stattgefunden haben muß, legen die ausgegrabenen Reste einer typisch romanischen, ovalen Burganlage, die — auffallenderweise in diesem Gebiet — aus Backsteinen gefügt wurde, beredtes Zeugnis ab. Das erwähnte mächtige Turmfundament wurde aber unter den Gebäuderesten von 1150 gefunden, zudem unterscheidet es sich vom Backsteinmaterial der Anlage von 1150 durch sein Bruchsteinmauerwerk, der Turm kann also nur vor 1140 entstanden sein, um 1150 wurde er überbaut, und in der neuen Anlage ein Bergfried geringeren Durchmessers, aber wahrscheinlich größerer Höhe errichtet. Wäre der alte Turm 1140 nicht zerstört worden, hätte man ihn wahrscheinlich weiterhin bestehen lassen. Seine Zerstörung aber gibt Gelegenheit, mit der inzwischen (also um 1150) überholten Bauform zu brechen und mit der neuen Burganlage auch einen neuen Bergfried zu errichten. —

Faßt man zusammen, was sich für die Bergfriede von Gelnhausen und Anhalt, die beide im Außendurchmesser mit dem Bergfried von Stolpe zu vergleichen sind, an Ähnlichkeiten oder an Gegensätzlichem ergibt und wie etwa aus der Grundrißform auch für Stolpe eine annähernde Datierung zu gewinnen ist, so läßt sich folgendes feststellen: Nach vorsichtiger Schätzung wird Anhalts

ältere Anlage um 1100 entstanden sein, Gelnhausens ältere Burg um 1140. Anhalts älterer Bergfried ist ein nur wenig widerstandsfähiger Wohnturm gewesen, er sinkt bereits 1140 in Trümmer. Der alte Bergfried Gelnhausens wird erst um 1140 errichtet sein, hat aber auch schon erheblich stärkeres Mauerwerk als der von Anhalt. Gemeinsam war beiden der massige Baukörper, doch hat innerhalb von etwa 50 Jahren offensichtlich die auch schon im 12. Jahrhundert fortschreitende Angriffstechnik stabileres Mauerwerk beim Bau des Gelnhausener Turmes notwendig erscheinen lassen. Ob und inwieweit nun der alte Bergfried in Gelnhausen in den staufischen Ausbau zur Kaiserpfalz mit einbezogen wurde oder ob er schon vorher zerstört bzw. abgetragen worden ist, wird man nicht feststellen können. Überbaut worden ist er — im Gegensatz zu Anhalt — jedenfalls nicht, und die Möglichkeit, er habe daher auch in der Stauferpfalz weiterbestanden, gewinnt somit an Wahrscheinlichkeit.

Bleibt noch die Frage, ob beide Bergfriede eventuell als selbständige Verteidigungswerke für sich allein ohne zusätzliche Wirtschaftsgebäude, vielleicht nur mit ringförmigem Wall und Graben bestanden haben. Mehrere Gründe lassen das vermuten, so u. a. die Tatsache, daß beide Türme als einzige und ohne sonstige Überreste von Gebäuden der beiden älteren Burganlagen Anhalt und Gelnhausen überkommen sind, ferner ihre beherrschende isolierte Lage auf der Burgstelle und schließlich ihr durch die beträchtliche lichte Weite bedingter wohnturmähnlicher Charakter.

Wenden wir uns nun wieder dem Bergfried von Stolpe zu, so läßt sich unter Berücksichtigung des oben Ausgeführten folgendes feststellen: Wie bei den Türmen von Anhalt (um 1100) und Gelnhausen (um 1140) handelt es sich um einen mächtigen Rundturm von fast 18 m Durchmesser. Wie bei Anhalt und Gelnhausen ist es ein wohnturmähnliches Bauwerk (lichte Weite des achteckigen Sockelinneren 6,60 m, lichte Weite des Mittelgeschosses 10 m). Wie bei Anhalt und Gelnhausen besteht die Möglichkeit, daß der Turm von Stolpe — ähnlich wie noch jetzt — ursprünglich für sich allein⁴⁷⁾, als eine Art Turmburg⁴⁸⁾, bestanden hat, und erst später Wohn- und Wirtschaftsgebäude sowie Ringmauern für die ganze Anlage der späteren Ausdehnung zugefügt wurden. Da der Bergfried von Anhalt mit seiner Mauerstärke von 3 m etwa um 1100 entstanden ist, der Bergfried von Gelnhausen mit seiner Mauerstärke von 4 m etwa gegen 1140 errichtet wurde, so liegt die Vermutung nahe, der Stolper „Grüttpott“ mit seiner Mauerstärke von etwa 5,60 m könne etwa im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts erbaut sein. Diese Ansetzung scheint willkürlich allein nur nach der zunehmenden Stärke des Mauerwerks der drei angeführten Türme gegeben zu sein, und doch deuten alle sonstigen Kriterien in etwa auf ebendieselben Jahrzehnte zwischen 1160 und 1200. Aus den zuvor erläuterten belagerungstechnischen Gründen darf aber angenommen werden, daß solch ein massiger Rundturm — als Bergfried jedenfalls — mit seiner Mauerstärke von 5,60 m vor der Mitte des 12. Jahrhunderts noch kaum, mit seinem Außendurchmesser von fast 18 m nach dem Ende des 12. Jahrhunderts kaum mehr möglich ist. Soweit die Datierung aus dem Grundriß.

Die Beobachtung des Baumaterials und der Bautechnik ergänzt die ungefähre Ansetzung, die wir durch den Grundrißvergleich gewannen, in vorzüglicher Weise. Hingewiesen sei hier auf die überaus große Ähnlichkeit des ursprünglichen, 11 m über dem Niveau befindlichen Zuganges des „Grüttpott“ mit dem Eingang zum Bergfried der Burg Salzwedel, der ebenfalls in größerer Höhe mittels einer Leiter über ein Podest auf Kragsteinen zugänglich war. Zunächst bleibt noch einmal festzustellen, daß im Sockelmauerwerk zuunterst Granitquadern und darüber drei Schichten Sandsteinquadern, dagegen im aufgehenden Mauerwerk großformatige Backsteine verwendet wurden. Ich habe in anderem Zusammenhang über mittelalterliche Mauertechnik und Baumaterialien märkischer Burgen gehandelt und darf hier darauf verweisen⁴⁹⁾. Danach ist Granitquaderwerk charakteristisch für das 12. und den

Um 1135 wird Boleslaw III., Herzog von Polen, nach seinen Eroberungen von 1120 von Lothar von Supplinburg

Für den pommerschen Bereich des 12. Jahrhunderts kann die Berührung mit den benachbarten Mächten, sei sie nun friedlicher oder feindlicher Natur gewesen, zweifellos auch eine Infiltration von bautechnischen Gewohnheiten des Altreichs⁶⁰⁾, namentlich des sächsischen Raumes durch Heinrich den Löwen und die Askanier, sowie eine Anpassung an dänische Bautraditionen durch einheimische oder vielleicht auswärtige Bauleute bedeuten. Es könnte eine lohnende Aufgabe pommerscher Lokalforschung sein, hier eingehendere Urkundenkritik einzuleiten und gegebenenfalls Nachrichten über einheimisch-pommersche oder auswärtige Bautätigkeit im pommerschen Raum des 12. Jahrhunderts und in dem hier besonders interessierenden Gebiet aufzuspüren.

. Der in seinen Ausmaßen in jenem Raum so außerge-
wöhnliche und in seiner Bautechnik so wichtige und ein-
drucksvolle Burgturm von Stolpe aber scheint nach dem
oben Ausgeführten nur in die letzten Jahrzehnte des
12. Jahrhunderts datiert werden zu müssen.

1) Der Inititative einzelner Geschlechter oder geistlicher Würdenträger verdanken nur wenige Burgen dieses Bereiches ihr Entstehen. Vgl. dazu Riedel, Märkische Forschungen I, 1841, S. 266 ff. bes. S. 269 f.

2) Vgl. zum folgenden G. Stein, Mittellungsbelt der Deutschen Burgenvereinigung e. V., Dezember 1954, S. 11 ff. — 3) Die Kunstdenkmalder der Provinz Brandenburg III, 3 Kreis Angermünde (1934), S. 385 ff. (Blunde). — O. Piper, Burgenkunde, I. Aufl. München 1895, S. 794. — 4) Kunstdenkmalder III, 3, Abb. 239. — R. Schmidt, Geschichte des Geschlechts von Buchi, I, Eberswalde 1939, Taf. 25 und S. 113 f. — 5) Ein aus dem Jahre 1927 stammender Plan des Burgeländes mit diversen von J. S. v. Buch rekonstruierten Gebäuden (Schmidt a. O. Taf. 28) kann m. E. nur mit großen Bedenken zum Vergleich herangezogen werden. — 6) Piper a. O. S. 194 ff. — H. v. Caboga, Die mittelalterliche Burg, Rapperswil 1951, S. 20 ff. — 7) Kunstdenkmalder III/3, S. 389, Abb. 238 u. 240. — Schmidt a. O. S. 113, Taf. 26 u. 29. — H. E. v. Seltzer-Stahn, Mitt. d. Vereins f. d. Geschichte Potsdams, N. F. IV, 3, 1908, S. 142. — 8) Piper a. O. S. 539. — Schmidt a. O. Taf. 30. — 9) Piper a. O. S. 239. — 10) A. Girzalski, Der Werbellin, Veltzen 1911, S. 80. — 11) E. Kulke, Die mittelalterlichen Burgenanlagen der Mittleren Ostmark, Bottrop i. W. 1935, S. 23. — 12) Vgl. auch die Grundrißzusammenstellung bei Piper a. O. Fig. 99 und Schmidt a. O. Taf. 27, doch ist die Zeichnung nicht genau! — 13) Eine Ausnahme bildet der Bergfried der Wiesenburg mit etwa 16 Metern Durchmesser: E. Schwarz, 23. Jahresbericht d. Touristenklub f. d. Mark Brandenburg, 1906, S. 12 ff. — 14) F. Hartleb, Salzwedel, Salzwedel 1929, S. 24 f. — 15) B. Ehardt, Deutsche Burgen, Berlin 1898 ff., S. 196, Abb. 204. — 16) Jahrh. f. brandenb. Landesgeschichte 1950, S. 37 (A. Ludewig) und 1953, S. 36 (G. Stein). — 17) B. Heese, Burg Rabenstein, 2. Aufl. Dessau o. J., S. 22 u. Abb. S. 17 (i. 1500). — 18) Kunstdenkmalder I, 1, Abb. 252. — 19) Kunstdenkmalder III, 1, Abb. 338. — 20) Kunstdenkmalder III, 2, S. 82, Abb. 77. — 21) Kunstdenkmalder III, 3, Abb. 159. — 22) v. Caboga a. O. S. 26 f. — 23) Marcus Vitruvius Pollio, Über die Baukunst, I, 5, Nr. 5. — 24) Piper a. O. S. 213 ff. — v. Caboga a. O. S. 24. — 25) Kunstdenkmalder I, 2, S. 270, Fig. 331 u. 333. — 26) Kunstdenkmalder I, 3, S. 275 f. — 27) G. Stein, Jahrb. f. brandenb. Landesgeschichte 1952, S. 32 ff., bes. S. 34 ff. — 28) Kunstdenkmalder III, 3, S. 116, Abb. 89. — 29) Piper a. O. S. 217. — v. Seltzer-Stahn a. O. S. 142. — 30) Kunstdenkmalder III, 1, S. 382, Abb. 338. — 31) Kunstdenkmalder III, 3, S. 251, Abb. 159 u. 160. — Schmidt a. O. Taf. 31. — 32) Kulke a. O. S. 36, Bild 32 u. 34. — v. Seltzer-Stahn a. O.

S. 142. — 33) Kulke a. O. S. 26 u. 36, Bild 24. — 34) Kunstdenkmäler III, 3, S. 41, Abb. 32. — 35) W. Peske, *Aus Friessachs Geschichte*, Pritzwalk 1927, S. 26. — 36) R. Mielke, *Der Burgwart* 16, 4, 1915, S. 70, Abb. 48. — Kunstdenkmäler III, 3, S. 128, Abb. 94. — 37) E. Kneebusch, *Die Burg Tangermünde zur Zeit Karls IV.*, Hannover 1916, m. Grundriss. — 38) Kunstdenkmäler IV, 1, S. 213, Tafelabb. 571 u. 575. — 39) Kunstdenkmäler IV, 1, S. 213, Tafelabb. 563. — 40) A. Ludewig, *Der Burgwart*, Mai 1955, S. 8. — 41) v. Caboga a. O. S. 24. — 42) v. Caboga a. O. S. 26 f. — 43) *Die Bau- und Kunstdenkmäler im Reg.-Bez. Kassel*, I, 1901, Atlas Taf. 18 (Bickell). 44) W. Weitzel, *Die deutschen Kaiserpaläste und Königshöfe*, Halle a. S. 1905, S. 69. — *Der Burgwart* 17, 5, 1916, S. 100. — E. Nienholdt, *Genhhausen*, Berlin 1948, S. 2. — 45) Bickell a. O. Taf. 18. — *Der Burgwart* 8, 1, 1906, S. 25 (B. Ebbardt). — G. Dehio, *Geschichte der deutschen Kunst*, Berlin 1930, I, S. 307. — C. Schuchhardt, *Die Burg im Wandel der Weltgeschichte*, Berlin 1931, S. 241, Abb. 227. — B. Ebbardt, *Der Wehrbau Europas im Mittelalter*, Berlin 1939, S. 47, 505 u. 522, Abb. 632. — L. Bruhns, *Hohenstaufenschlösser, Königstein i. T.* 1941, S. 8. — Nienholdt a. O. S. 6. — 46) *Starke, Der Burgwart* 16, 2, 1915, S. 28 ff., bes. S. 33 u. Abb. 19. — 47) *Auch Kulke sieht in ihm einen für sich allein stehenden „Wartturm“*: a. O. S. 23 Anm. 9. — 48) So bezeichnet auch W. Unverzagt den „Grütpott“: Zantoch, *eine Burg im deutschen Osten*, Leipzig 1936, S. 12 Anm. 11. — 49) *Jahrb. f. brandenb. Landesgeschichte* 1953, S. 35 f. und *Mittelungsblatt der Deutschen Burgenvereinigung e. V.*, Dezember 1954, S. 12 f. — 50) Kunstdenkmäler I, 1, S. 57 ff., Taf. 2. — Dehio a. O. S. 285. — 51) *Der Burgwart* 30, 1929, S. 64 ff., Abb. 56 ff. — 52) H. Janckuhn, *Die Wehranlagen der Wikingerzeit zwischen Schlei und Treene*, Neumünster 1937, S. 163. — Ebbardt, *Der Wehrbau Europas* S. 109. — 53) K. Hampe, *Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer*, 9. Aufl. Leipzig 1945 (bearb. v. F. Baethgen), S. 121. — H. Lüpke, Zantoch a. O. S. 30 ff. — J. Schultze, *Jahrbuch f. d. Geschichte Mittel- u. Ostdeutschlands III*, 1954, S. 3 Anm. 11. — 54) K. Hampe, *Das Hochmittelalter*, Berlin 1932, S. 209. — Zantoch a. O. S. 30 ff. — 55) Vgl. dazu die wichtigen Ausführungen von J. Schultze, *Jahrb. f. d. Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands II*, 1953, S. 95 ff. — 56) Hampe, *Hochmittelalter* S. 309. — 57) ebenda S. 309. — Schuchhardt a. O. S. 234. — 58) Hampe, *Kaisergeschichte* a. O. S. 202. — 59) ebenda S. 212 und *Hochmittelalter* a. O. S. 312. — 60) Einige wesentliche Hinweise gibt J. Schultze a. O. II, 1953, S. 116 ff.

Dr. Hermann Kügler

* 18. 7. 1889 † 12. 6. 1955

(mit 1 Abb. im Text)

Hermann Kügler war ein waschechter Berliner, im Norden, in der Gartenstraße geboren. Als er die Vorklassen des Humboldtgymnasiums absolviert hatte, zog die Familie nach der Pensionierung des Vaters nach Niederfinow. Dort hat der kleine Hermann die Dorfschule besucht. Seinen Söhnen hat er später berichtet, er habe sich während dieser Dorfjahre beim Gänsehüten als Autodidakt so weiter gebildet, daß er bei der Rückkehr nach Berlin gleich zwei Klassen überspringen konnte. Wie alle Legenden stimmt diese nur zum Teil. Denn wieder in Berlin hat der nunmehr Elfjährige erst noch ein Jahr die 186. Gemeindeschule besucht, zur Ergänzung der Niederfinower Selbststudien, und ist dann freilich 1902 in die Quarta der X. Realschule aufgenommen worden. Im Herbst 1909 hat er an der Luisenstädtischen Oberrealschule die Reifeprüfung bestanden und ein Jahr später die Ergänzungsprüfung im Lateinischen, das sogenannte Latinum, nachgeholt. Er studierte in Berlin und hat am 8. August 1914 bei seinem „Dr.-Vater“ Alois Brandl die Promotionsprüfung bestanden, mit einer Arbeit über „*je* und seine Parallelförmigkeiten im Angelsächsischen“ [Bln. 1916].

Als ich im Februar 1950 zum ersten Male einen Vortrag unserer „Landesgeschichtlichen“ besuchte, wurde ich von verschiedenen Seiten mit geheimnisvollem Flüstern auf Kügler aufmerksam gemacht: so starke Wirkung ging von der Persönlichkeit des langjährigen Vorsitzers des „Vereins für die Geschichte Berlins“ aus. Bei der Diskussion ergriff er, mit dem typischen „Tja“ oder „Tjäh“ beginnend, das Wort. Er wirkte auf mich wie ein Kommandeur, der seine Truppe anspricht. Als wir später freundschaftlich vertrauter wurden, habe ich des öfteren ihm diesen Eindruck geschildert. Er hat dazu gelächelt — und geschwiegen. Auch das ist charakteristisch für ihn. Er ist nämlich nur kurze Zeit Soldat gewesen. Als Kriegsfreiwilliger bei den Gardefüsiliern hat er im Osten mitgekämpft und ist am 17. Februar 1915 in Galizien bei Doltzki durch Schulterschuss schwer verwundet worden. Ein Jahr später ist der Gefreite Kügler am 25. Januar 1916 mit einer rechten Handlähmung als dienstunfähig entlassen worden. Seiner flüssigen Philologenhandschrift (der typisch kleinen Schrift) merkte man diese Lähmung später nicht mehr an. Aber damals hätte er ohne die Hilfe seiner Schwester Käthe seine Arbeit wohl kaum schaffen können. Aus diesem Grunde hat er ihr auch im April 1916 seine Dissertation gewidmet. Im Dezember bestand er die Staatsprüfung; die Klausur schrieb er bei Johannes Bolte, eine Begegnung, die seinem ferneren Leben die Bahn gewiesen hat. Ostern 1917 trat er in den Schuldienst, an der 6. Oberrealschule, der er lange Jahre angehört hat.

Englisch, Französisch, Deutsch — das war Küglers schulische Domäne, wissenschaftlich eine fruchtbare Verbindung, im Alltag der Schule eine harte Fron: drei Korrekturfächer, ein Haufen Hefte über den andern. Man kann den Stoßseufzer verstehen: „Corrigo, ergo sum“. Das war die Last. Aber der Unterricht war ihm unendliche Lust. Ein glücklicher Zufall führte mich mit einigen seiner ältesten Schüler zusammen, die ihn vor bald 40 Jahren erlebt haben. Sie urteilten allesamt: „Es war stets ein anregender Unterricht, und vor dem großen Wissen unseres Lehrers hatten selbst wir Quintaner einen solchen Respekt, daß niemand von uns an sonst übliche Allotria dachte.“

Der begeisterte und begeisternde Lehrer, von seinem Beruf über das Maß in Anspruch genommen — daß er noch Zeit fand für die Wissenschaft und für seinen geliebten Geschichtsverein, den er gern als seinen zweiten Lebensberuf bezeichnete: das konnte wohl nur seiner rastlosen Arbeitskraft gelingen. Vor mir liegt ein 46 Seiten starkes

hektographiertes Heft „Ein Spaziergang durch Altberlin und Kölln. Von Hermann Kügler. 1912“. Dies war der Anfang einer langen Kette. 1914 erschien es erweitert als Nr. 5 der Heimatkundlichen Hefte der Diesterwegstiftung, die vom Provinzialschulkollegium und der Stadt unterstützt wurden, und 1925 abermals erweitert und umgearbeitet in 2. Auflage mit 185 Seiten. 1922 bereits hatte er in der Reihe „Eichblatts Deutscher Sagenschatz“, in der 1921 die Märkischen Sagen des Volkskundlers Heinrich Lohre erschienen, die Hohenzollernsagen herausgegeben, mit ihren wertvollen Anmerkungen eine gediegene wissenschaftliche Leistung. Und nun folgte Jahr um Jahr eine Studie der andern, Berliner Feste, Bräuche, Volksgestalten: Fischzug, Fliegen- und Mottenfest, Weihnachtsbräuche, Fischerstechen — und die traulichen Namen Otto Bellmann, Nauke, Pietsch und Onkel Pelle, nicht zu vergessen Madame du Titre. Möchte die Fülle der Fußnoten manchen Leser verwirren oder verdrießen, die gehäuften Belege und Quellenangaben mit dem Anschein von Stubenluft und Papiergelehrsamkeit — in Wahrheit hatte doch dieses Buchwissen einmal gelebt in lebendigen Gestalten. Die Mitforscher freuten sich der Genauigkeit, die bisher bloß „Gesagtes“ als „wirklich Gewesenes“ erwies. Und „Buchwissen“ — so wehrte Kügler die Kritiker ab — würde einst ebenso das sein, was er jetzt in der Gegenwart, Beobachter des Berliner Alltags, als Volkskunde auf der Straße aus dem Volksmunde sog und zog. Wie stark der „Stubengelehrte“ dem Leben verhaftet war, zeigt sein Bericht über „Volkskundliches von der 700-Jahrfeier der Reichshauptstadt Berlin“ und noch mehr die Studie über „Die Berliner“, sein Beitrag zu dem Sammelwerk „Der deutsche Volkscharakter“, das Martin Wähler 1937 bei Eugen Diederichs herausgab. Hier war Kügler der zuständige Sprecher für Berlin, und er hatte die Genugtuung, daß der Soziologe Willy Hellpach in seiner umfassenden, andere Wege beschreitenden Untersuchung „Das Berlinertum“ (Zs. v. f. G. B. 1941) erklärte, mit ihm „in den Schlußfolgerungen weitgehend zusammenzutreffen“.

Berlin lag ihm am Herzen, aber seine Forschungen schritten weit über die Grenzen der Heimat. Er war ständiger Mitarbeiter am Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung und an der Niederdeutschen Zeitschrift für Volkskunde wie am Handwörterbuch des deutschen Märchens, er lieferte regelmäßig Literaturberichte zur Volkskunde und schrieb auch für andere Blätter. Oft haben ihn die Tageszeitungen bemüht, wenn es galt, Berlin zu verteidigen oder Streitfragen seiner Geschichte zu klären. Den Hauptteil seiner Arbeiten nahmen die Brandenburgia und besonders die Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins, die 1922—33 der um sie verdiente Hans Martin, Gartenamtsdirektor in Berlin-Mitte, herausgab. Sein Nachfolger, Stadtarchivdirektor Dr. Ernst Kaeber, würdigte im „Rückblick auf 50 Jahre der Zeitschrift“ 1935 Küglers Arbeiten als „grundlegend für die Volkskunde Berlins“, die anfangs von Historikern als unerheblich bespöttelt wurde und nun fröhlichen Einzugs hielt.

Kügler wurde dem Verein für die Geschichte Berlins bald mehr als nur ein erwünschter Verfasser und Vortragender. Als der 28jährige 1917 eintrat, war gerade der stattliche Band zur 50. Wiederkehr des Gründungstages (28. 1. 1865) erschienen, mit Beiträgen anerkannter Forscher wie Clauswitz, Friedel, Holtze, Christoph Voigt u. a. So wuchs er in die Tradition des Vereins, 1921 bereits in den Vorstand gewählt, wurde er 1923 dritter, 1924 zweiter Vorsitzender, und von 1928 ab hat er, zunächst in Vertretung des Obersten Noel, seit 1930 sein Nachfolger, den Verein durch 17 Jahre bis

1945 geleitet. Die Sache — und nicht weniger die Menschen zogen ihn an. Freundschaft zu pflegen mit dem brüderlichen Du war ihm inneres Bedürfnis. Seine persönliche Verbundenheit mit vielen Mitgliedern, darunter die Professoren Kieckebusch, Vorsitzender der Brandenburgia, Mielke und — vor allen — sein verehrtes Vorbild Johannes Bolte, förderte das Wirken des Vereins. Noch mehr als bisher ward es für alteingesessene Berliner Firmen Ehrenpflicht, dem historischen Verein ihrer Stadt anzugehören. Für die öffentlichen Vorträge im Bürgersaal des Rathauses gewann er in steigendem Maße Männer von Rang; nur zwei Namen für viele: Senatspräsident von Zur Westen und Dr. Mario Krammer. Die Arbeitssitzungen fanden im Deutschen Dom auf dem Gendarmenmarkt statt, wo der Verein seit 1875 mit Bibliothek und Archiv ein wirklich „historisches“ Heim besaß. Hier traf sich zweimal im Monat der engere Kreis der „Domherren“, zu dem aber jedes Mitglied Zutritt hatte, wie sich Kügler überhaupt allen widmete. Die Bücherschätze hütete Felix Hasselberg († Februar 1945), der die Autographensammlung ausbaute und das Nachrichtenblatt herausgab, bekannt auch durch seine eigenen „Berlinischen Blätter“ (1933—37). Das Archiv verwaltete Willibald Meyer, der in seinen historisch gefärbten Eisbeinfahrten Küglers Humor ein weites Feld bot, und nach ihm Dr. Herbert Sommerfeld († 13. 10. 1947), der mit Hasselberg wetteiferte im Aufspüren unbekannter Briefe und Drucke. Als Helfer bewährte sich Kurt Brockerhoff († 12. 11. 1953), ein ausgezeichnete Kenner und Sammler Berliner Ansichten. Der vierte in diesem Küglerschen „Engsten“ war Dr. Hans Jahn († 20. 1. 1945), unübertroffen in der Topographie, der sich gern den „alten Brandenburger“ nennen hörte, weil er die Zeit über 1700 hinaus grundsätzlich verschmähte. Besondere Freude herrschte, wenn der Arzt und Menschenfreund Dr. Karl Matzdorff († 17. 9. 1946) von seinem „Wedding mit viel Herz“ einkehrte. Alle ihre Arbeiten über die Heimat verzeichnet der „Kuhn“, das Handbuch des Schrifttums „Berlin, Stadt und Land“ (1952). In den mancherlei Temperamentsgegensätzen gab den vermittelnden Ausgleich der von allen herzlich verehrte lebenskluge „Vater“ Brandt († 15. 4. 1948), der langjährige Schatzmeister. Kügler förderte auch Jüngere, besonders den eifrigen, kenntnisreichen Günther Hintze (gefallen 1945) und seine geschichtlichen Wanderungen durch die Stadt. Die schöne Gabe zu Küglers 50. Geburtstag am 18. Juli 1939, „Beiträge zur Geschichte Berlins“, herausgegeben von Felix Hasselberg und Hans Winter, ist fast die einzige Erinnerung an jene frohe Zeit. Der Luftangriff am 30. Januar 1944 zerstörte den Deutschen Dom und die gesamten Schätze des Vereins; Nachkrieg und Krankheit rafften die Freunde hinweg.

Der Vereinsamte fand in unserer Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg einen verwandten Kreis, den er ja schon vor dem Kriege durch gelegentliche Vorträge erfreut hatte. Er schrieb in unserm Jahrbuch und im „Märkischen Wandergruß“ für Martin Henning und gab zuletzt in das Hoppe-Jahrbuch 1954 die über Erwarten ertragreiche Nachforschung nach dem Maler Gottlob Samuel Rösel, die ihn wieder einmal auch zu seinem geliebten Goethe führte. Kügler nennt sie gewollt nüchtern „eine Quellensammlung zu Fontanes Schilderung eines Berliner Originals“. Er nannte sich einen Sammler, und er war es aus Überzeugung, wie er es im Nachruf auf Johannes Bolte 1937 aussprach — und mag damit zugleich antworten auf manche Fragen nach der Zusammenfassung seiner Einzelarbeiten, nach der „Synthese“: „Trotz aller Wertschätzung der ‚Synthese‘ glaube ich, wir Jüngeren warten noch eine Weile und hamstern nach dem Vorbilde des verehrten Meisters erst noch mehr Vorrat in die Scheuern, um Spätere, besser gerüstet, ein klareres Weltbild bekommen zu lassen.“ Oder er würde die Worte aus Boltes Antrittsrede in der Akademie der Wissenschaften 1923 wiederholen: „Ich vermag nicht von wichtigen Forschungsergebnissen zu reden, sondern nur von geduldiger Kleinarbeit, von der Zurichtung einiger Bausteine, die andere zur Aufführung eines vollständigen Gebäudes nützen mögen.“



Dr. Hermann Kügler

Seltsam — und doch schmerzliche Notwendigkeit: wie sehr er in diesem Sichbescheiden dem Meister nachzustreben suchte, dem Meister, „dessen Freundschaft der reichste innere Gewinn meines Lebens gewesen“, — die abgeklärte Weisheit des Alten vermochte sie dem Unruhevollen nicht zu schenken. Als auch ihm mit dem Ruhestand die so oft begehrte Freiheit winkte, von der wir seine „Zusammenfassung“ erhofften, da empörte er sich gegen die entehrende „Verschrottung“, so daß wir ihn scherzend zum „Dr. schrott“ promovierten. So stark hing er doch am öffentlichen Wirken, an Amt und Beruf, so rüstig fühlte er sich. Niemand ahnte, daß ihm nur noch zwei Monate Frist gegönnt waren. Ein Herzschlag nahm ihn am 12. Juni 1955 hinweg.

„Ein reiches Leben ist vollendet, wir sind um dieses reiche Leben ärmer geworden“ — die Klage an seinem Grabe empfinden alle seine Freunde. Man war daran gewöhnt, ihn jederzeit anrufen zu können, unermüdlich gab er aus seinem tiefen Wissen Auskunft und Rat. Und er selbst? Bewegt lasen wir den Schluß seiner Nachlese im letzten Mitteilungsblatt vom 1. September: „Allen, die so freundlichen und lebhaften Anteil an meinen beiden Arbeiten genommen haben, sage ich für ihre Ergänzungen herzlichen Dank.“ Möge dies gegenseitige Geben und Nehmen, aus dem ja unsere Gemeinschaft lebt, auch als sein Vermächtnis tätiger Freundschaft weiter unter uns wirksam bleiben!

Dr. Hermann Küglers Schriften zur brandenburgisch-berlinischen Volkskunde

[Abkürzungen: VGB Mitteilungen (Zeitschrift) des Vereins für die Geschichte Berlins — Br Brandenburgia. Monatschrift der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg]

Einzelchriften

- 1914 Aus Alt-Berlin und Kölln. Heft 5 der Heimatkundl. Hefte der Diesterwegstiftung. 2. Aufl. 1925.
- 1922 Hohenzollernsagen, Band der Sammlung „Eichblatts Deutscher Sagenschatz“.
- 1928 Lectures folkloriques françaises. La Révolution de 1789 dans la tradition populaire (für den Schulgebrauch herausgegeben, Französische Reihe Nr. 46 und 56 der Westermann-Texte).
- 1937 Madame du Titre, eine fröhliche Berlinerin aus Biedermeier-Tagen. S. A. aus Berl. Bl.

Wenn die Berliner feiern. Was uns der Molkenmarkt erzählt. 2 Hefte der Reihe: Streifzüge durch Berlin, hg. v. Ernst Ziemann.
Die Berliner, in dem Sammelwerk: Der deutsche Volkscharakter, hg. v. Martin Wähler.

Aufsätze

- 1919 Das angebliche Weihnachtsspiel von 1597. VGB. S. 9.
- 1923 Madame du Titre. Eine Quellensammlung. VGB. S. 1, 9.
Der Traum des Domküstlers Andreas Otto zu Berlin 1620. (Eine unbekannte Quelle zu Clemens Brentano) VGB. S. 25.
Bernauer Bier. Br. S. 39.
- 1924 Rudolf von Beyer und Goethe, nebst Nachträgen zu Mad. du Titre. VGB. S. 7.
Zum Traum des Domküstlers. VGB. S. 32.
Märkischer Städtebau im Mittelalter. VGB. S. 73.
- 1925 Der Zinnsoldat. Ein Beitrag z. Vk. VGB. S. 46.
Zur berl. u. märk. Sagenliteratur. VGB. S. 73.
Robert Mielkes Schriften (z. 60. Gebt.) Br. S. 9.
Das alte Rügianische Wolfslied. Br. S. 109.
- 1926 Die Sagen vom Grafen von Hacke und von Hakes Überfall auf Tetzl. VGB. S. 79, 112.
Zum Rügianischen Wolfslied. Br. S. 25.
- 1927 Das Geld im Stock und der Strick um den Hals. Eine Berliner Sage. VGB. S. 28.
Vermischtes zur Geschichte Berlins. VGB. S. 128.
Fritze Bollmann. Ein brand. Volkslied. Z. V. Vk. 37./38. Jg. S. 256.
Quellen zu Theodor Fontane. Will. Al. Bund 2. Jb. S. 23.
- 1928 Johannes Bolte z. 70. Gebt. VGB. S. 45.
Die Sage von der weißen Frau im Schloß zu Berlin. VGB. S. 57.
Wilhelm Kotzde 50 Jahre alt. Br. S. 110.
Der Stralauer Fischzug. Gesch. u. Schicksale eines Berliner Volksfestes. Nd. Z. Vk. S. 44.
Volkskunde in der Großstadt. Päd. Zentralbl. S. 75.
Adolf Schullerus zum Gedächtnis. Helsinki. FF Communications 80.
- 1929 Hier können Familien Kaffee kochen. VGB. S. 145.
Zum Stralauer Fischzug. VGB. S. 101.
Die Näpfchen am äußeren Mauergesims der Nikolaikirche. VGB. S. 155.
Haben am Kremmer Damm Schlachten stattgefunden? Br. S. 41.
Vom Fliegenfest in Pankow. Br. S. 184.
Fliegen- und Mottenfest in Berlin. Z. Vk. NF. 1. S. 157.
- 1930 Otto Bellmann. Eine Berl. Redensart. VGB. S. 32.
Das Haus mit den 99 Schafsköpfen. VGB. S. 116.
Albert Kiekebusch z. 60. Gebt. u. s. Schriften. Br. S. 1.
Zur Gesch. d. Weihnachtsfeier in Berlin. Nd. Z. Vk. 8. S. 129.
Wer war Pietsch? Märk. Sprachbl. 6. Jg. (Nov.) S. 4.
- 1932 Bis in die Puppen. Eine Berliner Redensart. VGB. S. 97.
Drei Berl. Volkslieder bei E. T. A. Hoffmann. VGB. S. 27.
Ein Zeugnis für Bänkelsänger in der Mark. VGB. S. 28.
- 1933 Christoph Friedrich Nicolai als Berliner Bürger. VGB. S. 39.
Louis Noel (zum Tode des 1. Vors. des Vereins). VGB. S. 65.
Neues über Simrock in Berlin. VGB. S. 25.
Des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse. Br. S. 45.
- 1934 Onkel Pelle. Ein Beitrag zur Volkskunde Berlins. Berlin. Bll. 1, 1.
Eine Schilderung Berlins aus der Zeit des Großen Kurfürsten. VGB. S. 38.
Schiller gleich Goethe. Zu einer Du-Title-Anekdote. Berl. Bll. 1, 175.
- Die grünen Särge. Eine Quelle zu Fontanes „Vor dem Sturm“. VGB. S. 57.
Der Trompeter von Vionville — ein Märker? Brandenburger Land 336.
Neue Forschungen über Johann August Nahl. Br. S. 86.
Kientopp und Knorke. Zs. f. Deutschkunde 48, 738.
Des Hl. Röm. Reiches Streusandbüchse. Märk. Sprachbl. 10. S. 8.
- 1935 Der Hundemarkt in Berlin. VGB. S. 14.
Robert Mielke zum Gedächtnis. VGB. S. 111.
Eine unbeachtete Schilderung der Mark aus der Zeit des Gr. Kurfürsten. Brandenburger Land 368.
Nachtrag z. Bibl. v. Albert Kiekebusch (†). Br. S. 57.
Aus der Frühzeit des Vereins für die Geschichte Berlins. Berlin. Bll. 2, 33.
Goethe und das deutsche Volksmärchen.
Friedrich d. Große im deutschen Volksmärchen. in Mackensen-Bolte, Handwb. d. dt. Märchens (2). In Berlin ist's schöner! Berlin. Bll. 2, 125.
- 1936 Wer hat die Widmung auf dem Kreuzberg-Denkmal verfaßt? VGB. S. 34.
Ehrenmitglied Petrus Schulze †. VGB. S. 53.
Nachtrag zu dem Aufsatz über Jahns „Dachtel“. Berlin. Bll. 3, 14.
Geschichten v. alten Zelle († 1927). Berlin. Bll. 3, 21.
- 1937 Das Haus „zur Rippe“ innerhalb der Volksüberlieferung. VGB. S. 5.
Kredit ist tot — Meine Gans macht alles. Zwei Geschichten von zwei Berliner Wirtshaussprüchen. VGB. S. 74.
Ehrenmitglied Johannes Bolte †. VGB. S. 101.
Volkskundliches von der 700-Jahrfeier der Reichshauptstadt Berlin. Nd. Zs. f. Vk. 15. S. 148.
- 1938 Der Brand der Dammühlen. VGB. S. 7.
Berthold Kuhnert zum Gedächtnis. VGB. S. 123.
Zum Lobe Berlins. Zs. Vk. 8, 69.
Johannes Bolte zum Gedächtnis. (Erinnerungen u. Zeugnisse über sein Werden und Wesen.) Z. dt. Philol. 63. S. 193.
- 1939 Die ehemaligen Wandsprüche im Berliner Rathaus. VGB. S. 1.
Ein Spruch von den Kaufleuten. Z. Vk. 10. S. 307.
- 1940 Pfundt, der Leibkutscher d. Alten Fritz. VGB. S. 27.
[u. H. Sommerfeld] Berliner, geht rechts! Berliner, geht links! VGB. S. 123.
Teltower Rübchen. Telt. Kreiskal. S. 69.
- 1941 Ein Haus auf dem Friedrichswerder. Unserm Ehrenmitglied und langj. Schatzmeister Eduard Brandt zum 75. Geburtstag. VGB. S. 1.
- 1942 Senatspräsident a. D. von Zur Westen 70 Jahre. VGB. S. 6.
Ehrenmitglied Richard Knoblauch 75 J. VGB. S. 70.
Ach, armer Paul! Die Quelle eines Gedichts von Heinrich Seidel. VGB. S. 89.
Zum 100. Geburtstag v. Heinrich Seidel. VGB. S. 92.
- 1943 Zwei 80j. Ehrenmitgl. Erich Hammer und Christoph Voigt. VGB. S. 23.
- 1950 Nachträge zu Goethes u. Heines Gesprächen. Euphorion 45. Jg.
- 1951 Berliner Kind — Spandauer Wind und die gute alte Zeit. Märk. Wandergruß. Beitr. z. Landesgesch. S. 2.
- 1952 Gräberts Berl. Volkstheater. Mit Anhang: Wer war Pietsch? Jb. f. br. Landesgesch. S. 22. (Nachlese in: Mittbl. 19 v. Sept. 1955 S. 37)
- 1953 Fischerstechen und Halloren. Jb. f. br. Landesgeschichte. S. 21. (Nachlese in: Mittbl. 19 v. Sept. 1955 S. 39)
- 1954 to dem Berlin. Ndd. Korrbll. S. 10.
Mundartliches bei Dichtern. Ndd. Korrbll. S. 61.
Der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe. Jb. f. br. Landesgeschichte. S. 68.
Die Berliner Redensart „Det heeßt Otto Bellmann“. Zs. dt. Philol. 73. S. 306—329.

Zornemann / Faden

Veröffentlichungen von Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe

Zu den im Hoppe-Jahrbuch (1954) S. 9 ff. verzeichneten Veröffentlichungen bitten wir nachzutragen:

- 17a. Dietrich Schäfer z. 75. Geburtstag am 16. Mai 1920. In: Die Post v. 15. 5. 1920.
37. erg.: nochmals gedruckt u. d. T.: Wie wurde die Kurmark? In: Dt. Kulturwart 2 (1935) 149—155.
- 38a. Steindenkmäler der märkischen Geschichte. In: Die Funkstunde v. 27. 6. 1926.
44. lies: Hanse.
- 59a. Dietrich Schäfer. † 12. Jan. 1929. Histor. Zeitschr. 141 (1930) 668—670.
- 63a. Der preußische Historiker. Zu Otto Hintzes heutigem 70. Geburtstage. In: Der Tag v. 27. 8. 1931.
- 63b. Geschichte und Gegenwart. Dem Historiker Erich Marcks z. heutigen 70. Geburtstag. In: Der Tag v. 17. 11. 1931.
- 64a. Notzeit — Schicksalswende. Die deutsche Geschichte als Lehrmeisterin. In: Der Tag v. 1. 1. 1932.
- 64b. Geburtstage der Mark Brandenburg. Sinn und Bedeutung d. märk. Städtejubiläen. In: Der Tag v. 4. 3. 1932.
- 64c. 700 Jahre „Teltow“. In: Dt. Allg. Ztg. v. 9. 3. 1932.
- 64d. Max Lenz *. In: Der Tag v. 8. 4. 1932.
- 71a. Festansprache anläßl. d. 125-Jahrfeier d. Friedr.-Wilh.-Universität zu Berlin am 12. Nov. 1935. In: Reden anläßl. . . . S. 7—14.
- 75a. Rede z. Einführung als Rektor. (Reden z. feierlichen Einführung d. Rektors d. Friedr.-Wilh.-Universität zu Berlin am 1. Aug. 1937 S. 9—18).
78. lies: Kötzsche.
- 80a. Rede des scheidenden Rektors. (In: Rektoratsübergabe an der Friedr.-Wilh.-Universität zu Berlin am 23. April 1942 S. 3—8).

Bibliographie der dichterischen Werke von Martin Anton Niendorf

Mitgeteilt von H. Fricke

1. Meine Gefangenschaft am 18. und 19. März. In: Berliner Omnibus. Mai 1849. Nr. 51—54.
2. Stunden der Andacht. Gesänge aus Berlins Revolutionszeit, nebst einer Pfingstreise durch die Hölle im Jahre 1848. Berlin: Rudolf Liebmann 1849.
3. Die Hegler Mühle. Cyklus märkischer Lieder. Berlin: Alexander Duncker. 1852. 132 S.
4. Nichts. Vaterländisches Zeit- und Sittengemälde. In: Berliner Omnibus. 3. Jg. Mai 1849.
5. Tante Rahel. Nußknacker und Haseline. Märchen. In: Jugendbibl. hrsg. v. Ferd. Schmidt. Berlin: H. Kästner. 1852.
6. Anemone. Adolph Stahr, dem milden Freunde, zu eigen. Berlin: Alexander Duncker. 1853. 160 S.
7. Lieder der Liebe. Berlin: Carl Barthol. 1854. 212 S. (Rez. v. Th. Storm im Eggersschen Kunstbl. 1854. Nr. 4.)
8. Blütensträuße aus den Dichtergärten des Morgenlandes. Ges. v. M. A. N. Berlin: Gustav Hempel 1853. 336 S.
9. Liebenstein. Eine thüringische Sage. Berlin: Alexander Duncker. 1853. 63 S.
10. Das Nibelungenlied. Aus dem Mittelhochdeutschen übertragen. 2 Bde. Berlin: A. Hofmann. 182, 193 S.
11. Das Gudrunlied. Berlin: Carl Barthol. 1855, 2/1863, 3/1877. 159 S.
12. Die Fritjofsage. Aus dem Schwedischen übertragen. Berlin: A. Hofmann. 1859.
13. Die Thorssage. Aus der Edda. Ungedruckt (1861).
14. Das Hildebrandslied. Frei nach Caspar von der Roen. In: Germania. Hrsg. v. A. Huss. Berlin: Allg. Dt. Verlagsanst. 1862.
15. Die Hegler Mühle. 2. veränd. Aufl. Berlin: Otto Janke. 1861. 134 S. 7 Illustrationen.
16. Der alte Dessauer! Fürst Leopold von Dessau. Mit einem Plan der Schlacht von Kesselsdorf. Berlin: Otto Janke. 1861. 160 S. 2/1866.
17. Gedichte. (2. Aufl. d. Lieder der Liebe.) Wittenberg: Rudolph Herrosé. 1862.
18. Aus der Landwirtschaft in den Krieg. In: Deutsche Blätter. Wochenbeil. z. Gartenlaube. Hrsg. v. Berthold Auerbach. 1864
19. Der Löwenwirt zu Ramsau oder Wahl und Qual. Berlin: A. Vogel. 1865.
20. Skizzen und Erzählungen aus dem modernen Leben. Soziale Federzeichnungen. Meinem verehrten Freunde Berthold Auerbach. Berlin: A. Vogel. 1865. 351 S. (Enthält: Wahl und Qual, 1862; Ein Aktenstück, 1863; Zwei alte Bekannte, 1850; Aus der Berliner Stadtvogtei, 1849; Die Zehntablösung, 1861; Die Engländlerin, 1850; Zehn Jahre der Liebe, 1849; Ein adliger Herr und seine Pfarre, 1864; Die Kanonen, 1850; Der Krieg und seine Wechsel, 1865.)
21. Der Schulzenhof zu Raben oder Bauer und Weltbürger. Wittenberg: R. Herrosé. 1866. 208 S. (Vorabdruck: Wittenberger Wochenblatt. August 1865.) 2/1870. 3/1877.
22. Die Bedingungen im Kaufkontrakt. Soziale Skizze. In: Volkswirtsch. Vierteljahrsschrift. 1866.
23. Die Entsagungsurkunde. Historische Erzählung. Berlin: Gustav Behrend. 1867. 142 S.
24. Gedichte. 3. verm. Aufl. Berlin: Hausfreund. 1867. 177 S. 4/1872.
25. Kontraste der Gegenwart. Skizzen aus dem deutschen Kulturleben. Berlin: J. Springer. 1867. 232 S. (Enthält: Der Postbote, 1865; Ein Bauer und sein Recht, 1866; Die Staatsrobe, 1866; Der Knechtemarkt, 1865; Die Bedingung im Kaufkontrakt, 1866; Geschäft und Staatskarriere, 1866.)
26. Ein ausgerissenes Blatt. Roman. 2 Bde. Berlin: Hausfreund. 1868. 224, 192 S.
28. Erdmann Kunz und sein Enkel. Teilabdruck in: Deutsche Kunst in Bild und Lied von Alb. Träger. Leipzig: Bibl. Institut. 1867.
29. Entfesselte Furien. Culturhistorischer Roman aus dem dreißigjährigen Kriege. 2 Bde. Berlin: R. Lesser. 1867. 159, 173 S.
30. Der König ein Maler. Historische Novelle. Manuskriptdruck. Hannover: Fr. Culemann. 1868.
31. Der König ein Maler. Lustspiel in 2 Akten. Berlin: R. Boll. 1869.
32. Die Randschrift eines Königs. Historische Novelle. Berlin: Alb. Goldschmidt. 1869. 97 S.
33. Wie man regiert. Humoristische Erzählung nach tatsächlichen Vorgängen an kleinstaatlichen Höfen aus der Kriegszeit 1866. Berlin: A. Goldschmidt. 1869. 207 S.
34. Wahl und Qual. Zeitbild mit Gesang in 1 Akt. Musik von Albert Heckl. Berlin: R. Bittner. 1870. 32 S.
35. Aus dem Tabakskollegium und der Zopfzeit. Roman für die reifere Jugend. Leipzig: O. Spamer. 1871.
36. Das Majorat oder Geldmacht und Grundbesitz. In: Deutsche Landeszeitung, Berlin. Juli/August 1871.
37. Rittergut Marderheim. Roman. Berlin: O. Janke. 1872. 2 Bde. 199, 214 S.

38. Vom Altar in den Krieg. Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. Seinem verehrt. Freunde Frhr. von der Goltz-Kallen. Berlin: Wedekind u. Schwinger. 1873. 272, 216 S.
39. Gesammelte Werke belletristischen Inhalts. Lief. 1 ff. Berlin: Niendorf. 1877 f.
40. Beiträge zum: Hausfreund. III. Wochenblatt. Herg. v. Hans Wachenhusen, z. B. Das Erbe der Smirczicky. Hist. Skizze. Jg. 1867; Im Kuhstall. Skizze. Jg. 1868.

Außer den oben genannten Novellen und Skizzen erschienen noch in Zeitschriften und Wochenblättern folgende: Ein Landschullehrer 1865, Ein Landbriefträger 1865, Nochmals ein Landbriefträger 1867, Der Landbriefsechser

1867, Martin Gaul. Skizze aus dem schlesischen Gebirge 1868, Der Hühnerhof 1869, Die neue Wäscherin (= Wäschetrommel) 1869, Das Altenteilsvergnügen 1869, Der alte Geiger 1870.

Literatur:

Franz Brümmer in der Allg. Dt. Biographie Bd. 23, 687.
F. Schramm-Ilsbruch, M.A.N., Ein Lebensbild. Berlin. Niendorf. 1897.

Anton Niendorf. Gedenkartikel in Märkische Kirche, Berlin Nr. 26. 1936; in Märk. Heimat, Rathenow 1936; in Zauch-Belziger Kreisblatt. Nr. 134 1938.

Handschriftliche Mitteilungen des verstorbenen Sohnes, Pfarrer Anton Niendorf in Rathenow.

Bücherschau

Rudolf Lehmann: Bibliographie zur Geschichte der Niederlausitz. 2. Band (1926 bis 1945 und Nachträge). Mitteldeutsche Forschungen 2. Böhlaus-Verlag, Münster/Köln 1954. XII und 250 Seiten. Preis: 20,— DM.

„Am 40. Jahrestage seiner landesgeschichtlichen Betätigung“ schrieb Rudolf Lehmann das Vorwort zur Fortsetzung seiner 1928 erschienenen „Bibliographie zur Geschichte der Niederlausitz“ (herausgeg. von der Historischen Kommission für die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin. Berlin, bei Gsellius in Komm. 226 S.). Aus den wenigen Worten des Vorworts ersieht man, daß der Verfasser die Grundlagen zu diesem Fortsetzungsbande inmitten der schlimmsten Jahre unserer jüngsten Vergangenheit gelegt hat. Wir danken ihm für diese Übersicht über das bereits Getane. Als wichtigere Aufgabe aber hatte Rudolf Lehmann seinem Werke gestellt, Ausgangspunkt zu sein für eine wiedererwachende Landesgeschichts- und Heimatforschung. Möge diese auf Wegen gehen, auf denen der Meister der Niederlausitzer Geschichtsschreibung stets vorangeschritten ist!

Die Gliederungssystematik ist die gleiche wie im ersten Bande, der die Literatur bis 1925 erfaßt hatte. Manche Nachträge, besonders aus der fremdsprachlichen Literatur, werden jetzt geboten. Was die Verzeichnung im einzelnen angeht, so sind wieder stichwortartig Ergänzungen dann geboten, wenn der Titel selbst nicht klar genug ist, oder auch, wenn er zuviel verspricht. Die größeren Städte erhielten förmlich eigene Stadtbibliographien. Ist doch auch bei kleineren Orten, wie z. B. bei Lieberose, ein ausgedehntes Schrifttum zu verzeichnen. Lehmann hat den Begriff der geschichtlichen Literatur auf alle Zweige der Heimatkunde überhaupt ausgedehnt. In der Tat kann ja in diesem relativ kleineren Bereich das Interesse noch universell sein, vergleichbar etwa dem Interesse der Autoren von Topographien des 18. Jahrhunderts. Einen Wertmaßstab anzulegen hat Lehmann bewußt abgelehnt. Die Fülle des gebotenen Materials erschließen 4 Register (nach Verfassern, Orten, Personen und Sachen).

Eine Gewißheit ergibt diese Bibliographie: Das jüngste Teilgebiet der Provinz Brandenburg (von den Einverleibungen der allerletzten Zeit vor 1945 abgesehen) ist keineswegs ihr ärmstes an landesgeschichtlicher Forschung geblieben. Mag man verschiedener Meinung darüber sein, ob das z. B. in ständischer Beziehung verbliebene Eigenleben der Niederlausitz von Segen gewesen ist oder nicht, das geschichtliche Interesse ist durch die geschichtliche Besonderheit des Gebietes wacher erhalten worden als anderwärts. Ein weiterer Grund für das besonders rege Interesse dieser Landschaft an historischen Dingen liegt natürlich in der wendischen Frage. Auch für deren Erforschung bietet das nunmehr abgeschlossene Werk Lehmanns in Ergänzung der Arbeiten J. Jatzwauks eine vortreffliche Grundlage.

Berthold Schulze.

Erik Amburger: Das Kammergericht und seine Präsidenten. Im Auftrage des Senators für Justiz in Berlin bearbeitet. Den Teilnehmern des 41. Deutschen Juristentages in Berlin (7.—10. September 1955). 58 S.

Berlin war zu dieser Widmung besonders berechtigt: denn hier ist 1860, noch in der Zeit des Deutschen Bundes — in der damals „nur“ preußischen Hauptstadt —, der Juristentag als eine gesamtdeutsche Angelegenheit begründet worden; wir fügen diese Tatsache hier der Widmung hinzu.

Der Verfasser hat schon einmal das Andenken bedeutender Männer erneuert in seinem Werke „Die Mitglieder der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1700—1950“. Jetzt hat er den Richtern und der Rechtsprechung in Berlin ein Denkmal gesetzt. Aus dem geschichtlichen Überblick erfährt man, daß das Kammergericht 1945 die Zuständigkeit für die Provinz Brandenburg verloren hat. Seit der Spaltung Ende 1948 auf die Westsektoren beschränkt, arbeitet es heute bei einer Zahl von etwa 2½ Millionen Gerichtseingesessenen wieder mit 20 Senaten; seinen Sitz hat es im Gebäude des ehemaligen Reichskriegsgerichts in der Witzlebenstraße am Lietzensee. Das Verzeichnis der Präsidenten gibt 44 Lebensläufe aus vier Jahrhunderten, von 1540 bis 1945 — eine stattliche Reihe hochverdienter Richter, zugleich ein gewichtiges Stück brandenburgisch-preußischer und auch Berliner Geschichte. Die letzten beiden (Heinrich Hölscher 1933—42 und Johannes Block 1943—45) enden gleichlautend: „Nach der Einnahme Berlins wurde er von sowjetischen Beauftragten verhaftet, über sein weiteres Schicksal ist (nach 10 Jahren) nichts bekannt.“ Hölscher, 1927—33 Staatssekretär im preußischen Justizministerium, seit 1942 im Ruhestand, wird nachgerühmt: „Es gelang ihm, das Kammergericht bis in die Kriegsjahre hinein vor ernstlichen Eingriffen der Staatsführung zu schützen, wofür ihm angesichts der schweren Lage der deutschen Justiz in diesen Jahren besonderer Dank gebührt.“

Der derzeitige Präsident Skott erinnert am Schluß seines Vorworts an die nichtgenannten Räte, die „ehrfurchtgebietende Zahl der Richter, die durch die Jahrhunderte hindurch getreu und entsagungsvoll ihrem hohen Amt gedient haben“. So manchen unter ihnen ist auch die Landesgeschichte verpflichtet: Martin Friedrich Seidel, der um 1650 die erste Bildersammlung brandenburgischer „verdienter Männer“ anlegte; dem vielbegabten E. T. A. Hoffmann, der Berlin als Schauplatz in die erzählende Literatur einführte; vor allem aber Friedrich Holtze, dem unübertroffenen Geschichtsschreiber des Kammergerichts, gleich erfolgreich auch auf andern Gebieten der berlinisch-märkischen Forschung. Zum Juristen-Anteil außerhalb des Kammergerichts gehören: der Archivdirektor Adolf Friedrich Riedel, Verfasser des 36bändigen Codex diplomaticus brandenburgensis, als Professor der Staatswissenschaften doch wohl hierher

zu rechnen — Adolf Stölzel, Vortragender Rat im Justizministerium und Professor an der Universität, der gelehrte Geschichtsschreiber der heimischen Rechtsverfassung und Rechtsprechung, besonders des Brandenburger Schöffenstuhls — der aus dem Justizdienst kommende Archivar Georg Sello —, der Verwaltungsjurist Stadtrat Ernst Friedel, Begründer des Märkischen Museums und der „Brandenburgia“, besonders tätig in der Vorgeschichte — und, wenn der Übergang zur hohen Kunst nicht als Übergreif zu kühn ist, der Mann, der Berlins Museen zur Weltgeltung führte: Wilhelm von Bode begann seine Laufbahn als Gerichtsreferendar.

Ihre Arbeiten verzeichnet „der Kuhn“: Berlin Stadt und Land, Handbuch des Schrifttums, herausgegeben im Auftrage des Senators für Bau- und Wohnungswesen 1952. Nun begrüßen wir in dem Senator für Justiz einen Förderer der Landesgeschichte. Schon früher erschienen „im Auftrage“ die schönen Aufsätze „Goethe in Berlin“ von Wachsmuth u. a., 1949 herausgegeben von Fritz Moser, dem Direktor unserer Gedenkbibliothek, und im Jahr zuvor die eindringende Darstellung „Berlin 1848“ von Ernst Kaerber. Mögen solche „Aufträge“ zum allgemeinen Brauch werden! Auch dies gehört zum Schmuck einer Hauptstadt. Berlin-Lichterfelde. Eberhard Faden.

Reinhard Peesch: Der Wortschatz der Fischer im Kietz von Berlin-Köpenick. Akademie-Verlag Berlin (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Sprache und Literatur. 3.) 116 S. mit 38 Abb. DM (Ost) 19,50.

1898 ist der Kietz in Köpenick eingemeindet worden, doch schon lange vorher hat er zu verstädtern begonnen. 1953 sind von den 31 fischereiberechtigten Eigentümern nur noch 7 als Fischer tätig, im Durchschnitt 60 Jahre alt. Das Platt, das sie als Kinder von den Großeltern noch gehört, sprechen sie nicht mehr. Aber in ihrer Arbeit lebt es noch, den Ehefrauen freilich kaum verständlich, weil sie nicht mehr an der Fischerei teilnehmen. Der Verfasser ist selbst mit ausgefahren und hat in dem Obermeister der Fischer-Innung Berlin-Köpenick, Gustav Linsener, einen unermüdeten Führer und Erklärer zur Seite gehabt. In der Erläuterung der einzelnen Wörter, durch Zeichnungen und Bilder veranschaulicht, erleben wir die Natur mit Tieren und Pflanzen, Wasser und Land, Fang und Geräte, den Jahreslauf der Fischer in Wind und Wetter, in Vergangenheit und Gegenwart. Der Verfasser hat wirklich einen „Schatz“ gerettet in diesem Mundart-Rest im großen Berlin. Eine rein wissenschaftliche Leistung, zugleich fast eine Landeskunde, in die auch der Heimatfreund sich mit Vergnügen vertieft. Zum Schluß werden wir mit einem Kochrezept „Fische braun“ beschenkt, mitgeteilt von der Frau Obermeister, eine Probe heutiger Kietzer Umgangssprache in lautreuer Wiedergabe, an der unser Freund Hermann Kügler seine Freude gehabt hätte. Die häufig fehlerhafte „Transkription“ des Berlinischen hat ihn oft verdrossen. Er hätte wohl manche sprachliche Anmerkungen gemacht. Wir merken nur „historisch“ auf S. 61 an, daß „Kalkreisen“ von Rüdersdorf auf dem Wasserwege nicht erst „zu Anfang des 19. Jh.“ begannen, sondern schon aus dem Jahre 1504 berichtet werden.

Fontane hegte eine dichterische Abneigung gegen die „merkwürdige märkisch-historische Schule, der die Feststellung einer ‚Kietzer Fischereigerechtigkeit‘ die Hauptsache bleibt“. Ich glaube, diesem Kietzer Fischerschatz von Peesch würde er seinen Beifall nicht versagen.

E. Faden.

Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin.

Im Auftrage des Senats von Berlin herausgegeben von Landeskonservator Hinnerk Scheper. Schriftleitung Paul Ortwin Rave. Band 1: Bezirk Tiergarten. Einführung von Paul Ortwin Rave. Bearbeitet von Irmgard Wirth. Verlag Gebr. Mann, Berlin 1955.

In der Zeitschrift „Deutsche Kunst und Denkmalpflege“ (Jahrgang 1953, Heft 2) hat Prof. Rave eine interessante

Untersuchung über „Anfänge und Wege der deutschen Inventarisierung“ veröffentlicht, die anschaulich darstellt, daß in Berlin seit der großen Umgemeindung von 1920 eine Art von toter Zone für jene Bau- und Kunstdenkmäler entstanden war, die man weder in dem bekannten Borrmannschen Werk von 1893 finden noch von der sehr rührigen Bestandsaufnahme der Kunstdenkmäler der Provinz Mark Brandenburg erfaßt sehen konnte. Die „Kunstdenkmäler“ gehören nun einmal zu dem unentbehrlichen Rüstzeug eines jeden Landesgeschichtlers, und wir vernahmen deshalb mit Freude, daß 1952 mit der längst fälligen inventarmäßigen Aufnahme der Berliner Bezirke begonnen wurde. Das erste Ergebnis dieses Unternehmens liegt jetzt vor mit dem Bezirk Tiergarten: ein stattlicher Ganzleinenband von nahezu 300 Textseiten mit rund 400 Abbildungen im Text und auf 180 Tafeln, der sich für den baulich Interessierten liest wie ein spannender Roman. Das schmucke Buch hat nicht mehr das großmächtige Format der alten „Kunstdenkmäler“; man kann es also auch mit ins Gelände nehmen, um dort festzustellen, was uns Krieg und Wiederaufbau übriggelassen haben. Auf den ersten zwanzig Seiten bringt Prof. Rave nach grundsätzlichen Worten zur Berliner Inventarisierung einen Abriss der geschichtlichen Entwicklung des Bezirks, der bei den germanischen Jägern und den slavischen Fischern beginnt und mit dem Blick auf die geplante Neugestaltung des Hansaviertels endet. Und dann folgen die Bauwerke — aufgenommen und beschrieben von Dr. Irmgard Wirth — nach ihrer Zweckbestimmung oder Nutzung gruppiert als „Öffentliche Bauten“, „Wohnbau“, „Schmuckanlagen“ und „Bauten für Verkehr und Wirtschaft“ mit vielen ins spezielle gehenden Unterabteilungen, die von den Gotteshäusern bis zu den Werkbauten und Geschäftshäusern führen und durch ausführliche Register erschlossen sind. Die ungemein fleißig und sehr ansprechend herausgebrachte Arbeit fußt auf einer Fülle von Literatur, die im einzelnen angegeben ist, benutzt aber auch den bislang ungehobenen Schatz der bis 1825 zurückreichenden Baupolizeiakten, was insbesondere dem Wohnbau zugute kommt. Man ist nun nicht wie bei den älteren Inventaren um 1870 stehen geblieben, sondern registriert auch die Bauwerke der wilhelminischen Epoche, die des „Tausendjährigen Reiches“ bis zu den Schöpfungen unserer Tage. Ein besonderer Wert steckt in dem umfangreichen Abbildungsteil mit den vielen schönen Reproduktionen zeitgenössischer Ansichten und alter Fotos. Nur mit den Karten und Plänen hat man Pech gehabt: sie sind durchweg zu klein wiedergegeben, und die beigelegte Faltskizze des Bezirks Tiergarten ist nicht nur wegen der fehlenden Straßenbezeichnungen so gut wie unbrauchbar. Verlag und Schriftleitung betonen die wissenschaftliche Genauigkeit, mit der gearbeitet wurde und den Gesichtspunkt, ein über zeitbedingte Geschmacksurteile stehendes Dokumentarwerk zu schaffen. Nun, das ist zweifelsohne gelungen, aber wie immer bei einem derartig umfangreichen Komplex, der sich u. E. der Erfassung durch einen einzelnen Bearbeiter entzieht, sind eine ganze Menge Schnitzer unterlaufen; sie werden dem landläufigen Leser kaum auffallen, und der Kundige wird sie stillschweigend richtigstellen.

Wir verzichten darauf, sie hier zu vermerken und ergänzen nur das, was festzustellen der Bearbeiterin nicht gelang: S. 48: Standbild des St. Matthäus, nach einem Modell von Alb. Wolff in gebranntem Ton ausgeführt und 1859 auf dem Matthäikirchplatz aufgestellt, wurde nach 1945 auf dem Neuen Matthäifriedhof am Priesterweg in Schöneberg abgestellt — S. 51: Ehem. Synagoge, Schöneberger Ufer 26 (jetzt 47). 1868 war das damals wohl neu erbaute Haus für die Aufnahme des Landwirtschaftl. Museums eingerichtet worden, das bis 1875 hier verblieb — S. 141: Landhaus Becherer stand Tiergartenstr. 19 — S. 150 (auch S. 163): Wohnhaus der Bettina von Arnim lag in den Zelten 5. „Hinter den Zelten“ war die spätere Richard-Wagner-Straße, heute die Hausnummern Schlieffenufer 31 bis 49 — S. 153, Villa Ravené: Über deren Aussehen unterrichten neun von Graeb gezeichnete Außen- und Innenansichten im Architektonischen Skizzenbuch, das mit seinen 201 Heften, die von 1852 bis 1886 erschienen, eine Fülle von Material gerade für den Bez. Tiergarten bietet

— S. 157, Am Karlsbad: Wohnung und Atelier von Carl Begas (zugleich Geburtshaus von Reinhold B.) entspricht der heut. Hausnummer 20/21. Daneben (22/23) die „Stierburg“ von Wilh. (nicht Gustav) Stier — S. 157, Beethovenstraße: Villa Correns hatte die Hausnummer 38/42, aber nicht dieser, sondern der gleichnamigen Straße in Lankwiltz — S. 167: W. Neumann und W. v. Mörner sind ein und dieselbe Person — S. 168: Wohnhaus Heese (nicht Haese) stand in der Dörnbergstraße 7 — S. 171: Potsdamer Straße 133 (alt) entspricht der heutigen Nr. 23 — S. 174: Die alten Hausnummern der früheren Königin-Augusta-Straße 45, 51 und 52 entsprechen heute Reichpietschauer 82 und Köbisstraße 6 und 8 — Schöneberger Ufer, alte Nr. 18 und 19 heute Nr. 29 und 31 — S. 180: Das frühere Wohnhaus Gruner lag Viktoriastraße 27 — S. 198: Über das Schicksal der ersten Bildwerke im Tiergarten hat unser verstorbener Freund Dr. Herm. Kügler in seiner Arbeit „Bis in die Puppen“ (Zeitschrift d. V. f. d. Gesch. Bins., 49, 1932, S. 97 ff.) ausführlich berichtet — S. 206: Drake, s. „Winzerin“ seit Jahren auf dem Bundesplatz in Wilmersdorf — S. 216: Schalenbrunnen von der Schmuckanlage der 70er Jahre auf dem Hindenburgplatz seit 1903 auf dem sogen. Sybelplatz in Charlottenburg — S. 224: Gedenktafel für Ferd. Lassalle (1825—1864) am Erdgesch. des Hauses Bellevuestraße 13, das L. von 1859 bis 1863 bewohnte. 1933 beseitigt — S. 240: Berlin-Spandauer Schifffahrtskanal 1859 fertiggestellt und dem Verkehr übergeben — S. 253: Über die 1817 auf dem Gelände der ehem. Wulff'schen Kattunfabrik errichtete Kgl. Gesundheitsgeschirr-Manufaktur, die nach der Auflösung 1866 von der Kgl. Porzellan-Manufaktur abgelöst wurde, vgl. Osborn (Berlins Aufstieg zur Weltstadt), Torge (Rings um die alten Mauern Berlins) u. Berlin und seine Bauten (beide Aufl.) — S. 271: Blankenstein trat 1872 sein Amt als Stadtbaurat an. Pomplun

Hermann Fricke, Brandenburgische Beiträge. Als Manuskript gedruckt. Uelzen 1955.

Das „unbezahlbare“ Werkchen ist eine kostbare Gabe, die Dr. Hermann Fricke anlässlich seines 60. Geburtstages seinen „Freunden in Berlin und Brandenburg“ überreichte. Als Fricke vor fünf Jahren von Berlin Abschied nahm, um für die Seinen besser sorgen zu können, schrieb er betrübt: „Ich habe mich bemüht, im Lande zu bleiben. Aber das Land nahm mich nicht an. Doch das Herz bleibt dort...“ Viele vorzügliche Arbeiten hat Hermann Fricke weiterhin den in Berlin erscheinenden Jahrbüchern gewidmet, aber sein Schatz ist unermesslich, so daß er jetzt zehn neue Beiträge Männern gewidmet hat, denen er von seiner langjährigen Tätigkeit hier verbunden ist. Die zeitliche und geistige Spannweite der Arbeiten ist groß und reicht von der frühesten Erwähnung unserer Gauen bis zur Gegenwart. Auf 82 Seiten sind behandelt: Das Semnonenkapitel des Tacitus. — Vom Buchdruck in der Mark Brandenburg. — Albrechts von Brandenburg Weg zum Rhein. — Spargutachten unter König Friedrich Wilhelm I. — Fouqué zum Gedächtnis. — Karl Wilhelm Ferdinand Solgers Eltern. — Martin Anton Niendorf. — Theodor Fontanes Schülerjahre. — Gustav Schüler. — Der Dichter der Wandlung (Hermann Kasack).

Wer die gedankenreiche Art Frickes kennt, und das darf wohl bei den Lesern unseres Jahrbuchs vorausgesetzt werden, wird diese vielseitigen Arbeiten mit Gewinn und Genuß studieren. Zu Martin Anton Niendorf, — eine Arbeit, die unserem verstorbenen Mitgliede Dr. Hermann Kügler gewidmet ist —, bringt Dr. Fricke in diesem Jahrbuch eine Bibliographie der dichterischen Werke. Nach einem Briefwort des Verfassers ist die Ursache dieser selbstlosen und hervorragenden Gabe „meine heimliche, manchmal mir selbst schon unheimliche Liebe zur Mark“. Darum danken wir Brandenburger dem Freunde herzlich.

M. Henning.

Aus dem Leben der Vereinigung

Über die beiden Höhepunkte des Vereinsjahres 1954, die Feiern des 70. Geburtstages unseres Ehrenmitgliedes **Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe** am 12. Februar und des **70-jährigen Bestehens** unserer Vereinigung am 29. Mai berichteten wir unter dem Titel „Das festliche Jahr“ im Hoppe-Jahrbuch 1954, S. 103. Diese besonderen Tage waren eingeschlossen von vielen guten Stunden, die uns auf **29 Wanderungen, 1 Dampferfahrt auf den Gewässern der Spree und der Dahme und 10 Führungen** eine Fülle von Wissensstoff und Anschauung übermittelten. **13 Vorträge und 23 Bibliotheksnachmittage** waren der ernsten Arbeit, der **4. brandenburgische Kommers** der heiteren Klio gewidmet. Die **Hauptversammlung** erarbeitete eine wesentliche Satzungsänderung, nach der Damen, die bisher als Fördernde zu uns traten, vom 1. Mai 1954 ab nur als Mitglieder aufgenommen werden. — Im Berichtsjahr hatten wir den Tod von sechs getreuen Mitgliedern, der Herren Dux, Wille, Bartsch, Mirow, Gutzki und Scharnweber zu beklagen. Am Jahresbeginn 1955 zählten wir 167 ordentliche und 71 fördernde Mitglieder.

Die Hauptversammlung stimmte ferner einer Verlegung unserer **Bibliothek** zu, weil der von der Feuersozietät zur Verfügung gestellte Raum nicht mehr die Aufstellung weiterer Schränke ermöglichte. Wir sind der Sozietät dankbar für die Gastfreundschaft, die wir dort 15 Jahre genossen haben. Durch das Entgegenkommen des Senators für Volksbildung konnte die Sammlung in der Berlin-Abteilung der Amerika-Gedenkbibliothek/Berliner Zentralbibliothek am Blücherplatz als Dauerleihgabe in sehr guter Weise untergebracht werden. Der Vertrag ist auf 10 Jahre geschlossen. Mit Hilfe interessierter Mitglieder konnte die Überführung und Aufstellung der Bestände an einem Tage, dem 30. Dezember, durchgeführt werden. Nach dem Vertrage mit Herrn Direktor Dr. Fritz Moser ist uns die Benutzung des schönen Vortragssaales der Gedenkbibliothek für öffentliche, unentgeltlich zugängliche wissenschaftliche Vorträge gestattet. Bis dahin fanden die Vorträge im Lesesaal der Stadtbücherei Schöneberg statt. Wir haben der Leiterin, Fräulein Traute Such, und ihren Mitarbeitern für die liebenswürdige Gastfreundschaft hier nochmals zu danken.

Die **Mitteilungsblätter** 14 bis 16 unterrichteten die Mitglieder und Freunde über alle uns betreffenden Fragen. Für die Reihe der Mitteilungsblätter 1-14 konnte ein **Registerheft** beigelegt werden, dessen Bearbeitung wir Herrn Dr. Heinz Gebhardt verdanken. Als Jahresgabe, die Herrn Univ.-Prof. Dr. Hoppe gewidmet ist, erschien das **Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 1954**.

Schließlich genügen wir einer gern erfüllten Pflicht, allen zu danken, die uns durch die nachstehend aufgeführten Vorträge im Jahre 1954 bereicherten.

Dr. Otto Friedrich Gandert: Germanische Dörfer vor den Toren Berlins. — Die Ausgrabungen von Cablow —
Albert Ludewig: Sind Kirchenbauten aus ottonischer Zeit im Havelbereich nachweisbar?
Univ.-Prof. Dr. theol. Dr. phil. Liselotte Richter: Kierkegaards Aufenthalte in Berlin und ihre Bedeutung
Dr. Curt Meyer: Das Theater Franz Wallners
Dr. Hans Branig: Die Gräfin Lichtenau und ihre Apologie
Pfarrer Felix Raede: Die Wenden (Sorben) in der Lausitz. (Ihr wahres Gesicht — ihr entstelltes Gesicht)
Dr. Heinz Gebhardt: Schiller in Berlin — vor 150 Jahren
Dr. Hermann Kügler: Der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe
Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe: Bekenntnis zur Kurmark
Otto Glodde: Heinrich Rüdiger von Ilgen. Zum 300. Geburtstage
Dr. Heinz Hugo: Aus der Geschichte der Meteorologie
Erich B. Zornemann: Ein Berliner wird 100 Jahre alt. Anmerkungen zu Raabes „Chronik“
Dr. Otto Friedrich Gandert: Der Schatzfund von Lichtenrade und die ältere Bronzezeit in der Mark
Dr. Heinz Gebhardt: Weihnachten in Berlin

Martin Henning

Zu unseren Bildern

- S. 11: Søren Kierkegaard aus Rikard Magnussen: Søren Kierkegaard set udefra, Einar Munksgaard, Kopenhagen 1942, S. 179.
- S. 13: J. H. Vickers, Der Gendarmen-Markt in Berlin. Den Stahlstich stellte Herr Archivdirektor Dr. Kettig vom Landesarchiv dankenswerterweise bei.
- S. 21: Miniatur Wilhelmine Enke mit dem Grafen von der Mark. Wiedergabe mit Genehmigung der Verwaltung der ehemal. Staatl. Schlösser und Gärten.
- S. 27: — Clemens Brentano — und S. 35: — Ludwig Tieck — nach Aufnahmen der Deutschen Staatsbibliothek Berlin.
- S. 45: A. Menzel, Blick aus dem Flurfenster nach einer Aufnahme der Nationalgalerie Berlin.
- Tafel I (nach S. 46): Angelika Kaufmann, Gräfin Lichtenau mit Genehmigung des Hauptarchivs Berlin.
- Tafel II (vor S. 47): Zusammenstellung von Herrn Prof. Dr. Suhle.
- S. 53: Lageplan zu Neudöbern danken wir Herrn Kurt Pomplun, der uns auch bei den letzten Jahrbüchern mit Zeichnungen unterstützt hat. Die Herkunft der weiteren Bilder ist in den Unterschriften angegeben.

Druckfehlerberichtigung:

- S. 13 lies Unterschrift zum Bild: J. H. Vickers.

Personenverzeichnis

- Absalon, Bischof v. Roeskilde 61
 Adamberger, Antonie, Wiener Schauspielerin 40
 d'Agoult, Gräfin (1805–76) 43
 Albrecht d. Bär († 1170) 46 ff., 60
 Andersen, Hans Christian (1805–75) 16
 Anno, Erzbisch. v. Köln 48
 Arndt, Ernst Moritz (1769–1860) 39
 v. Arnim, Achim (1781–1831) 26 ff., 33 ff.
 v. Arnim, Elisabeth gen. Bettina geb. Brentano (1788–1859) 26, 29, 31 f., 37, 40 f., 67
 v. Arnim, Fam. 33 ff.
 v. Arnstein, Frau, Wien (1757–1818) 43
 August, Prinz v. Pr. (1779–1843) 41 f.
 Bahn, H. 61
 Bahrfeldt, Emil (* 1850), Münzforscher 46 ff.
 Bardua, Caroline (1781–1864) 43
 Bardua, Wilhelmine (1798–1865) 43
 Basile, Giambattista (1575–1632) ital. Dichter 28
 Beckmann, Friedrich (1803–66) Berl. Schausp. 12
 van Beethoven, Ludw. (1770–1827) 28 f.
 Begas, Carl (1794–1854), Maler 68
 Begas, Reinhold (1831–1911), Bildh. 68
 Benz, Rich. (* 1884), Literarhist. 27
 Berg, Frh. 52
 v. Bertalanffy, Ludw. (* 1901), österr. Biologe 6
 v. Bethmann, Marie 43
 v. Bethmann, Simon Moritz (1768 bis 1826), Bankier 40, 43
 v. Bethmann, Susanne Elisabeth verh. Hollweg 43
 v. Bethmann-Hollweg, Moritz Aug. (1795–1857), pr. Kultusmin. 43
 v. Bethmann-Hollweg, Theobald (1856–1921), Reichskanzl. 43
 Bethmann-Unzelmann, Friederike (1760–1815), Berl. Schausp. 41
 v. Beust, Graf, auf Buchholz 51, 55
 v. Birkenstock, Antonia verh. Brentano 29
 Biron, Gust. Calixt (1780–1821), Gen.-Lt.n., Gouverneur der Festung Glatz 24
 Blankenstein, Herm. († 1910), Stadtbaurat 68
 Block, Johs., Kammerger.-Präs. 66
 v. Bode, Wih. (1845–1929), Kunstwiss. 67
 Bodmer, Joh. Jak. (1698–1783) 36 ff.
 Böhmer, Joh. Friedr. (1795–1865), Stadtbibl. in Frankfurt a. M. 28
 Bösen, Emil, Studienfreund Kierkegaards 10, 13 f., 15
 v. Böttcher, Hptm. 55
 Boisserée, Sulpiz (1783–1854), Kunstsamml. 39
 Boisserée, Melchior (1786–1851), Kunstsamml. 39
 Boleslaw III., Herz. v. Polen 61
 Bolte, Johs. (1858–1937), Volkskundler 62 ff.
 Borrmann, Richard 16, 67
 Borsig, Aug. (1804–1854) 43
 v. Borstell, Karl Heinr. Ludw., pr. General 50, 54
 Brandl, Alois (1855–1940), Anglist. 62
 Brandt, Eduard († 1948), Fabrikant. 63
 de Brenta, Johs. 28
 Brentano, Clemens (1778–1842) 26 ff.
 Brentano, Maximiliane geb. La Roche (1756–93) 26, 28, 30
 Brentano, Sophie geb. Schubert gesch. Mereau (1761–1806) 26, 28 ff., 35, 37 ff., 43
 Brinkmann, Ad. 59
 v. Britzke, Albertine 50, 55
 v. Britzke (Brietzke), Fam. 55 f.
 Brockerhoff, Kurt († 1953) 63
 v. Buch, J. S. 61
 Buchholz, Fam. 23
 Bülow v. Dennewitz, Friedr. Wih. Graf (1755–1816) 50, 54
 Bürger, Gottfr. Aug. (1747–84) 36 f.
 v. Burgsdorf, Wilhelm (1772–1822) 39
 Bußmann, Auguste, gesch. Brentano, verh. Ehrmann 31, 40
 Bußmann, Joh. Jak. 40
 Bußmann, Maria Elisab., geb. Bethmann (1772–1847) 40, 43
 Cahn, A. E., Münzforscher 47, 49
 Cahn, Julius (* 1872), Münzforscher 49
 v. Clausewitz, Major 54
 v. Clausewitz, Marie geb. Gräfin Brühl 42
 Clauswitz, Paul († 1927), Stadtarchivar 62
 Clemens Wenzeslaus, Kurf. v. Trier 29 f.
 v. Cölln, Friedr. (1766–1820), Kriegerat 21, 25
 v. Cornelius, Peter (1783–1867), Maler 26
 Creuzer, Georg Friedr. (1771–1858), Heidelberger Mythenforscher 32 f.
 Dannenberg, Herm. Münzforscher 47
 Daum, Gottfr. Adolf 34
 Daum, Caroline Marie Elisab., verw. Fredersdorff, verh. v. Labes 34
 Delbrück, Schickler & Co., Bankhaus 34
 v. Dohna, Friedr. Ferd. Alex. Graf (1771–1832), pr. Innenmin. 41 f.
 Donath, Christian, Bedienter in Neudöbern 51 f., 54
 Dove, Heinr. Wih. (1803–79), Prof. d. Phys. 43
 Dressel, Joh. Christ. Gottfr. (1751 bis 1824), Oberpfarrer in Charl. 20
 Ehrmann, Bankier 40
 v. Eichendorff, Jos. Frh. (1778–1857) 26 ff., 33, 36
 Emmerich, Anna Katharina 26 f., 30
 Enghaus, Christine verh. Hebbel (1817–1910), Wiener Schausp. 38
 Enke, Joh. Elias 19
 Enke, Joh. Gotthold 21
 Enke, Maria Susanne geb. Schnetzer 19
 Enke, Wilhelmine, Madame Rietz, Gräfin v. Lichtenau (1753–1820) 19 ff.
 Euler, Leonh. (1707–83), Mathemat. 34, 36
 Eusebius, freiw. Jäger 54
 Ferdinand, Prinz, Neffe Friedr. d. Gr. 42
 Fichte, Joh. Gottl. (1762–1814) 8, 30, 41 f.
 Finck von Finkenstein, Graf (1745 bis 1818) 39
 de Flavigny, Alexandre 43
 v. Flemming, Fam. 26
 Fontane, Th. (1819–1898) 28, 34, 43, 63, 67
 Foucquet, Miniaturenmalers 29
 Fouqué, Friedr. Baron de la Motte (1777–1843) 26 f., 38
 Fredersdorff, Mich. Gabr. (1708 bis 1758), Kämmerer Friedr. d. Gr. 34
 Freiligrath, Ferd. (1810–76) 27
 Fricke, Herm. (* 1895) 65 f., 68
 Friedel, Ernst (1837–1918), Jurist, Stadtrat 10, 62, 67
 Friederike, Prinzess. v. Meckl., Kgn. v. Hann. 42
 Friedheim, Justizrat 25
 Friedrich Barbarossa 28, 59, 61
 Friedrich II., Kg. 27, 30, 34, 36, 40, 42, 64
 Friedrich Wilhelm II. 19, 22, 34
 Friedrich Wilhelm III. 20, 42
 Friedrich Wilhelm IV. 31, 36
 Fuchs, Friedr. 26
 Gaetgens, Rich., Münzforscher 46 ff.
 Garbe, Papiermacher in Altdöbern 55
 Gerlach, Fam. 27
 v. Gersdorff, Wirtschafterin in Neudöbern 50 f.
 Geselschap, Marianne, Malerin 45
 Girzalski, Alfons 58
 Gleim, Joh. Wih. Ludw. (1719 bis 1803) 37, 43
 v. Gneisenau, Aug. Graf Neith. (1760–1831) 27
 Goedeke, Karl (1814–87), Literarhist. 39
 v. Görres, Jos. (1776–1848) 26 f., 30 f., 36 f., 39
 Götz-Schlitz, Gräfin 34
 Goethe 6, 26 ff., 35 ff., 43, 63 f., 67
 Gottsched, Joh. Christoph (1700–66) 36 f.
 Grabbe, Christ. Dietr. (1801–36) 38
 Grimm, Jak. (1785–1863) 28 f., 32 f., 36 f., 39 f.
 Grimm, Wih. (1786–1859) 28 f., 36 ff.
 Grimm, Herman (1828–1901) 29
 Grimm, Ludwig Emil (1790–1863) 27 f.
 Grimm, Fam. 26
 Grimmselshausen († 1676) 34
 Grobecker, Phil., Berl. Schausp. 12, 15
 Gruppe, Otto Friedr. (1804–76), Prof. 13
 Gryphius, Andr. (1616–64) 34
 v. Guaita, Georg Friedr. 29
 Gubitz, Friedr. Wih. (1786–1870), Holzschnelder, Schriftst. 28
 v. Gündert, Karoline (1780–1806), Bettinas Jugendfreundin 33, 36
 Gulniew 53
 v. d. Hagen, Friedr. Heinr. (1780 bis 1856), Literarhist. 38
 v. Hardenberg, Karl Aug. (1750 bis 1822) 42
 Hasselberg, Felix (1893–1945), Literarhist. 63
 Hauff, Wih. (1802–27) 36
 Hebbel, Friedr. (1813–63) 38
 Hebbel, Christine s. Enghaus 38
 Hegel, Georg Wih. Friedr. (1770 bis 1831) 12 f.
 Heine(n), Breslau 24
 Heinrich v. Antwerpen 49
 Heinrich v. Gardelegen 48
 Heinrich Pribislav 46 f., 49
 Heinrich d. Löwe 61
 Heinrich IV. 46
 Heinrich V. 46
 Heinrich VI. 59
 Held, Fam. 24
 Hellpach, Willy (* 1877), Soziologe 62
 Hensel, Luise (1798–1876), Dichterin 26, 28, 31, 36
 Herder, Joh. Gottfr. (1744–1803) 37 f.
 Herterich, Ludwig (* 1856), Kunstlehrer 45
 v. Hertling, Georg Frh. Graf (1843 bis 1919), Reichskanzler 29
 v. Heydebreck, Georg († 1824), Geh. Staatsrat 23
 Himmel, Fam. 23
 Hintze, Günther († 1945) 63
 Hitz, Dora (1856–1924), Malerin 45
 Hölcher, Heinr., Kammerger.-Präs. 66
 Hoffmann, E. Th. A. (1776–1822) 26 ff., 34, 38, 64, 66
 v. Holbein, Franz (1779–1855), Schausp. u. Dichter 20
 Hollweg, Joh. Jak. 43
 Holtze, Friedr. 62, 66
 Hoppe, Willy (* 1884), Historiker 65
 Hübner, Wih. (1784–1846), Berl. Konsistorialrat 31
 v. Houwald, Ernst (1778–1845) 55
 v. Houwald, Gottlob Karl Willib. (1737–99) 50
 v. Houwald, Karl Heinr. Ferdin. 55
 v. Hoym, Karl Georg Heinr. Graf (1739–1807), pr. Min. 24
 v. Humboldt, Alex. (1767–1859) 26
 v. Humboldt, Wih. (1767–1835) 5 ff., 27, 31, 41 f.
 Iffland, Aug. Wih. (1759–1814) 34, 41, 43
 Immermann, Karl Leberecht (1796–1840) 38
 Itzig, J. Dan. (1732–1799), Berl. Bankier 43
 Jahn, Hans († 1945), Historiker 63
 Jaxa von Köpenick 46 ff.
 Jordis, Carl, Hofbankier 40
 Jordis, Lulu geb. v. Brentano 40
 Kaerber, Ernst (* 1882), Stadtarchivdirektor 62, 67
 v. Kaiserling 53 ff
 Kant 8
 Karl IV. 58
 Karl VI. 29
 Keiling, Neudöbern 54
 Keller, Gottfr. (1819–90) 26
 Kieckbusch, Albert (1870–1935) Vorgesch.-Forsch. 63 f
 Kiellmannssegge, Gräfin 56
 Kierkegaard, Søren (1813–55) 10 ff
 Kierkegaard, Niels Christian (1806–82) 11
 Kierkegaard, Peter Christian 14
 v. Kleist, Friedr. (1762–1823) pr. Gen. 54
 v. Kleist, Heinr. (1777–1811) 26 f., 34 f., 41
 Kloeden, Fam. 23
 v. Klösterlein, Adolf Friedr. 55
 v. Klösterlein, Christiane Friederike Karol. geb. Süßmildt 55
 v. Klösterlein, Karl Heinr. (1790–1851) 52, 56
 v. Klösterlein, Louise 50 f
 Klügel, Erzieherin in Neudöbern 50, 55
 v. Knoch, Auguste Magdal. verh. v. Houwald (1747–1815) 50 f
 v. Knoch, Karoline Ernest. Frieder. verh. Lynar 55
 v. Knoch, Frieder. Dorothea Wilhelmine geb. v. Globig 51, 55
 Knut VI. v. Dänemark 61
 Koch, Erduin Jul. (1764–1834) Berl. Pfarrer 37
 Kögel, Linda (1861–1940), Malerin 43 ff
 Kögel, Rudolf (1829–96), Berl. Oberhofpred. 43 ff
 Königsmark, Gräfin, Enkelin d. Gräfin Lichtenau 25

- Körner, Th. (1791—1813) 27, 39
Kolbe, Georg (1877—1947), Bildh. 26
Kollwitz, Käthe geb. Schmidt (1867—1945) 43 ff
Konrad, Erzbisch. v. Magdeburg 46
Krabbo, Herm. (* 1875), Historiker 47
Kramer, Christian, Jäger 55
Krammer, Mario (1880—1953) 26 ff, 63
Krieger, A. F. 14
Kügler, Herm. (1889—1955) 62 ff, 67 f.
Kuhn, Waldem. 63, 67
Kulke, E. 58
- v. Labes, Amalie Caroline verh. v. Arnim 34, 40
v. Labes, Hans Frh. († 1776) 34
Lachmann, Karl (1793—1851), Germanist 38
de Lagrange, Jean-Louis Comte (1736—1813) Mathemat. 34
Lambert, Joh. Heinr. (1728—77), Mathemat. 34
La Roche, Carl, Geh. Oberbergrat 35, 42
La Roche, Georg Michael († 1789), Hofrat 30
La Roche, Sophie geb. Gutermann 26, 30, 32
Lasalle, Ferd. (1825—64) 68
Lehmann, Aug. Leberecht, Pfr. in Altdöbern 51
Lehmann, Rud. (* 1891), Archivar 50 ff, 66
v. Leibniz, Gottfr. Wilh. Frh. (1646—1716) 27
Lepsius, Sabine, Malerin 26
Lessing, Gotth. Ephr. (1729—81) 37
Levi, Sara geb. Itzig (1761—1854) 43
v. Lichtenau, Gräfin, s. Enke, Wilhelmine 19 ff
Linsener, Gust. (* 1890) Obermstr. d. Fischer-Innung 67
v. Loeben, Joh. Friedr. Frh. († 1667), Geh. Rat u. Kammerherr 18
v. Loeschbrand, Frau 52
Lohre, Heinr., Volkskundler 62
Lothar v. Supplinburg, dt. Kaiser 61
Louis Ferdinand, Prinz v. Pr. (1772—1806) 42
Louise, Prinzessin, Tochter d. Pr. Ferdinand 42
Luboch, Neudöbern 51
Ludat, Herbert (* 1910), Historiker 49
Ludwig I., Kg. v. Bayern 36
v. Lützow, Adolf (1782—1834) 30
v. Lützow, Leopold, 30
Luise, Kgn. v. Pr. (1776—1810) 28, 42 f.
zu Lynar, Heinr. Ludw. Graf 55
zu Lynar, Rochus Aug. 56
zu Lynar, Gräfin 55
- Marheineke, Phil. Konr. (1780—1846) Theologe 10
Maria-Theresia, Kaiserin v. Österr. (1717—80) 29
v. d. Mark, Marianne, Tochter der Gräfin Lichtenau 20
Martin, Hans, Gartenamtsdir. 62
Mathis, Breslau 24 f.
Matzdorf, Karl (1889—1946), Berl. Arzt 63
de Maupertuis, Pierre-Louis Moreau (1698—1759) Mathemat. u. Philos. 34
Mauritius, Hl. 46, 48 f.
Menadier, Julius (* 1854), Münzforscher 47
v. Menzel, Ad. (1815—1905) 43 ff
Mereau, Sophie, s. Brentano, Sophie
Merian, Joh. Bernh. (1723—1807), Sekretär d. Akad. 36
Meyer, Willib. 63
- v. Miaskowsky, Caspar, Oberst 25
Michelet, Charles Louis (1801—1893), Prof. d. Phil. 13
Mielke, Rob. (1863—1935) Volkskundler 10, 63 f.
Montaff, Ltn. 54
v. Montgelas, Jos. Graf (1759—1838) 41, 43
Müller, Adam (1779—1829) 26 f., 40 f.
Müller, Gottfr., Leineweber in Neudöbern 55
v. Müller, Johs. (1752—1809), Historiker 37 f, 40
v. Mosch, Karl Friedr. 56
Myller, Christ. Heinrich (1740—1807) 36 f
- Nadler, Jos. (* 1884) Literarhist. 26
Napoleon 50, 54 f.
Nicolai, Friedr. (1733—1811), Berl. Verleger 37, 64
Niendorf, Mart. Ant. (1826—1878) 65 f
Nietzsche, Friedr. (1844—1900), 8, 28, 30
Noël, Louis († 1933), Historiker 62, 64
Noppoldt 52
v. Nostitz, Helene (1878—1944) Schriftstell. 42
Olsen, Regine 10
Opitz, Martin (1597—1639) 37
v. Oppen, Gen.Maj. 50, 54 f.
Otto I., Mkgr. 46 ff.
Otto, Bisch. v. Bamberg 61
Oudinot, Nic. Charl. (1767—1847) Gen. Napoleons 50, 56
- Paczka, Cornelia geb. Wagner (* 1864), Malerin 45
v. Pannwitz, Jak. Heinr. Jul. (1793—1818) 52, 56
v. Pannwitz, Tobias 51
Pappritz, Fam. 43
Paul, Jean (1763—1825) 43
Pereira, Henriette, Baronin geb. v. Arnstein (1780—1859) Wien 43
Peschke, Walther (* 1952), Bau-direktor 16 ff.
Petrisa, Gemahlin von Heinr. Pribislav 46
Pinder, Wilh. (1878—1947), Kunstwiss. 6
Piper, Otto, Kunsthistoriker 58
Pistor, Charlotte (1776—1858) 38
Pistor, Karl (1778—1847), Geh. Post-rat 38
Pöltinger, Joseph 20
Pöltinger, Klara geb. Lieb 20
Pöltinger, Ladislaus (* 1772) 20 ff.
v. Pourtales-Neudöbern, Graf, Land-syndikus d. Ndr.-Laus. 50, 55
Pribislav, Heinrich 46 f., 49
v. Putlitz, Fam. 26
Raabe, Wilh. (1831—1910) 27
v. Radowitz, Marie geb. v. Voß 42
v. Radziwill, Ant. Heinr. Fürst (1775—1833) 41 f.
v. Ranke, Leop. (1795—1886), Historiker 7, 42
v. Raumer, Friedr. (1781—1873), Historiker u. Staatswiss. 28
v. Raumer, Fam. 26
Raupach, Ernst (1784—1852) 38
Rave, Paul Ortwin (* 1893) Kunsthist. 67
Récamier, Juliette (1777—1849) 42
Reichardt, Joh. Friedr. (1752—1814), Komponist 28, 34, 38 ff., 42
Reichenbach, Minna 35
Reil, Joh. Christ. (1759—1813), Mediziner 8
Reimer, Georg Andr. (1776—1842) Berl. Verleger 33, 40
Retcher, Joh. Friedr. († 1732), Hof-rat 18
Richter, Sekretär in Ogrosen 51
- Riedel, Ad. Friedr. († 1872), Historiker 66
Ringseis 27
Ritz, Joh. Friedr. (1755—1809), Kammerer 19
Ritz, Friedr. Wilh. (1785—1873), Kanonikus 19, 21 ff.
Rösel, Gottlob Sam. (1769—1843), Maler 63 f.
Rudorff, Ernst (1840—1916) 10
Runge, Gust. (1789—1885), Schulrat in Potsdam 54 f.
Runge, Phil. Otto (1777—1810), Maler 41
- Sailer 26
v. Savigny, Friedr. Karl (1779—1861), Jurist 26 ff., 31 f., 40, 42
v. Savigny, Bettine († 1835) 32
v. Savigny, Künigunde geb. Bren-tano (* 1780) 26, 29, 32, 35, 40 ff.
Schadow, Joh. Gottfr. (1764—1850), Bildh. 42
Schellberg, Wilh. (1880—1937) Literarhist. 26
v. Schelling, Friedr. Wilh. Jos. (1775—1854) 10, 12 ff., 31, 42
v. Schenkendorf, Max (1783—1817) 39
Schickler, Bankier 25, 34
v. Schill, Ferd. (1776—1809) 42
Schiller 43, 64
v. Schillings, Max (1868—1933), Komponist 29
Schinkel, Karl Friedr. (1781—1814), Baumstr. 27, 31, 36
Schirmmeister, freiw. Jäger 54
v. Schlegel, Aug. Wilh. (1767—1845), Dichter u. Gelehrter 38
v. Schlegel, Caroline geb. Michaelis (1763—1809), Gattin d. vor., spätere Gattin Schellings 35
v. Schlegel, Friedr. (1772—1829), Dichter u. Sprachwiss. 29 f., 39
Schleiermacher, Friedr. (1768—1834), 31, 35, 41 f.
Schlipalius, Bankier 24
Schlüter, Andr. (1664—1714), Bildh. u. Arch. 26
Schmidt, Rud. (* 1875), Heimat-forscher 58, 61
Schoenberg 23
v. Schönfeldt, Pächterin 51 f.
Schöne, Bedienter 51
v. Schuckmann, Joh. Frh. (1755—1834), pr. Min. 24
v. Schulenburg 52
Schultze, Johs. (* 1881), Staats-archivar 46 f., 61
Schulze, Pfr. in Calau 56
Schummel, Joh. Gottl., Breslauer Prorektor 21, 24 f.
Schwartz, Gotthelf, Verwalter in Neudöbern 51 f.
Schwenke, freiw. Jäger 54
Seidel, Mart. Friedr. (1821—93) 66
Sello, Georg (1850—1927), Historiker 49, 67
Sibbern, F. C. Prof. 10, 13
Simrock, Karl (1802—76), Germanist 38
v. Sobe 54
Sohn, Rud. (1841—1917), Rechts-lehrer 32
zu Solms-Braunfels, Prinz 41 f.
Sommer, Eugenie, Malerin 45
Sommerfeld, Herbert († 1947) 63
Sophie, Gemahlin Albr. d. B. (* 1160) 46
Spang, P. J., dän. Pfr. 12 f.
Splitgerber, David (1739—1827), Berl. Fabrikant 34
Spranger, Eduard (* 1882), Philosoph 5 ff.
Stadion, Graf 30
v. Staegemann, Friedr. Aug. (1763—1840), pr. Staatsrat 27
Starcke, Pfr. in Ogrosen 51, 53
Stauffer-Bern, Karl (1857—91), Schweizer Maler 45
- Steffens, Henrich (1773—1845), Prof. in Halle, Breslau, Bln. 12, 42
v. u. z. Stein, Karl Frh. (1757—1831) 8, 29, 40, 42
Stölzel, Ad., Jurist 67
Stolberg, Christian Graf (1748—1821) 39
Stolberg, Friedr. Graf (1750—1819) 39
Storm, Theod. (1817—88) 43
Ströhl, Maler 32
Suizer, Joh. Georg (1720—79), Philosoph 34, 36
- Thadden-Trieglaff 27
v. Thermo, Heinr. Ad. Gust. Frh. 53 f., 56
v. Thielau, Johanna Carol. Eleon. (1770—1848) 50 ff.
v. Thielau, Heinr. Otto (1760—1854) 50
v. Thielau, Fam. 50 ff.
v. Thiel(e)mann, Kdt. v. Torgau, russ. Gen.Ltn. 51
v. Thiery, Oberst 20
v. Thümen, Gen.Maj. 54
Tieck, Friedr. (1776—1851), Bildh. 28
Tieck, Ludw. (1773—1853), Dichter 26, 32, 34 ff.
Tzschertitz 51
- v. Uhden, Wilh. (1763—1835), Archäologie, Staatsrat 43
Uhland, Ludw. (1787—1862) 36, 39
Unverzagt, Wilh. (* 1892), Prof. d. Vor- und Frühgesch. 61
Varnhagen van Ense, Karl Aug. (1785—1858), pr. Diplomat, Schriftst. 28
Vickel, J. H., Radierer 13
Vitruv, Marcus—Pollio 58
Vogel v. Vogelstein, Karl Christ. (1788—1868), Historienmaler 35
Voigt, Christoph (* 1863) 62, 64
Voitus, geb. Pappritz, Mitbegrün-derin d. Berl. Singakad. 43
Voitus, Frh. 55
Voß, Aug. Ernst Graf, Vortragender Rat beim Kronprinzen, späteren Kg. Friedr. Wilh. IV. 27, 41 f.
Voß, Louise geb. v. Berg 42
Voß, Sophie Marie geb. v. Pannewitz 42
- Wackenroder, Wilh. Heinr. (1773—98) 26, 34, 36 f.
Wähler, Martin (* 1889), Volks-kundler 62
Wagner, Cosima (1837—1930) 43
Waldemar, Prinz (1817—1849) 36
Waldemar I. v. Dänemark 61
Weiß, Hedw., Malerin 45
Werder, Karl (1806—93), Philosoph 10, 13
v. Zur Westen (* 1872) 63 f.
Wichmann, Erzbisch. v. Magdeburg 48 f.
Wieland, Christ. Mart. (1733—1813) 26, 29 f., 32
Wigger, Bisch. v. Brandenburg 46
Wilhelm I. 45
- v. Winckler, Karl Aug. 52 f., 55
Winter, Hans (* 1884), Berl. Druk-ker 63
Wolf, Friedr. Aug. (1759—1824), Prof. d. klass. Philologie 41 f.
Wrede, General 24
- v. Zedlitz, Karl Abrah. Frh. (1731 bis 93), Etats- u. Justizmin. Friedr. d. Gr. 34
Zelter, Karl Friedr. (1758—1832), Komponist 27 f.
Zelter, Juliane Caroline Aug. geb. Pappritz (1767—1806), 2. Frau d. vor. 43
v. Zentner, Georg Friedr. (1752 bis 1835) 41, 43
Zoch, Matthes, Gärtner in Neu-döbern 54
Zachow 23

Ortsverzeichnis

- Altdöbern (Calau) 50 ff.
 Alt Ruppin (Neuruppin) 58
 Angermünde 15, 58, 61
 Anhalt, Burg (Harz) 59 ff.
 Anusin b. Lods 48 f.
 Aschersleben 47
- Bärwalde (Jüterbog) 33
 Bardowiek 48 f.
 Barnim, Land 49
 Baruth (Zossen) 50
 Bautzen 50, 56
 Belzig 48, 58, 61
 Berlin:
 Akademie d. Wiss. 34, 63, 66
 Aufklärung 34
 Bellevue 42
 Brandenb. Tor 38
 Domfriedhof 45
 Friedr. Werd. Gymn. 39
 Gendarmenmarkt 11, 13, 63
 Hasenheide 39
 Hedwigskirche 22
 Hofpredigerhaus 43
 Joachimsthalsch. Gymn. 34, 36
 Kammergericht 66
 Köpenick 47, 49, 67
 Nicolaikirche 16 f.
 Niederländ. Palais 19 f.
 Quarré 33
 Spandau 58 f., 61
 Sprache 67
 Theater 11 f.
 Tiergarten 41, 67 f.
 Universität 10 ff., 28
 Ver. f. d. Gesch. Blns. 62 f.
 Wandervogelbewegung 39
- Blankensee (Pasewalk) 34
 Bluno (Hoyerswerda) 55
 Bolschwitz (Calau) 52
 Bornhöved (1227) 61
 Braunschweig 48, 50
 Bredow (Nauen) 49
- Breslau 20 f., 24
 Bronkow (Calau) 51, 55
 Buchwäldchen (Calau) 51
- Calau 50 f., 54 f.
 Cottbus 50, 55
 Culm (Sorau) 50
- Dahme (Luckau) 53 f.
 Dahsow b. Wohrlau (Schles.) 48 f.
 Dobrilugk (Finsternw.) 50
 Dolzig (Sorau) 50
 Dreßkau (Cottbus) 50 f.
 Dresden 50, 55
 Dülmen (Westf.) 26 f.
- Elster, Schwarze, Fl. 50
- Falkenhagen (= Falkensee/Nauen) 21
- Finsternwalde 50, 53
 Forst (Lausitz) 50
 Freckleben (Hettstedt) 47
 Freienwalde (Oder) 49
 Friesack (Nauen) 58
 Fürsternwalde (Spree) 49
- Gabow (= Schiffmühle b. Freienw./Oder) 49
 Gahlen (Calau) 52
 Geinhausen (Hessen) 59 f.
 Gerswalde (Templin) 58
 Glogau 20 f., 25
 Görlitz 54
 Greiffenberg (Angermünde) 58
 Grimnitz (Angerm.) 58
 Groß Görschen (Weißenfels) 50
 Groß-Jauer bei Altdöbern 50, 55
 Groß Räschen (Senftenberg) 50, 54
 „Grütztopf“ b. Stolpe (Oder) 57 ff.
 Guben 50
- Halle (Saale) 49, 53
 Havelberg 48, 61
 Hoyerswerda 50, 54 f.
- Karnzow (Kyritz) 25
 Kirchhain (Fürsternw.) 50
 Köthen (Anhalt) 47
 Kopenhagen 10, 14, 16
 Kussow b. Strelitz (Meckl.) 46
- Laßow (Oststernb.) 58
 Leitzkau (Loburg) 46 f.
 Lichtenow (Friedeberg) 21 ff.
 Liebenwalde (Oranienburg) 58
 Lieberose (Beeskow) 64
 Lods 43 f.
 Luckau 50 f., 55
 Luckow (Angerm.) 48
 Lübbenau (Calau) 50 f.
- Magdeburg 46 ff.
 Meißen 48, 50
 Memel 20
 Michendorf (Potsdam) 46 ff.
 Müschen (Cottbus) 52
- Neudöbern (Calau) 50 ff.
 Neumark 20 f.
 Niederfinow (Ebersw.) 62
 Niederlausitz 50 ff., 66
- Oberlausitz 50 ff.
 Ogrosen (Calau) 50 ff.
 Ohlau (Schles.) 49
 Oßmannstedt (Apolda) 29
- Papitz (Cottbus) 55
 Plieskendorf (Calau) 52
 Putlitz (Pritzwalk) 58
- Rabenstein (Belzig) 58, 61
 Rettchensdorf (Calau) 50, 56
 Reuden (Calau) 55
 Rüdernsdorf b. Bln. (Fürsternw.) 67
 Ruhland (Senftenberg) 50
- Saalhausen (Senftenberg) 55
 Salzwedel 58, 60
- Sandau/Elbe (Havelberg) 48
 Schievelbein (Pomm.) 58
 Schlabendorf (Luckau) 55
 Schlitz, Burg (Meckl.) 34
 Schollene (Havelberg) 46
 Seegefeld (= Falkensee/Nauen) 21
 Senftenberg 50, 52, 56
 Sommerfeld (Crossen) 55
 Sonnenwalde (Finsternw.) 50, 53
 Sorno (Senftenberg) 50
 Spreewald 50 ff.
 Spremberg 50 f.
 Stettin 14
 Stolpe/Oder (Angerm.) 56 ff.
 Straupitz (Lübben) 50, 52
- Tangermünde (Stendal) 58
 Teltow, Land 49
 Teplitz 20
 Torgau 51, 54 f.
- Uckermark 33 f.
 Ubigau (Herzberg) 50
- Vetschau (Calau) 50, 55
 Vierraden (Angerm.) 58
 Vogelherd (Wald b. Neudöbern) 51
- Warschau 28
 Weeze (Geldern) 48
 Wien 20 f., 24 f., 39
 Wiepersdorf (Jüterbog) 33 f.
 Wiesenburg (Belzig) 61
 Wittstock 58
 Wolfshagen (Strasburg/Um) 58
 Wormlage (Calau) 56
 Wurschen (b. Bautzen) 52, 56
- Zernikow (Gransee) 34
 Ziebingen (Weststernb.) 36, 38 f.
 Zobbenitz (Haldensleben) 48
 Zossen 58 f.

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

Herausgegeben im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V.
von Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt
Din A 4, zweispaltig, kartoniert und bebildert, mit Register

- 1950** Stadtrat W. May: Zum Geleit / H. Lucke: Theodor Fontane — ein Vermächtnis / Dr. H. Fricke: Fontanes Bild berlinisch-brandenburgischer Dichtung / Dr. E. Faden: Berlin Hauptstadt — seit wann und wodurch? / A. Ludewig: Die Askanierhofburg Spandau / Dr. J. Seeger: Gemälde im Jagdschloß Grunewald / G. Michel: Auf dem Wege zu einer Grabstättenbildkartei für Berlin und die Mark Brandenburg / B. Stephan: Der Hermsdorfer Milow, seine Familie und seine Zeit / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Luther und die Mark Brandenburg / D. E. Schwartz: Die Kalandbruderschaft in Prenzlau / Der Neuruppiner Kaland (Urkunde von 1391) / H. Methling: Schifffahrt auf der Ucker / M. Henning: Vom Wanderbericht zum Jahrbuch / Bücherschau
- 1951** Dr. G. Stein: Berlins Stadtmauer / E. B. Zornemann: Berlin im Leben und Werk Wilhelm Raabes / G. Schacht, geb. Mengel: Meine Erinnerungen an Theodor Fontane / Dr. M. Krammer: Aus Theodor Fontanes Jugendland / Dr. H. Fricke: Dobbertin. Eine erhalten gebliebene Fontanestätte / Dr. B. Schulze: Der Anteil der Zisterzienser an der ostdeutschen Kolonisation, besonders in Brandenburg / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Biesenthal, Zur askanischen Besitzergreifung des Barnim / H. Methling: Das Wunderblut zu Wilsnack / Dr. E. Schwartz: Beiträge zur Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg. I. Das Ausscheiden der nördlichen Uckermark aus der Diözese des Bistums Kammin. II. Der Prozeß des Prenzlauer Kalands gegen Dorothea Sander (1337 — 1343) / M. Krügel: Buckow in vor- und frühgeschichtlicher Zeit / Dr. G. Klünder: Die Zauche und ihre Pfarreien bis 1600 / Prof. Dr. H. Mitgau: Alt-Frankfurter Studententrachten / Bücherschau
- 1952** Dr. B. Schulze: 200 Jahre staatlicher Verwaltungsbezirk Berlin / Dr. H. Fricke: Louis Vogel, Kleists Freund im alten Landeshause der Kurmark / E. B. Zornemann: Brückenbauer zwischen Stadt und Land — Dem Berliner Heinrich Sohnrey zum Gedächtnis / Beiträge zur Baugeschichte Dahlems.: I. Dipl.-Ing. U. Stroschein, Das Gutshaus, II. Dr. H. E. Pappenheim: Das Rätsel der Dahlemer Dorfaue / Dr. H. Kügler: Gräberts Berliner Volkstheater. Mit einem Anhang: Wer war Pietsch? / Dr. G. Stein: Burg Liebenwalde i. d. Mark / H. Hohn: Karl Ernst Albrecht Kunth. Zur Lebensgeschichte des Berliner Geologen / M. Krügel: Buckow als Mediatstadt. Ein Beitrag zur 700-Jahrfeier 1953 / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben unserer Vereinigung
- 1953** Dr. J. Schmidt: Die steinerne Chronik am Rathaus von Berlin / F. Raede: Das „Graue Kloster“ / Dr. H. Fricke: JEAN PAULS Berliner Abenteuer / Dr. C. Meyer: Aus den Akten der alten preußischen Theaterzensur / Dr. H. Kügler: Fischerstechen und Halloren / Dr. H. E. Pappenheim: Karten und Vermessungswesen im Schaffen Theodor Fontanes / Dr. G. Stein: Zur Baugeschichte der askanischen Burg Spandau / Dr. E. Schwartz: Die Gilden der Gewandschneider, der Krämer und der Häker in Prenzlau / Prof. Lic. Dr. W. Delius: Peter Gustav Schweitzer, Oberprediger zu Kremen / M. Krügel: Buckow, Kämpfe um die Selbstverwaltung / Dr. R. Lehmann: Niederlausitzer Ständevertreter im preußischen Hauptquartier im Dezember 1762 / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben der Vereinigung
- 1954** Dr. E. Kaeber: Willy Hoppe als märkischer Historiker (mit Anhang „Veröffentlichungen von Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe“) / Dr. H. Fricke: Fontanes Historik / A. Ludewig: Markt und Kaufhaus im mittelalterlichen Spandau / Dr. E. Faden: Der Berliner Tumult von 1615 / Dr. R. Lehmann: Lübbenau im Revolutionsjahr 1848 / Dr. C. Meyer: Das Theater Franz Wallners (1855-1867) / W. Eulert: Julius Schoppe — ein Maler des Biedermeier / Dr. H. Kügler: Der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe / Univ.-Prof. Dr. F. Solger: Die Entstehung der Buckower Landschaft / Dr. O. Korn: Wabrenze — Lorenzfeld. Zur Wüstungskunde der Altmark / Dr. E. Schwartz: Der Handelsstand in Prenzlau vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Einführung der Gewerbefreiheit / Dr. H. E. Pappenheim: Geographie als Rüstzeug Theodor Fontanes / M. Henning: Das festliche Jahr

Schriften 1 W. Wohlberedt, Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung. IV. Teil

Schriften 2 W. Wohlberedt, Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung I. Teil (Neudruck!)

Märkischer Wandergruß. Beiträge zur Landesgeschichte.

Herausgegeben von Dr. Heinz Gebhardt (1951)

Wertvolle Arbeiten von E. Dux, Dr. E. Faden, Dr. M. Krammer, M. Krügel, Dr. H. Kügler, A. Ludewig, H. Methling, W. Schmidt, Dr. B. Schulze, Prof. Dr. F. Solger, B. Stephan.

Fast vergriffen!

Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54

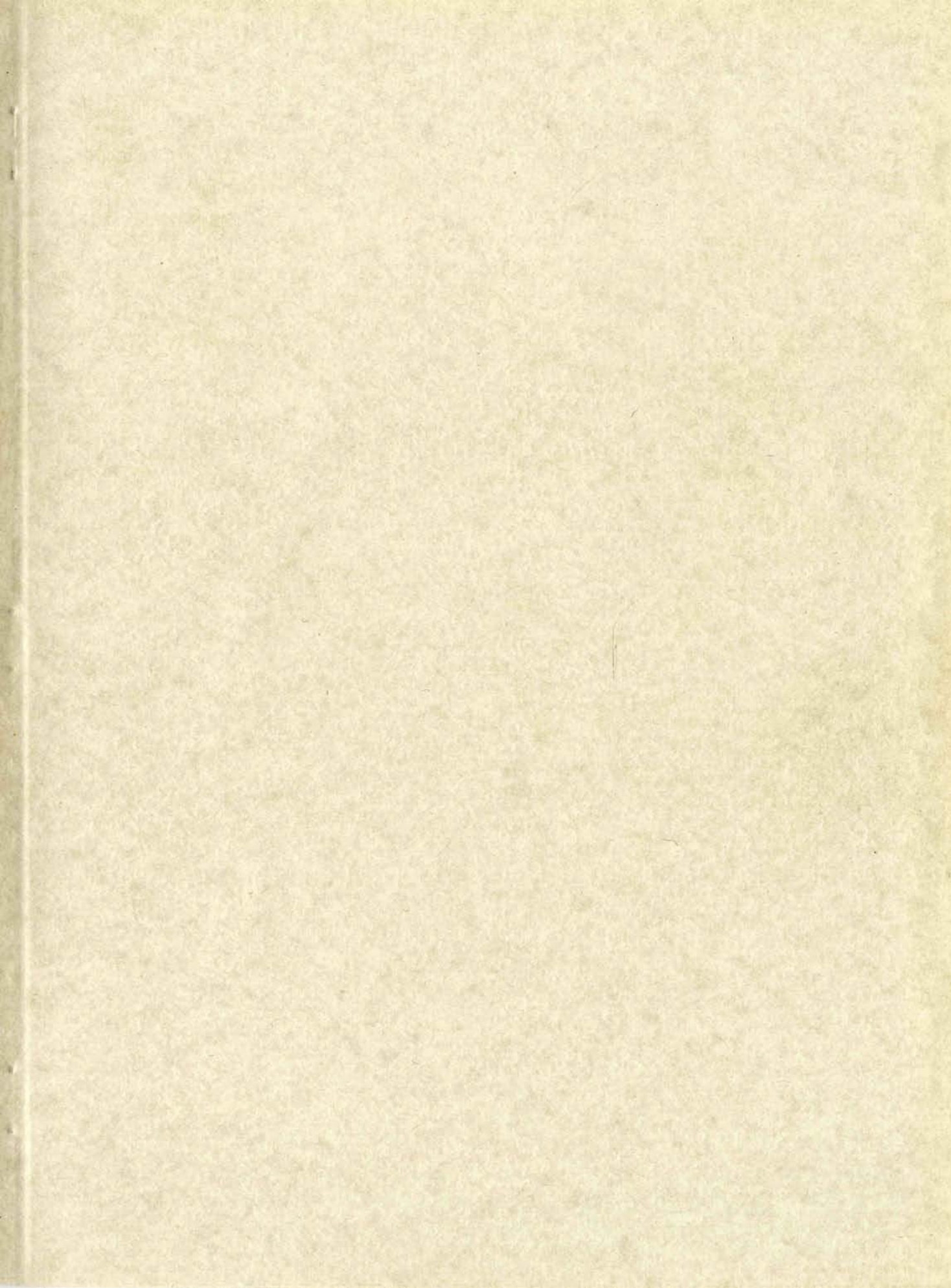
Es kosten die Jahrbücher je 4,50 DM
der Märkische Wandergruß 3,— DM
Schriften 1 2,75 DM
Schriften 2 4,— DM



KARL SALOMO

Berlin-Neukölln

800 Expl. / Dez. 1955



www.books2ebooks.eu